

Werk

Titel: Heft 3

Ort: Bern

Jahr: 2003

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?519763432_0018 | LOG_0050

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Sozial.Geschichte

Heft 3
2003

Zeitschrift für historische Analyse
des 20. und 21. Jahrhunderts

FREMDE — MITTLER ZWISCHEN DEN KULTUREN

DER BEGINN DER «ENDLÖSUNG» IN FRANKREICH

«GENERALPLAN WEST»

GESCHICHTE DES OPERAISMUS

Peter Lang

Anschrift der Redaktion

Zeitschrift *Sozial. Geschichte*
Fritz-Gansberg-Straße 14, D-28213 Bremen
Redaktionssekretariat
Tel: 0049 421-218-9125
Fax: 0049 421-218-9496
E-Mail: Sozial.Geschichte@brainlift.de
Internet: www.stiftung-sozialgeschichte.de

Verlag

Peter Lang AG
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Hochfeldstrasse 32
CH – 3000 Bern 9
Tel: 0041 31 306 17 17
Fax: 0041 31 306 17 27
E-Mail: Info@peterlang.com
Internet: www.peterlang.net

Satz und Druck

Satz: Renate Rolfs, Dreis-Brück, Deutschland
Druck: Rosch Buch GmbH, Deutschland

Erscheinungsweise

Dreimal pro Jahr: Februar, Juni, Oktober

Preis

Einzelheft: CHF 17.– / € 1* 12.30 / € 2** 11.50
Abonnement: CHF 48.– / € 1* 34.– / € 2** 32.–
zu beziehen direkt über den Verlag www.peterlang.net
ISSN 1660-2870 (früher 0930-9977)

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in Historical Abstracts and America: History and Life

Hinweise zur Manuskriptvorbereitung können aus dem Internet
www.stiftung-sozialgeschichte.de heruntergeladen oder im Redaktionssekretariat
angefordert werden.

Ausführliche Hinweise zur Redaktion finden sich auf Seite 2.

* Der €1-Preis ist inkl. MWSt. und nur gültig für Deutschland und Österreich.

** Der €2-Preis ist excl. MWSt.

Sozial.Geschichte
Zeitschrift für historische Analyse
des 20. und 21. Jahrhunderts

Herausgeber

Karl Heinz Roth, Angelika Ebbinghaus, Marcel van der Linden
Im Auftrag der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen

Redaktion

Die Herausgeber in Zusammenarbeit mit den Themenredaktionen

Entwicklungstendenzen des Weltsystems

Dr. Dr. Karl Heinz Roth (vorläufig)

»Ethnische Säuberungen« und Grenzregimes

Dr. Ingo Haar

Dr. Claudia Kraft

Gender History

Dr. Angelika Ebbinghaus (vorläufig)

Geschichte der NS-Diktatur

Prof. Dr. Rüdiger Hachtmann

Prof. Dr. Jörg Wollenberg

Marc Buggeln M.A.

Prof. Dr. Dietrich Eichholtz

Geschichte der Sozialwissenschaften

Prof. Dr. Lothar Peter, Gerhard Schäfer

Prof. Dr. Sergio Bologna

Prof. Dr. Heidrun Kaupen-Haas

Geschichte der USA und Kanadas

Prof. Dr. Dirk Hoerder,

Michaela Hampf M.A.

PD Dr. Christiane Harzig, Dr. Olaf Stieglitz

Geschichtstheorie

Prof. Dr. Peter Schöttler

Dr. Sven Reichardt, PD Dr. Raimund Kemper

Kolonialismus/Postkolonialismus

Dr. Jürgen Zimmerer

Prof. Dr. Sebastian Conrad

PD Dr. Thomas Fischer

Migrationsgeschichte

PD Dr. Christiane Harzig, Dr. Michael Esch

Prof. Dr. Dirk Hoerder

Der Nahe und Mittlere Osten in Geschichte und Gegenwart

Dr. Wolfgang G. Schwanitz

Prof. Dr. Gerhard Höpp, Alexandra Senfft M.A.

Dr. Moshe Zuckermann

Psychohistorie, Psychiatrie- und Medizingeschichte

Dr. Dipl. Psych. Angelika Ebbinghaus

Prof. Dr. Wolfgang U. Eckart

Transkontinentale Arbeitergeschichte – Arbeitsverhältnisse

Prof. Dr. Marcel van der Linden

Prof. Dr. Walther L. Bernecker

Prof. Dr. Andrea Komlosy, Dr. Lydia Potts

Wirtschaftsgeschichte und -theorie

Bernhard Walpen M.A.

Prof. Dr. Michael Krätke, Dr. Dieter Plehwe

Weitere Angaben und Kontaktmöglichkeiten zu den Themenredaktionen finden Sie unter www.stiftung-sozialgeschichte.de

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Walther L. Bernecker

Prof. Dr. Dietrich Eichholtz

Prof. Dr. Heide Gerstenberger

Prof. Dr. Hans Medick

Prof. Dr. David Montgomery

Prof. Dr. Adelheid von Saldern

Prof. Dr. Peter Schöttler

Prof. Dr. Hans-Josef Steinberg

Anschrift der Redaktion

Zeitschrift *Sozial. Geschichte*

Fritz-Gansberg-Straße 14, D-28213 Bremen

Lektorat Dr. Angelika Ebbinghaus

Redaktionssekretariat Jana Sonntag

Tel: 0049(0)421-218-9125 Fax: 0049(0)421-218-9496

E-mail: Sozial.Geschichte@brainlift.de Homepage: www.stiftung-sozialgeschichte.de

Hinweise zum Bestellen, Kaufpreis und Verlag finden sich auf der Innenseite des Umschlags

Sozial.Geschichte
Zeitschrift für historische Analyse
des 20. und 21. Jahrhunderts
Neue Folge, 18. Jahrgang, Oktober 2003, Heft 3

Sozial.Geschichte ist die Neue Folge von 1999
Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts

Sozial.Geschichte Heft 3/2003

Inhalt

Forschung

- Dirk Hoerder* »Nützliche Subjekte« – Fremde – Mittler
zwischen den Kulturen: Migration und Transkulturalität
in Europa 1600–1914 7

- Ahlich Meyer* Der Beginn der »Endlösung« in Frankreich –
offene Fragen 35

Dokumentation

- Peter Schöttler* Eine Art »Generalplan West«
Die Stuckart-Denkschrift vom 14. Juni 1940 und die Planungen
für eine neue deutsch-französische Grenze im Zweiten Weltkrieg 83

Diskussion

- Sergio Bologna* Der Operaismus als Objekt
der historischen Forschung 132

- Dieter Nelles* Die Rehabilitation eines Gestapo-Agenten:
Richard Krebs/Jan Valtin 148

Buchbesprechungen

- Elazar Barkan* Völker klagen an. Eine neue internationale Moral,
besprochen von Jürgen Zimmerer 159

- Stuart E. Eizenstat* Unvollkommene Gerechtigkeit. Der Streit
um die Entschädigung der Opfer von Zwangsarbeit
und Enteignung. Mit einem Vorwort von Elie Wiesel,
besprochen von Jan Surmann 160

<i>Susanne Heim (Hg.)</i> Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus, besprochen von Rüdiger Hachtmann	162
<i>Jens-Christian Wagner</i> Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, besprochen von Rainer Eisfeld	164
<i>Alexandra-Eileen Wenck</i> Zwischen Menschenhandel und »Endlösung«: Das Konzentrationslager Bergen-Belsen, besprochen von Jörg Wollenberg	167
<i>Sabine Moller/Miriam Rürup/Christel Trouvé (Hg.)</i> Abgeschlossene Kapitel? Zur Geschichte der Konzentrationslager und der NS-Prozesse, besprochen von Jens Christian Wagner	170
<i>Markus A. Weingardt</i> Deutsche Israel- und Nahostpolitik. Die Geschichte einer Gratwanderung, besprochen von Wolfgang G. Schwanitz	172
<i>Michael Burleigh</i> Tod und Erlösung. Euthanasie in Deutschland 1900–1945, besprochen von Angelika Ebbinghaus	174

Annotationen

Hans-Ulrich Seidt: Berlin – Kabul – Moskau. Oskar Ritter von Niedermayer und Deutschlands Geopolitik (K.H.R.);
Jan Kuhlmann: Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte (W.G.S.); *Lew Besymenski:* Stalin und Hitler. Das Pokerspiel der Diktatoren (K.H.R.);
Lothar Kettenacker (Hg.): Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940–45 (A.E.);
Robert Castel: Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit (L.P.); *Niels Hansen:* Aus dem Schatten der Katastrophe. Die deutsch-israelischen Beziehungen in der Ära Konrad Adenauer und David Ben Gurion (W.G.S.);
Erhard Knauer/Friedel Schulz/Heiner Lepper (Hg.): 125 Jahre Rheinische Kliniken Düren – gestern, heute morgen (A.E.);
Dietrich Kuhlbrodt: Das Kuhlbrodtbuch (A.E.); *Chitra Joshi:*

Lost Worlds. Indian Labour and Its Forgotten Histories (M.v.d.L.); <i>Angel Smith (Hg.)</i>: Red Barcelona. Social Protest and Labour Mobilization in the Twentieth Century (M.v.d.L.); <i>Donna R. Gabaccia</i>: Immigration and American Diversity. A Social and Cultural History (D.H.); <i>Wsevolod W. Isajiw</i>: Understanding Diversity. Ethnicity and Race in the Canadian Context (D.H.); <i>Peter S. Li</i>: Destination Canada. Immigration Debates and Issues (D.H.); <i>Herbert Schuil/Holger Paetow (Hg.)</i>: Keynes heute. Festschrift für Harald Mattfeldt zum 60. Geburtstag (K.H.R.); <i>André Mommen</i>: Eens komt de grote crisis van het kapitalisme. Leven en werk van Jenö Varga (M.v.d.L.)	177
Summaries	184
Autorinnen und Autoren	189

Dirk Hoerder
 »Nützliche Subjekte« – Fremde –
 Mittler zwischen den Kulturen:
 Migration und Transkulturalität
 in Europa 1600–1914

DIE Gesellschaften Europas und Nordamerikas werden einander traditionell als Auswanderungs- und Einwanderungsgesellschaften gegenübergestellt. Trotz ideologiekritischer und diskursanalytischer Ansätze seit den 1960er Jahren hat sich in Wissenschaft und öffentlichem Diskurs an dieser Auffassung nur wenig geändert, obwohl die gesamte Begrifflichkeit einer kritischen Analyse nicht standhält, wie mit drei Beispielen demonstriert werden soll. (1) Die Ausgangsregion Europa wird in Nationalstaaten unterteilt, beziehungsweise MigrantInnen werden als Deutsche, Engländer, Schweizer, Polen bezeichnet. Sprachliche und historische Genauigkeit belegen jedoch, dass es sich hier um eine imaginäre Ethnologie, eine Projektion von Vorstellungen auf komplexe Gesellschaften handelt. »Deutsche« beispielsweise lebten bis 1871 in vielfältigen Kleinstaaten, in einem Teil der Schweiz und in einem Teil des Reiches der Habsburger. »Deutsch-sprachig« wäre eine korrekte Bezeichnung. Auch »Engländer« wie »Schweizer« lebten in vielkulturellen Staatsgebilden, die deutsch-, französisch-, italienisch- und rätoromanischsprachige bzw. englische, walisische, schottische und irische kulturelle Gruppen, alle intern differenziert, umfassten. »Polen« wiederum lebten, seit den Teilungen ohne eigene Staatlichkeit, in drei Imperien. (2) Das bis in die Gegenwart existierende »westfälische« Staatensystem entstand 1648 im Westfälischen Frieden am Ende des Dreißigjährigen Krieges, war also eine dynastische Organisationsform, die Souveränität mit Territorialität verband. Im Zeitalter der Revolution wurde dieser Definition konzeptionell die Volkssouveränität gleich gestellt, ohne dass die dadurch entstehende Widersprüchlichkeit in der politischen Theorie thematisiert wurde. (3) Schließlich ist

der Begriff des demokratischen National-Staates in sich widersprüchlich: in demokratischen Staaten sind alle BürgerInnen vor dem Gesetz gleich, auch wenn dies für Bürgerinnen erst verspätet verwirklicht wurde. In Nationen sind Angehörige der hegemonialen Kultur, der Nation, gegenüber Angehörigen subalternen Kulturen, die als »Minderheiten« bezeichnet werden, privilegiert. Es herrscht häufig Ungleichheit vor dem Gesetz oder zumindest in der politischen Praxis.¹

Neben der Gegenüberstellung der europäischen und nordamerikanischen Gesellschaften ging auch dieses widersprüchliche Konglomerat von Konzepten und Vorstellungen in die traditionelle Terminologie der Migrationsforschung ein: Auswanderer verlassen ein Herrschaftsgebiet an einer zwischenstaatlichen Grenze; Einwanderer reisen hingegen an internationalen Grenzen ein. Als Angehörige einer Nation siedeln sie in kulturell und nachbarschaftlich-territorial umgrenzten »ethnischen« Enklaven (»Klein-Deutschland«). In sogenannten Einwanderungsländern können sie oder ihre Nachfahren die Staatsangehörigkeit erwerben, in Staaten, die sich nicht als Einwanderungsland verstehen, bleiben sie Personen mit minderem Rechtsstatus, werden bezeichnet als »Ausländer«, »Fremde«, Flüchtlinge oder Arbeitskräfte auf Zeit. Da nationale Kulturen durch territoriale Grenzen voneinander getrennt sind, werden MigrantInnen auch als »entwurzelt« oder als »zwischen Kulturen« lebend bezeichnet.

Paradigmenwechsel in der Migrationsforschung

In der Migrationsforschung, aber nicht in der national beschränkten Geschichtsschreibung, sind diese sozialisationsbedingten impliziten Kategorien von HistorikerInnen seit den 1980er Jahren aufgrund empirischer Erforschung der Wanderungsbewegungen und der Konstruktion von Nationalität abgelöst worden durch die Analyse und Beschreibung von komplexen Prozessen von Bevölkerungsentwicklungen durch Zu- und Abwanderung auf Zeit oder auf Dauer, von transnationalen oder transkulturellen Lebensformen der MigrantInnen und der kulturellen Veränderungen in den Aufnahme-

1 Zur historischen Entwicklung vgl.: David Held, *Democracy and the Global Order. From the Modern State to Cosmopolitan Governance*, Stanford/Cal. 1995, S. 3–98; zu Entwicklungen in der Gegenwart Michael Zürn, *Regieren jenseits des Nationalstaates. Globalisierung und Denationalisierung als Chance*, Frankfurt/M. 1998.

gesellschaften. Seit langem schon haben in Kanada und den USA HistorikerInnen die nationale Homogenität von Kulturen durch Modelle vielfältigen interkulturellen Austausches ersetzt und den Prozess der Nationsbildung als ideologisch-diskursives Konstrukt dechiffriert, dem allerdings seit Ende des 19. Jahrhunderts nationale Institutionen, soziale Sicherungssysteme und Zugehörigkeits- bzw. Ausschlussdokumente (»Pässe«) eine eigenständige Existenz gegeben hatten.²

Gesellschaftliche Lebensformen, wie für das »sesshafte« Europa seit langem beschrieben, sind ohne die Einbeziehung der Migration in ihren vielfältigen Formen unverständlich. Bäuerliche Familien, die oft als an der Scholle klebend beschrieben werden, mussten, wenn mehr als zwei Kinder geboren wurden und überlebten, das Land und damit die Existenzgrundlage teilen oder Kinder »in die Ferne« schicken. Sie gingen als Kolonisatoren in andere dünn besiedelte, landwirtschaftlich nutzbare Regionen oder – mit einer gewissen Aggressivität – in dichter besiedelte Gebiete, in denen Vertreibungen vorausgegangen oder die Folge ihres Kommens waren, oder, dies gilt besonders für die Töchter, in benachbarte Städte. Aufgrund der hohen durch die hygienischen Zustände bedingten Todesraten konnten Stadtbevölkerungen im christlichen Europa – das Papsttum hatte die muslimischen und jüdischen Reinigungsrituale als unchristlich verurteilt – nur durch kontinuierliche Zuwanderung ein stabiles Niveau halten oder Wachstum erreichen.³ Darüber hinaus waren die Eliten bis ins 19. Jahrhundert transeuropäisch: die Adelsfamilien heirateten gesamteuropäisch, die Gelehrten bildeten eine transeuropäische *universitas*, die politische Theorie wurde transeuropäisch entwickelt, die Religiosität wurde erst seit der katholisch-protestantischen Glaubensspaltung durch einzelne Dynastien beschützt, aber auch instrumentalisiert und so »dynastisiert« oder »nationalisiert«.⁴

2 John Torpey, *The Invention of the Passport. Surveillance, Citizenship and the State*, Cambridge 2000; Christiane Harzig / Dirk Hoerder / Adrian Shubert (Hrsg.), *Negotiating Nations: Exclusions, Networks, Inclusions*, in: *Histoire sociale – Social History*, 34 (2000).

3 Dirk Hoerder, *Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millennium*, Durham/ N. C. 2002, S. 59–91.

4 Thomas A. Brady, Jr. / Heiko A. Oberman / James D. Tracy (Hrsg.), *Handbook of European History 1400–1600. Late Middle Ages, Renaissance and Reformation*, 2 Bde., Leiden 1994; Winfried Schulze, *Die Entstehung des nationalen Vorurteils. Zur Kultur der Wahrnehmung fremder Nationen in der europäischen Frühen Neuzeit*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 46 (1995), S. 642–65; Hagen Schulze, *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*, München 1999.

Den transeuropäischen integrativen Aspekten steht sub-staatliche differenzierende regionale Vielfalt gegenüber.⁵ Die Kultur als Lebensform von breiten Bevölkerungsschichten war regionsspezifisch: oberbayrisch, norddeutsch, hansestädtisch oder sizilianisch, süditalienisch, norditalienisch mit jeweils vielen lokalen Varianten. Entsprechend schlossen sich die »deutschen« oder »italienischen« Auswanderer in Nordamerika nicht in »national« sondern in regional definierten kulturellen Verbänden zusammen und erschienen im 19. und 20. Jahrhundert als »Deutsche« oder »Italiener« nur, weil die Empfängergesellschaften die regionale Vielfalt nicht erkennen konnten oder weil es in den USA und Kanada politisch sinnvoller war, eine Großgruppe mit politischem Einfluss zu bilden.

Der Paradigmenwechsel in der transatlantischen Migrationsforschung lässt sich an den um zwei Jahrzehnte auseinander liegenden amerikanischen und kanadischen Synthesen zum Thema Zuwanderung nachvollziehen: von umgrenzten ethnischen Gruppen und Identitäten zu ethno-kultureller Interaktion und multiplen Identifikationen.⁶ Die theoretischen Innovationen von nordamerikanischen ForscherInnen, die im Kontext von Migrationsdiskursen sozialisiert worden waren und die entsprechenden Fragen stellten, sind für Europa übernommen worden; zuerst in vielkultureller Neukonzipierung von national-staatlichen Interpretationen,⁷ dann durch europaweite Synthe-

5 Stellvertretend für zahlreiche Untersuchungen: Samuel L. Baily, *The Village-Outward Approach to the Study of Social Networks: A Case Study of the Agnonesi Diaspora Abroad, 1885–1989*, in: *Studi Emigrazione* (Rom), XIX, 105 (März 1992), 43–67; Eugene Weber, *Peasants into Frenchmen. The Modernization of Rural France, 1870–1914*, Princeton 1962.

6 Stephan Thernstrom (Hrsg.), *Harvard Encyclopedia of American Ethnic Groups*, Cambridge/Mass. 1980; Wsevolod W. Isajiw, *Understanding Diversity. Ethnicity and Race in the Canadian Context*, Toronto 1999; Peter S. Li, *Destination Canada. Immigration Debates and Issues*, Toronto 2003.

7 Grossbritannien: Kenneth Lunn (Hrsg.), *Hosts, Immigrants and Minorities*, Folkestone 1980; Colin Holmes, *John Bull's Island: Immigration and British Society, 1871–1971*, London 1988; Linda Colley, *Britons. Forging the Nation, 1707–1837*, New Haven 1992. Frankreich: Yves Lequin (Hrsg.), *La mosaïque France. Histoire des étrangers et de l'immigration*, Paris 1988, überarbeitete Fassung: *Histoire des étrangers et de l'immigration en France*, Paris 1992; Laurent Gervereau / Pierre Milza / Emile Temime (Hrsg.), *Toute la France. Histoire de l'immigration en France au XXe siècle*, Paris 1998; Gérard Noiriel, *Le Creuset français. Histoire de l'immigration XIXe–XXe siècles*, Paris 1988, England: *The French Melting Pot. Immigration, Citizenship, and National Identity*, Minneapolis 1996; Maxim Silverman, *Deconstructing the Nation. Immigration, Racism and Citizenship in Modern France*, London 1992. Benelux: Jan Lucassen / Rinus Penninx, *Nieuwkomers, Immigranten en hun nakomelingen in Nederland, 1550–1985*, Amsterdam 1985, engli-

sen,⁸ schließlich komparativ.⁹ Da diese Forschungen überwiegend in englischer Sprache veröffentlicht wurden, bzw. in anderen nationalen europäischen Sprachen, hat sich hier ein integrierter Diskurs nur über die Social Science History Association der USA und die European Social Science History Conference, koordiniert vom Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam, entwickelt. Nationale, und das heißt vielfach immer noch mono-linguale, wissenschaftliche Diskurse bleiben in dieser Hinsicht vielfach rückständig. Allerdings haben im europäischen Wissenschaftsbetrieb die Rück- und Fluchtwanderungen der Periode der Entkolonialisierung in Frankreich, Großbritannien und in den Niederlanden sowie die Arbeitswanderungen (»Gastarbeiter«) und die Ankunft von MigrantInnen aus der »Dritten« Welt europaweit zu neuen Fragestellungen

sche überarbeitete Fassung: *Newcomers. Immigrants and Their Descendants in the Netherlands 1550–1995*, Amsterdam 1997; Anne Morelli (Hrsg.), *Histoire des étrangers et de l'immigration en Belgique de la préhistoire à nos jours*, Brüssel 1992. Deutschland: Klaus J. Bade (Hg.), *Deutsche im Ausland. Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart*, München 1992; Hans H. Hahn / Peter Kunze (Hrsg.), *Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert*, München 1999. Österreich: Heinz Fassmann, *A Survey of Patterns and Structures of Migration in Austria, 1850–1900*, in: Dirk Hoerder (Hrsg.), *Labor Migration in the Atlantic Economies. The European and North American Working Classes During the Period of Industrialization*, Westport, Ct. 1985, 69–93; Adam Wandruszka / Peter Urbanitsch (Hrsg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1913*, Wien seit 1973, bes. Band 3: *Die Völker des Reiches*, 1980.

- 8 Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, München 2000; Dirk Hoerder, *Cultures in Contact* (wie Anm. 3), Kap. 1–5, 12–14; Leslie Page Moch, *Moving Europeans. Migration in Western Europe since 1650*, 2. Aufl. Bloomington, Ind. 2003. Zu speziellen Aspekten siehe Dirk Hoerder (Hrsg.), *Labor Migration in the Atlantic Economies*; Nicholas Canny (Hrsg.), *Europeans on the Move. Studies on European Migration 1500–1800*, Oxford 1994; Michael John / Oto Luthar (Hrsg.), *Un-Verständnis der Kulturen. Multikulturalismus in Mitteleuropa in historischer Perspektive*, Klagenfurt/Celovec 1997.
- 9 James H. Jackson, Jr. / Leslie Page Moch, *Migration and the Social History of Modern Europe*, in: *Historical Methods*, 22 (1989), S. 27–36, auch in: Dirk Hoerder / Moch (Hrsg.), *European Migrants. Global and Local Perspectives*, Boston 1996, S. 52–69; Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton 2000; Dirk Hoerder / Christiane Harzig / Adrian Shubert (Hrsg.), *The Historical Practice of Diversity. Transcultural Interactions from the Early Modern Mediterranean to the Postcolonial World*, New York 2003; Christiane Harzig / Danielle Juteau (Hrsg.), *The Social Construction of Diversity. Recasting the Master Narrative of Industrial Nations*, New York 2003.

geführt, bzw. haben sie in national denkenden Wissenschaftlerkreisen erzwungen.¹⁰

Wanderungstraditionen in Europa bis um 1800

Das Bild von »Europa« als geographischer Kontinent und als sozialer Kulturraum verstellt den Blick darauf, dass Ausgangspunkt der »europäischen« Geschichte der multikulturelle Mittelmeerraum war, also ein Sozial- und Wirtschaftsraum dreier Kontinente und Religionen sowie vielfältigen Zivilisationen; dass wirtschaftsräumliche Großregionen wie Ostseeraum, Nordseeraum, Zentraleuropa, neben materiellem auch immer kulturellen Austausch förderten; dass historisch ein Zusammenleben von Kulturen zuerst auf der iberischen Halbinsel, dann in dem multi-ethnisch strukturierten Osmanischen Reich, dann in den Imperien besonders der Habsburger, der Romanov, aber auch der Hohenzollern praktiziert wurde. Die Praxis wurde im Osmanischen Reich aus einem Konzept kultureller und religiöser Vielfalt und weitgehend neutraler Herrschaft entwickelt, im Fall der Habsburger ex post und interessengeleitet als »Vielvölkerstaat« theoretisch abgesichert. Das in der Gegenwart postulierte »Europa der Regionen« knüpft an diese verschütteten historischen Traditionen kulturell-regionaler Vielfalt an.

In Schulgeschichtsbüchern endet Migrationsgeschichte meist mit dem Sesshaftwerden nach den »Völkerwanderungen«. Doch lassen sich vielfältige regionale und interregionale Wandervorgänge nachweisen und es ist zu fragen, weshalb sie verschwiegen oder verfälscht werden. Anfangs waren agrarische Kolonisationswanderungen, die auch Hörige umfassten, von besonderer Bedeutung. Nur in den hochurbanisierten Gebieten Oberitaliens, der süddeutschen Staaten und der Niederlande war städtische Zuwanderung früh ausschlaggebend für kulturelle Vielfalt. Im Gefolge der reforma-

10 Noch 1982 forderten Biologen, Astronomen und Naturwissenschaftler im sog. Heidelberger Manifest die Begrenzung der Einwanderung insbesondere von Türken, da »die Integration großer Massen nichtdeutscher Ausländer [...] ohne Gefährdung des eigenen Volkes, seiner Sprache, Kultur und Religion nicht möglich« sei (dokumentiert in der Frankfurter Rundschau, 4. März 1983). Diese Behauptung schließt an die Denkschrift des Alldeutschen Verbandes an die deutschen Bundesregierungen vom 12. Februar 1916 »betr. Schluß der Reichsgrenzen gegen unerwünschte Einwanderung« (Mainz, Bamberg, Düsseldorf 1916) an. Anlässlich des 44. Deutschen Historikertages, Halle 2002, äußerte sich der einst kritische Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler in einem Interview (taz 10. September 2002) mit gleicher Zielrichtung gegen die überwiegend türkische »muslimische Diaspora«.

torischen Bewegungen und des Zerfalls der einheitlichen, sogenannten west-römischen katholischen Kirche erzwangen die zahlreichen Religionskriege umfangreiche Fluchtwanderungen, bis schließlich im ersten europäischen (oder Dreißigjährigen) Krieg ein Drittel der zentraleuropäischen Bevölkerung vernichtet und eine neue Staats- und Religionsordnung im Westfälischen Frieden konzipiert wurde. Dennoch dekretierten Herrscher weitere Vertreibungen, z.B. der Hugenotten aus Frankreich, deren Ankunft in vielen benachbarten dynastischen Staaten jedoch als Gewinn von menschlicher Wirtschaftskraft angesehen wurde: Im Augenblick der Grenzüberschreitung wurden Flüchtlinge zu Wirtschaftsmigranten.

Unter dem dynastischen Untertanen-Konzept und im Rahmen merkantilistischer Wirtschaftspolitik konnten die zuwandernden hugenottischen Gruppen Sonderrechte aushandeln: Sie durften eigene Schulen und Kirchen gründen, die französische Sprache beibehalten, mussten – zum Beispiel in Berlin – nicht kulturell preußisch werden. Die »absolutistischen« Staaten setzten Kultur nicht absolut, sondern die Herrscher handelten mit Gruppen oder Korporationen von Untertanen den Rechtsstatus in dynastischem oder staatlichen Interesse aus. Diese Periode endete mit dem zweiten europäischen (oder Napoleonischen) Krieg und den revolutionären Neukonzipierungen von Untertanen als Bürger und Bürgerinnen der Gesellschaften, die entsprechend dem Denken der Aufklärung mit Menschenrechten, einschließlich politischen Rechten, ausgestattet und entsprechend dem Denken der Romantik in nationale Kulturen eingebettet waren. Die neuen Staaten tolerierten Vielfalt der Religionen, aber nicht der politischen Meinungen. Statt religiöser Verfolgung zwang politische Verfolgung Menschen ins Exil.

Mit der Erfindung und Einführung des Nationskonzeptes setzten die republikanisch-demokratischen Staaten die nationale Kultur absolut und zwangen Zuwanderer in Assimilationsprozesse oder beließen sie in minderer Rechtsstellung. Staatsangehörigkeitsrecht wurde ein Instrument der Exklusion. Der englische Ausdruck für Einbürgerung, *naturalization*, belegt, dass unter dem Nationalstaats-Konzept Fremde als unnatürlich angesehen wurden.

Im folgenden sollen auf Städte zentrierte Wanderungen beispielhaft dargestellt werden, um die traditionelle Vielfalt europäischer Gesellschaften – oder von Teilen von ihnen – zu zeigen. Frankfurt am Main, als Beispiel einer blühenden Handelsstadt, beherbergte um 1600 mehrere Tausend temporär zugewanderte Handwerksgesellen, 3.000 Protestanten, die aus den katholischen Niederlanden geflüchtet waren, und 2.500 Juden – 40 Prozent von insgesamt 20.000 Einwohnern. Die Gesamtbevölkerung stieg von 11.500

um 1500, auf 20.000 um 1600 und nach jahrzehntelanger Bevölkerungsverringerung auf 27.500 um 1700 – natürliches Bevölkerungswachstum trug nur in zwei dieser zwanzig Jahrzehnte zum Wachstum bei. Ein anderes Beispiel ist die Neugründung von Städten, die immer der Anwerbung und spontaner, interessengeleiteter Wanderung bedurfte. Göteborg, an der schwedischen Westküste, wurde 1603/1619 gegründet und sollte eine niederländische Ansiedlung werden, um den wirtschaftlich stagnierenden Ostseeraum an die ökonomisch führende urbanisierte Region Nordwest-Europas und des Nordseeraums anzubinden. Angesichts der wirtschaftlichen Chancen kamen ZuwandererInnen auch aus anderen europäischen Regionen und aus Schweden selbst. Dies wurde in der Gründungsurkunde der Stadt reflektiert. Der Rat setzte sich zusammen aus vier Schweden, drei Niederländern, drei Deutschen und zwei Schotten. Die Interkulturalität ermöglichte ein flexibles Aushandeln von Kompromissen und eine Vielfalt der Optionen. Sie trug entscheidend zu der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt bei, da jede der Gruppen unterschiedliche Fertigkeiten, Fähigkeiten und kommerzielle Beziehungen einbrachte. In dieser Periode wurden Zuwanderer, gleich ob sie auf Zeit oder dauerhaft kamen, ganz unterschiedlich eingegliedert: auf der Basis von Diskriminierung (Juden), polischer Partizipation (Göteborg und andere Städte in Europa), politischer Selbstverwaltung und ethno-merkantiler Vielfalt (im Mittelmeerraum und in den *trade emporia* des Indischen Ozeans), mit Privilegien (Hugenotten mit individuellen, sozialen, und wirtschaftlichen Ressourcen) oder im Rahmen institutionell abgesicherter religiöser Vielfalt (*millet* und *malhülle* System in den Städten des osmanischen Reiches).

Die geplante Expansion von Städten, die Intensivierung der Funktion von Hafenstädten oder anderer kommerzieller Zentren oder die Anlage neuer Bergwerksorte erforderten umfangreiche Zuwanderung. Als Anreiz legten die jeweiligen Herrscher Privilegien in Freibriefen fest. Um beispielsweise Livornos Position in Konkurrenz zu anderen Mittelmeerhäfen zu verbessern, stattete Cosimo I. Medici die Stadt mit Freihafenprivilegien aus und dekretierte, als die Entwicklung trotzdem nicht den angestrebten Zielwert erreichte, Religionsfreiheit. Juden und Morisken kamen als Einzelmigranten oder mit Familien. Handwerker, Händler und Kaufleute wanderten aus vielen Kulturen zu. Die Gründung von St. Petersburg, 1703, und die Modernisierungspolitik von Zar Peter I. initiierte umfangreiche Zuwanderung von finnischen Arbeitern, Handwerkern deutscher und finnischer Herkunft, von Wasserbauexperten der Nordsee-Küstengesellschaften und von Kaufleuten

aus deutschen und niederländischen Städten. Der Winterpalast wurde von einem italienischen Architekten entworfen. Zwei Jahrzehnte nach ihrer Gründung zählte die Stadt 40.000 Einwohner, weitere achtzig Jahre später 225.000. Mit Ernennung zur Hauptstadt zogen auch russische Kaufleute und vor allem Verwaltungsangestellte sowie Militärangehörige mit ihren Familien zu. Saisonale Zuwanderung von Arbeitskräften und touristische Besuche ermöglichten den Frauen im Umland, an »Fremde« zu vermieten. Weibliche Dienstboten kamen in großen Zahlen. Die Bevölkerungen Livornos und St. Petersburgs waren, wie viele andere, »multikulturell«, aber im Denken der Zeit wurden die ZuwandererInnen nicht nach ihrer kultureller Eigenheit klassifiziert sondern als Wirtschaftsbürger für spezifische ökonomische Sektoren.¹¹

Eine Ausweitung der Perspektive von Städten und Metropolen auf Staaten lässt erkennen, dass neben Russland Schweden und die Niederlande im 17. Jahrhundert Einwanderungsländer waren.¹² Die Niederlande – als hochproduktive urbane Gesellschaften im Prozess kolonialer Expansion – deckten ihren Arbeitskräftebedarf durch Zuwanderung aus den umliegenden deutsch- und französischsprachigen Regionen, aber Seeleute und Dienstmädchen kamen auch aus den skandinavischen Gesellschaften. Eine durchdachte Eingliederungspolitik diente der Gesellschaft und den Zuwanderern. Der Politökonom William Petty beschrieb das System 1671 folgendermaßen: Die Einheimischen waren nicht mehr bereit, als schlechtbezahlte Soldaten, Viehhirten oder Drainagearbeiter ihr Brot zu verdienen: »[Soldiers] they can hire from England, Scotland and Germany, to venture their lives for Six pence a day, whilst themselves safely and quietly follow such Trades, whereby the meanest of them gain six times as much«. Für schwere körperliche Arbeit mit geringem Sozialprestige wurden Dänen und Polen angeworben. »By this entertaining of Strangers ... their Country becomes more and more peopled, forasmuch as the children of such Strangers, are Hollanders and take to Trades, whilst new Strangers are admitted *ad infinitum*.«¹³ Zuwanderung nahm mit der de-facto Unabhängigkeit der nördlichen Provin-

11 Hoerder, *Cultures in Contact* (wie Anm. 3), S. 75–86, 294–303.

12 Christiane Harzig, *Einwanderungspolitik in den Niederlanden, Schweden und Kanada. Historische Erinnerung und Politische Kultur als Gestaltungsressource* (Habilitation, Univ. Bremen, Feb. 2001), vgl. den Beitrag von Harzig in: *Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts*, 18 (2003) 2, S. 63–84.

13 William Petty zitiert in Jan Lucassen, *The Netherlands, the Dutch, and Long-Distance Migration in the Late Sixteenth to Early Nineteenth Centuries*, in: Canny (Hrsg.), *Europeans on the Move*, S. 152–91, Zitat 153.

zen vom katholisch-habsburgischen Spanien seit den 1580er Jahren rapide zu. Zwischen 1585 und 1620 waren ein Drittel der 105.000 Einwohner Amsterdams Migrantenfamilien aus den südlichen Provinzen des Landes, die sich der Rekatholisierung durch die spanische Fremdherrschaft entzogen. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren 40 Prozent der Neuvermählten ausländischer Herkunft, zwischen 1680 und 1800 sank ihr Anteil auf durchschnittlich 25 Prozent. Die einheimische Bevölkerung der Niederlande, die einschließlich der eingebürgerten Zuwanderer etwa zwei Millionen betrug, integrierte im 16. Jahrhundert fast eine halbe Million Zuwanderer, ohne dass soziale oder kulturelle Spannungen auftraten.¹⁴

Der dynastische schwedische Staat erreichte den Höhepunkt seiner Machtentfaltung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ohne über eine entsprechende Bevölkerungsbasis zu verfügen. Für das Baugewerbe kamen Meister, Gesellen und Tagelöhner, darunter hochqualifizierte Steinmetze und Bildhauer aus vielen Teilen Europas, aber besonders aus den deutschsprachigen Gebieten. Niederländische, wallonische, jüdische, französische und schottische Migranten brachten ihre Fähigkeiten und Kapital ein. Baltische Adlige und finnische Bauern und Köhler wanderten zu. Um das einheimische männliche Arbeitskräftereservoir nicht zu belasten, wurden Soldaten aus vielen Gesellschaften und besonders aus Schottland angeheuert. Zugewanderte Unternehmer, zum Beispiel französische Faience-Hersteller und deutsche Bergbau-Investoren warben gelernte Arbeitskräfte in ihrer Herkunftsregion an. So wie die Niederlande das Zentrum des Nordsee-Migrationssystems waren, wurde Schweden das Zentrum des baltischen Migrationssystems. Handelsstädte wie Krakau oder Budapest mit Distributionsfunktion für wirtschaftliche Großregionen waren ebenfalls Knotenpunkte für Zuwanderung und Wirtschaft und damit für kulturelle Interaktion.¹⁵

¹⁴ Peter van Kessel/Elisja Schulte (Hrsg.), *Two Growing Cities in Seventeenth-Century Europe*, Amsterdam 1997; Charles R. Boxer, *The Dutch Seaborne Empire, 1600–1800*, London 1965, S. 21; Jonathan I. Israel, *The Dutch Republic. Its Rise, Greatness, and Fall, 1477–1806*, Oxford 1995, S. 619–36. Amsterdam zog in einem Ausmaß Touristen an, dass Touristenführer 1663 in niederländischer und 1664 in deutscher Sprache erschienen. Filip von Zesen, *Europas Erster Baedeker*, hrsg. von Christian Gellinek, Frankfurt/M. 1988. Juliette Roding/Lex Heerma van Voss (Hrsg.), *The North Sea and Culture*, Hilversum 1996.

¹⁵ Hoerder, *Cultures in Contact* (wie Anm. 3), S. 288–303; N. J. G. Pounds, *An Historical Geography of Europe [vom Mittelalter bis zur industriellen Revolution]*, Cambridge 1990; F. W. Carter, *Trade and Urban Development in Poland. An Economic Geography of Cracow, from its Origins to 1795*, Cambridge 1994.

Die wichtigsten Wanderungen vor dem Zeitalter der Aufklärung und der französischen Revolution bis zum Beginn der industriellen Revolution lassen sich in vier Kategorien zusammenfassen. Die umfangreichste und bekannteste umfasst die Land-Stadt-Wanderungen von Frauen und Männern meist über kurze Distanzen von zwei bis fünf Tagereisen. Dies wurde oft als Flucht aus der Hörigkeit bezeichnet – »Stadtluft [und zu diesem Zeitpunkt noch nicht das mythische »Amerika«] macht frei«. Es handelte sich jedoch eher um Arbeitswanderung zu besseren Optionen mit größeren Wahlmöglichkeiten, um den eigenen Lebensunterhalt verdienen und Entscheidungen über die eigene Zukunft treffen zu können. Solche Hoffungen und Lebensprojekte endeten jedoch oft mit dem frühen Tod der Betroffenen, denn auf Grund der schlechten sanitären Bedingungen hatten Städte weit höhere Mortalitätsraten als ländliche Gebiete.¹⁶

Zweitens lässt sich eine Elitenzirkulation zwischen den Städten belegen. Migrierende Scholaren und Studenten sorgten für Verbreitung und Austausch von Wissen, an Universitäten schlossen sie sich zu *nationes* zusammen, Gruppen, die nicht modernen Nationen entsprachen, sondern einen Herkunftsgroßraum bezeichneten, zum Beispiel West- oder Südwesteuropa oder die deutschsprachige und ostzentraleuropäische Region. Wichtiger waren die Händler- und Kaufmannswanderungen, die mit Warenzirkulation auch Wissen um neue Produkte mit sich brachten und damit Veränderungen der Alltagskulturen initiierten. Ihr Wissen um billige Produktionsstätten konnte auch zu Importen führen, die einheimische Produkte zu teuer machten und damit Armut oder Abwanderungszwänge auslösten. Handelsbeziehungen hatten durchaus globale Aspekte: Kleinhändler, die über die Dörfer zogen, aber auch Klöster und Höfe belieferten, trugen südostasiatische Gewürze in ihrem Gepäck; der Import farbenfroher indischer Kattune veränderte die Volkstrachten in manchen Teilen Europas. Letzteres ist von der Volkskunde, die traditionelles Verhalten und Bodenständigkeit aus den Trachten herauslas, weitgehend übersehen worden. In der kleinen hanseatischen Handelsstadt Bergen, Norwegen, waren Anfang des 17. Jahrhunderts durch die weitreichenden Handelsbeziehungen und die damit verbundenen Wanderungsprozesse mehr als die Hälfte der Einwohner ZuwanderInnen.

16 Paul M. Hohenberg / Lynn Hollen Lees, *The Making of Urban Europe 1000–1950* Cambridge/Mass. 1985, S. 90–98.

Im ebenfalls kleinen Nördlingen, Deutschland, betrug der Zuwandereranteil zwischen 10 und 20 Prozent. Es handelte sich um junge Männer und Frauen, die durch ihre Ausbildungs- und Heiratswanderung geschäftliche Beziehungen zwischen Handelsfamilien verwandtschaftlich absichern sollten. Personennetzwerke dieser Art konnten von regionaler, großräumlicher und interkontinentaler Ausdehnung sein.

Drittens mobilisierten religiöse Intoleranz und Ausweisung einerseits und merkantilistische Anwerbung andererseits ganze Bevölkerungsgruppen, Männer und Frauen, Kinder und Alte: mehrere Hunderttausend französischsprachige Hugenotten, böhmische Protestanten, deutschsprachige Pietisten, englische Puritaner und Quäker verließen ihre Heimat unter dem Zwang von Verfolgungen, erhielten wegen ihres wirtschaftlichen Potentials aber von den aufnehmenden Staaten oft Hilfe für die Ansiedlung. Besser gestellt als »Gastarbeiter« in modernen Nationalökonomien, aber ähnlich den Migranten unter dem Punktesystem Kanadas und der USA der Gegenwart, galten sie als Wirtschaftsbürger und – nach einer Eingliederungsperiode mit Steuerfreiheit – als Steuerzahler mit Recht auf Staatszugehörigkeit.

Viertens wanderten Handwerksgesellen aus dem deutschsprachigen Raum, aber auch in der französischsprachigen Region, durch Europa, den Regelungen der Gilden gemäß auch sozial abgesichert. In London und Paris entstanden umfangreiche Niederlassungen deutschsprachiger Handwerksgesellen, manchmal mit ihren Familien, oft in Verbindung mit lokalen Partnerinnen. Nach Nordosten führten die Routen nach St. Petersburg, nach Ostzentraleuropa bis nach Budapest und über Südosteuropa bis nach Alexandria, Ägypten. Wenn KunsthistorikerInnen Kathedralen, Klöster und Schlösser beschreiben oder moderne Touristen diese bewundern, sollten sie sich daran erinnern, dass die Bauhandwerker und Künstler in der Mehrzahl transeuropäische Migranten waren. Im klassischen Volkslied war dies bekannter als in der Wissenschaft und in den national-staatlich geprägten kollektiven Erinnerungen: »Muss i denn zum Städtele hinaus und Du, mein Schatz, bleibst hier.« War unter den transeuropäischen Eliten die französische Sprache das Kommunikationsmedium, fiel die Rolle der *lingua franca* im transeuropäischen Handwerk bis ins 19. Jahrhundert der deutschen Sprache zu. Anfangs dienten die Handwerkerwanderungen der Kenntniserweiterung durch den Transfer von Fähigkeiten und dem Erlernen »fremder« Produktionsmethoden, später dienten sie eher dem Schutz sesshafter Meister vor der Niederlassung von Konkur-

renten. Handwerksgesellen wurden so in permanente Mobilität gezwungen.¹⁷

Angesichts der vielfältigen Wanderungen und gesellschaftlich-feudaler oder -urbaner Strukturen war die ethno-kulturelle Zusammensetzung von urbanen Bevölkerungen von Region zu Region unterschiedlich. In Ostzentral- und Osteuropa unterschieden sich die urbanen und ländlichen Bevölkerungen durch Status und Kultur. Die bäuerlichen Familien, den Grundherren leibeigen, waren lokal orientiert und sprachen die lokale Sprache. Die urbanen von politischen Herrschern angeworbenen Bevölkerungen kamen aus entfernten Kulturen und mussten ihre Sprache, oft ein norddeutsch-niederländischer Dialekt, zur Alltagssprache entwickeln (*inserted middle classes*). In den iberischen Küstenstädten des Atlantiks, aber auch im Mittelmeer, bildeten sich englischsprachige Kaufmannsenklaven. In ganz Europa trugen jüdische Enklaven – meist in minderer Rechtsstellung – entscheidend zum Fernhandel bei. Die Vertreibung der Juden aus London (1290) und von der iberischen Halbinsel, 1492 und 1497, bewirkte den Zusammenbruch des Wollhandels der beiden Gesellschaften. Vertriebene portugiesische Juden, die sich in Amsterdam angesiedelt hatten, bauten Handelsnetzwerke bis in die niederländischen Kolonien auf, gründeten eine Ansiedlung in Altona bei Hamburg und entwickelten den bis heute wichtigen hamburgischen Lateinamerikahandel.¹⁸

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sahen sich die Migranten keinem Assimilationsdruck ausgesetzt. Akkulturationsvorgänge entwickelten sich im Alltagsleben durch Austauschbeziehungen und – über Heiraten – durch familiäre Beziehungen. Frühneuzeitliche Städte waren multi-ethnisch, interreligiös oder – modern gesprochen – multikulturell.

17 Wilfried Reininghaus, Die Entstehung der Gesellengilden im Spätmittelalter, Wiesbaden 1981; Kurt Wesoly, Lehrlinge und Handwerksgesellen am Mittelrhein, Frankfurt/M. 1985; Knut Schulz, Handwerksgesellen und Lohnarbeiter, Sigmaringen 1985; Helmut Bräuer, Probleme der Migration von Handwerkern und Gesellen während des Spätmittelalters und in der frühen Neuzeit, in: Beiträge zur hist. Sozialforschung, 19 (1989), 78–84; Rainer S. Elkar (Hrsg.), Deutsches Handwerk in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Göttingen 1983; Alfred Doren, Deutsche Handwerker und Handwerkerbruderschaften im mittelalterlichen Italien, Berlin 1903, S. 85; Klaus J. Bade, Altes Handwerk, Wanderzwang und Gute Policy. Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbe-reform, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 69 (1982), 1–37.

18 Hoerder, Cultures in Contact (wie Anm. 3), S. 95–101.

*Regionale und interkontinentale Migrationssysteme
und Nationalisierungsprozesse bis 1914*

Die Offenheit, aber nicht der Bedarf für Migranten änderte sich entscheidend im verschobenen 19. Jahrhundert, 1815–1914. Während der bi-kulturelle baltisch-deutsche Johann Gottfried Herder die Eigenständigkeit und Gleichwertigkeit von Volkskulturen in den östlichen und zentraleuropäischen Regionen erkannte, führte die revolutionäre französische Bewegung wie die imperiale napoleonische Ausbreitung zu einem ethnisierten Diskurs über Volks-/dynastische Herrschaft, Fremdherrschaft und (dynastische) Selbstbestimmung. Da die Dynastien in großem Maßstab Truppen gegen die napoleonischen Heere benötigten, wurden die Begriffe der Völkerbefreiung und Völkerschlachten erfunden. Die Verbindung von kultureller Zugehörigkeit und Macht fand ihren Ausdruck in dem Begriff der Nation, der Staatsnation, des Nationalstaates. Die Zugehörigkeit zur Nation konnten nicht mehr wirtschaftlich aktive Bürger und Bürgerinnen, die produktiv und steuerzahlend zum Gemeinwohl beitrugen, erwerben, sondern nur noch kulturell Gleiche, sei die Gleichheit durch Abstammung (*ius sanguinis*) oder bedingungslose Assimilation erworben. Migranten, bisher interaktive Andere, wurden zu Fremden und dann zu Ausländern. Einheimische Anderskulturelle wurden zu Minderheiten. Herders Postulat der Gleichheit der Völker und ihrer Kulturen wurde abgewandelt zum romantischen Nationalgefühl, dies zum Teil in Absetzung gegen den nicht-nationalen Adel, zum selbstgefälligen Patriotentum, zum aggressiven Nationalismus und Chauvinismus.

Die Verbindung von Kultur und Macht lässt sich an der Unterdrückung und Selbststilisierung der Schotten im britischen Reich gut zeigen. 1707 unterworfen und eingegliedert, mussten sie ihre gälische Sprache durch die englische ersetzen. Um dieser kulturellen Unterdrückung und dem englischen Überlegenheitsanspruch Widerstand entgegen zu setzen, erfand der schottische Dichter James Macpherson um 1760 einen Barden namens Ossian, den er im dritten Jahrhundert vor Christi platzierte. Dessen angeblich von Macpherson aufgrund von Volksüberlieferungen gesammelte Lieder wurden als Basis einer nationalen schottischen Tradition bezeichnet und, als Kritiker die Authentizität hinterfragten, von einem führenden schottischen Literaturwissenschaftler verteidigt und annotiert.¹⁹

¹⁹ Johann Gottfried Herder, *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*, 1774; *Stimmen der Völker und ihre Lieder*, 1778, überarb. Fassung 1807; *Ideen zur*

Der Wandel von dynastischer Familienpolitik zu staatlich-nationaler Kultur-Hegemonie bedeutete für Migranten und Minderheiten erschwerte Bedingungen für ein kulturelles Eigenleben. Migranten konnten keinen Sonderstatus aushandeln sondern sahen sich – wie einheimische Minderheiten, die in ihrer Siedlungsregion meist eine Mehrheit darstellen – kultureller Repression und Assimilationszwang oder anderen Exklusionsstrategien ausgesetzt.

Die innereuropäischen Migrationssysteme des 17. und 18. Jahrhunderts erfuhren um und nach 1800 tiefgreifende Veränderungen. Neben den beschriebenen auf Städte beziehungsweise auf Staaten zentrierten Wanderungen lassen sich für die Zeit von den 1650er bis in die 1750er Jahre vier regionale Migrationssysteme nachweisen: ein von Zentralfrankreich auf Zentralspanien gerichtetes, ein baltisches und ein auf die Niederlande orientiertes System von Arbeitswanderungen und das nordostwärts ins Zarenreich gerichtete System einer Expertenwanderung. Nach 1750 bis in die 1820er Jahre blieben nur die auf die niederländische Nordseeküste und auf die Städte des Zarenreiches gerichteten Systeme erhalten. Es entwickelten sich weitere größere und zahlreiche kleinere Systeme, auf London und Paris gerichtet, im Mittelmeerraum auf Madrid und Marseille sowie die oberitalienischen Städte und Rom – jeweils mit agrarischem Umland – zentriert und ergänzt durch zwei auf die südöstliche Donauregion (den »Balkan«, türkisch für »bewaldete Berge«) und in die südrussischen Ebenen gerichtete Systeme für bäuerliche Siedlerfamilien. Mit Recht wird schon diese Periode als »Europe¹ on the move« bezeichnet.²⁰

Nach dem Ende des zweiten europäischen Krieges 1815, bis zum Beginn des dritten europäischen oder ersten Weltkrieges, begann die kapitalistische Wirtschaftsform auch in die feudalistischen ostzentral- und osteuropäischen Gebiete vorzudringen. In Folge entstanden zwei, anfangs westeuropäisch-atlantische und russisch-sibirische interkontinentale Migrationssysteme. Der

Philosophie der Geschichte der Menschheit, unvollständig, veröff. 1784–91; Holm Sundhaussen, Der Einfluß der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie, München 1973; Astrid Grewe, Ossian und seine europäische Wirkung, in: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, 23 Bde., Frankfurt 1982, Bd. 15, S. 171–188.

²⁰ Moch, *Moving Europeans* (wie Anm. 8), S. 22–59; Jan Lucassen, *Migrant Labour in Europe, 1600–1900. The Drift to the North Sea*, übers. von Donald A. Bloch (niederl. Orig. 1984), London 1986; Hoerder, *Cultures in Contact* (wie Anm. 3), S. 277–305.

quantitative Umfang lässt sich mit rund 50 Millionen transatlantischen und 10 Millionen kontinentalen Ostwanderern nur schätzen. Parallel intensivierten sich in beiden Teilen Europas, Russland und Westeuropa, die internen Wanderungen und übertrafen die interkontinentalen Wanderungen quantitativ bei weitem. Seit den 1880er Jahren umfasste die westwärts gerichtete Abwanderungsregion auch Polen, Ungarn und den Balkan. Die Wanderungsgrenze zwischen den beiden Großsystemen erstreckte sich vom Peipus-See entlang des Dnjper bis zum Schwarzen Meer. Die Grenze war jedoch durchlässig: Techniker wanderten weiterhin aus deutschsprachigen und anderen westeuropäischen Gebieten ostwärts, polnische Widerständler gegen die russische Herrschaft wurden ostwärts deportiert, jüdische Männer und Frauen – besonders nach Beginn der Pogrome in den 1880er Jahren – und ukrainische bäuerliche Familien wanderten westwärts nach Nordamerika.²¹

So wie das ethno-kulturell vielfältige Zarenreich geteilt war in eine agrarische Region und ein sich industrialisierendes Zentrum vom Donez-Becken und Odessa über Moskau und St. Petersburg bis nach Lodz im polnischen Teilungsgebiet, bestand der westeuropäische Wirtschaftsraum aus einem Arbeitskraft importierenden Zentrum – England, Frankreich, die Niederlande und die deutschsprachigen Länder – und einer Arbeitskräfte exportierenden Peripherie von der irischen Kolonie über die südeuropäischen Gesellschaften, Ostzentral-Europa bis Skandinavien. Das industrialisierende Zentrum gab jedoch seinerseits noch bis in die 1890er Jahre Arbeitsmigranten nach Nordamerika und in geringem Maße Siedlungswanderer in andere Erdteile ab. Das heißt, zuwandernde Arbeitskräfte übernahmen zum Teil Arbeitsplätze, die Einheimische angesichts besserer Möglichkeiten in Nord-

21 Hoerder, *Labor Migration in the Atlantic Economies* (wie Anm. 7); Dirk Hoerder/Inge Blank/Horst Rößler (Hrsg.), *Roots of the Transplanted*, 2 Bde., New York 1994; Hoerder, *Cultures in Contact* (wie Anm. 3), S. 306–27; Donald W. Treadgold, *The Great Siberian Migration. Government and Peasant in Resettlement from Emancipation to the First World War*, Princeton 1957; Andreas Kappeler, *Rußlands erste Nationalitäten. Das Zarenreich und die Völker der Mittleren Wolga vom 16. bis 19. Jahrhundert*, Köln 1982, und Kappeler, *Russland als Vielvölkerreich. Entstehung – Geschichte – Zerfall*, München 1992; Roger P. Bartlett, *Human Capital. The Settlement of Foreigners in Russia 1762–1804*, Cambridge 1979; Erik Amburger, *Fremde und Einheimische im Wirtschafts- und Kulturleben des neuzeitlichen Rußland. Ausgewählte Aufsätze*, hrsg. von Klaus Zernack, Stuttgart 1982; Barbara A. Anderson, *Internal Migration during Modernization in Late Nineteenth-Century Russia*, Princeton 1980.

amerika verlassen hatten, rund 20 Millionen von 1880 bis 1914.²² Da das europäische Arbeitskräftereservoir für Nordamerika unzureichend und die Lohnforderungen der Zuwanderer aus Sicht des Kapitals zu hoch waren, wurden seit Mitte des 19. Jahrhunderts auch pazifische Reservoirs mit anfangs selbstbestimmter freiwilliger Wanderung – China, Indien, die Philippinen, Japan – durch Verschiffung von Kontraktarbeitern erschlossen.²³ Neben diesem pazifischen Wanderungssystem entstand nach Abschaffung des afro-atlantischen Zwangsmigrationssystems der Sklaverei ein KontraktarbeiterInnen-Zwangssystem, gefördert/erzwungen vom britischen Imperium in Indien und von chinesischen Arbeitskräftehändlern in China. Dieses System versorgte den kolonisierten Plantagengürtel der Welt mit gebundenen Arbeitskräften.²⁴

Ein großer Teil der innereuropäischen Arbeitswanderung war weiterhin auf saisonale landwirtschaftliche Arbeit ausgerichtet. Junge Männer aus Hügel- und Feuchtgebieten, in denen die Landwirtschaft nur geringe Erträge erzielen konnte, wanderten saisonal mit dem Erntezyklus in benachbarte fruchtbare Regionen, entsprechend dem Bedarf an zusätzlichen Arbeitskräften. Junge Frauen aus den gleichen Regionen wanderten in häusliche oder milchwirtschaftliche Dienstverhältnisse. Irische LandarbeiterInnen wanderten nach England, polnische und ruthenische nach Deutschland, slovakische in die ungarische Tiefebene, schwedische und polnische nach Dänemark und Belgien, spanische in die angrenzenden Regionen Frankreichs. In einzelnen Fällen konnte saisonale Wanderung auch transatlantische Dimensionen annehmen. Süditalienische Erntearbeiter nutzten die Differenz der Jahreszeiten zwischen der Nord- und Südhalbkugel, um mittels atlantischer Pendelwanderungen im nördlichen, italienischen wie im südlichen, argenti-

22 Walter Nugent, *Crossings. The Great Transatlantic Migrations, 1870–1914*, Bloomington/Ind. 1992; Thomas J. Archdeacon, *Becoming American. An Ethnic History*, New York 1983; John Bodnar, *The Transplanted. A History of Immigrants in Urban America*, Bloomington/Ind. 1985; Donna R. Gabaccia, *The »Yellow Peril« and the »Chinese of Europe«*, *Global Perspectives on Race and Labor, 1815–1930*, in: Jan Lucassen/Leo Lucassen (Hrsg.), *Migration, Migration History, History. Old Paradigms and New Perspectives*, Bern 1997, S. 177–96, und Gabaccia, *From the Other Side. Women, Gender and Immigrant Life in the U.S. 1820–1990*, Bloomington/Ind. 1994.

23 Ronald T. Takaki, *Strangers from a Different Shore. A History of Asian Americans*, Boston 1989.

24 Hugh Tinker, *A New System of Slavery. The Export of Indian Labour Overseas 1830–1920*, London 1974; David Northrup, *Indentured Labor in the Age of Imperialism, 1834–1922*, Cambridge 1995; Eric R. Wolf, *Europe and the People without History*, Berkeley/Cal. 1982; Hoerder, *Cultures in Contact* (wie Anm. 2), S. 366–442.

nischen Erntezyklus Arbeit zu finden. Anwerbeversuche nach Deutschland schlugen fehl, weil die Arbeitsbedingungen in Südamerika besser und die Reisekosten geringer waren. In ganz Europa, einschließlich der peripheren Regionen, entstanden industrielle Zentren, im Osten zum Beispiel Lodz und Budapest. Sie zogen hochqualifizierte Arbeiter und Techniker aus dem industrialisierten Zentrum, besonders Deutschland und England, an. Sie bildeten einheimische Arbeiter für industrielle Tätigkeiten aus. Die Arbeiterklassen aller europäischer Staaten waren also multi-ethnisch zusammengesetzt und meist vielsprachig. Dabei entwickelte sich meist eine hierarchische Schichtung, entweder durch Unterschichtung einheimischer Arbeitskräfte durch ungelernte ZuwandererInnen oder durch Überlagerung einheimischer Arbeitskräfte mit fremdsprachigen Ausbildern, Vorarbeitern und Meistern.²⁵

Innerhalb Europas – wie in Nordamerika, am Suez-Kanal und in Panama – erforderten infrastrukturelle Entwicklungen, Straßen, Eisenbahn- und Brückenbau sowie Wohnungsbau ungelernte oder angelernte Arbeitskräfte, die bei gleichzeitiger Mechanisierung der Landwirtschaft dort »überflüssig« wurden. Diese hohe Mobilität von männlichen und weiblichen Arbeitskräften hatte, was meist übersehen wird, entscheidende Konsequenzen für das Familienleben und die Kindererziehung. Ehepartner lebten über Monate getrennt, Kinder wuchsen über lange Zeit mit nur einem Elternteil auf, meist der Mutter, aber bei früher Wanderung von Söhnen mit dem Vater in dessen Betreuung. Aus dieser Sichtweise lässt sich auch formulieren, dass Teile Europas, zum Beispiel italienische Dorfbevölkerungen, Kinder »in die Welt setzten«, weil sie in der Tat anderswo in der Welt ihren Lebensunterhalt verdienen würden. Die Migration war Teil der Lebensform dieser Mikrogesellschaften und von Geburt an Teil der Lebensperspektiven.

25 Bade, *Europa in Bewegung*, 85–231; Hoerder, *Cultures in Contact* (wie Anm. 3), S. 227–365; Moch, *Moving Europeans* (wie Anm. 8), S. 103–160; Lothar Elsner / Joachim Lehmann, *Ausländische Arbeiter unter dem deutschen Imperialismus, 1900–1985*, Berlin 1988; Ulrich Herbert, *Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter*, Berlin 1986; Nancy L. Green, »Filling the Void«. Immigration to France before World War I, in: Hoerder, *Labor Migration in the Atlantic Economies* (wie Anm. 7), S. 143–62; Bruno Bezza (Hrsg.), *Gli Italiani fuori d'Italia. Gli emigrati italiani nei movimenti operai dei paesi d'adozione (1880–1940)*, Mailand 1983; Donna R. Gabaccia, *Italy's Many Diasporas*, London 2000; Adam Walaszek, *Labor Diasporas in Comparative Perspective: Polish and Italian Migrant Workers in the Atlantic World between the 1870s and the 1920s*, in: Hoerder et al., *The Historical Practice of Diversity* (wie Anm. 9), S. 152–76; Hoerder / Jörg Nagler (Hrsg.), *People in Transit. German Migrants in Comparative Perspective, 1820–1930*, Cambridge 1995.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts war mehr als die Hälfte der Bewohner der großen Städte Europas nicht dort geboren. In Paris lebten Holzhändler aus der Auvergne, bretonische Dienstmädchen und Fabrikarbeiter, Bauarbeiter aus der Creuse, deutsche Handwerker, Kinder aus vielen Regionen als Schornsteinfeger, Prostituierte aus weiteren Gebieten, Steinmetze aus Italien, Hausarbeiterinnen aus ganz Frankreich, jüdische Händler und TextilarbeiterInnen aus Osteuropa und, schließlich, die ersten Zuwanderer aus den afrikanischen und asiatischen Kolonien. Diplomaten kamen aus allen Weltteilen, politische Exilanten aus Polen und Russland, aber auch aus Deutschland; Künstler und Schriftsteller aus ganz Europa und Nordamerika. In Glasgow gab es eine Kolonie litauischer Auswanderer, schottische Zuwanderer aus ländlichen Gebieten und italienische Musikanten. In Budapest veröffentlichten Gewerkschaften ihre Zeitungen und Plakate in vier oder fünf Sprachen. Deutsch war nicht mehr die *lingua franca* der Arbeiterklasse, das Magyarische hatte sich in der multi-ethnischen, mobilen Arbeiterschaft noch nicht durchgesetzt.²⁶

Die vielfältigen Wanderungen wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer homogener und lassen sich nach Willcox und Ferenczi als »proletarische Massenwanderung« bezeichnen. Wie in der frühen Neuzeit war das städtische Bevölkerungswachstum der Zuwanderung geschuldet: In den sechs Jahrzehnten von 1850 bis 1910 wuchs Budapests zivile Bevölkerung um 700.000 auf 864.000. Nur 20 Prozent der Steigerung lassen sich durch den Geburtenüberschuss erklären. Zwischen 1820 und 1890 wuchs die Bevölkerung überwiegend durch MigrantInnen in St. Petersburg um 100 Prozent, in München um 72 Prozent, in Paris um 64 Prozent, in Kopenhagen um 57 Prozent und in Leipzig um 40 Prozent. Hinter der in diesen Zahlen ausgedrückten Nettowanderung verbirgt sich eine weitaus höhere Bruttowanderung. Nur dieses Brutto-Wanderungsvolumen einschließlich der Abwanderung, Rückwanderung und Mehrfachwanderung lässt die hohe Mobilität

26 Abel Chatelain, *Migrations et domesticité féminine urbaine en France, XVIIIe–XXe siècles*, in: *Revue d'histoire économique et sociale*, 4 (1969), S. 506–528, und Chatelain, *Les migrants temporaires en France de 1800 à 1914*, 2 Bde., Lille 1976; Isabelle Bertaux-Wiame, *The Life History Approach to the Study of Internal Migration: How Women and Men Came to Paris Between the Wars*, in: Paul Thompson/Natasha Burchardt (Hrsg.), *Our Common History. The Transformation of Europe*, London 1982, S. 186–200; V.G. Kiernan, *Britons Old and New*, in: Colin Holmes (Hrsg.), *Immigrants and Minorities in British Society*, London 1978, S. 23–59; Lazlo Karus, *Ethnicity in a Central European Metropolis: Budapest 1850–1914*, manuscript, Labor Migration Project, Universität Bremen 1991.

erkennen. Um 1900 verzeichnete Duisburg ein Gesamtwandervolumen von 40 MigrantInnen auf 100 Einwohner pro Jahr und zusätzlich wechselten bis zu 35 Prozent der Einheimischen jährlich ihre Adresse. Einer von sechs Zuwanderern kam nicht aus dem deutschsprachigen Raum, sondern aus Belgien, Dänemark, Russland und anderen Staaten. In Hafenstädten mit Auswanderungsverschiffung kamen hohe Raten von Transitwanderung hinzu; in Bremen um 1900 jährlich 200.000 oder 700 Personen pro Werktag.²⁷

Die hohe Mobilität auf Zeit hatte entscheidende Konsequenzen für das Akkulturationsverhalten: In einer Zeit, als nationalstaatliche Regierungen von MigrantInnen Assimilation erwarteten, blieben nur wenige so lange an einem Ort, dass Anpassung überhaupt möglich gewesen wäre. Manche Staaten, die Schweiz und Deutschland zum Beispiel, wollten dauerhafte Einwanderung von »Fremdvölkischen« verhindern und ließen daher nur MigrantInnen auf Zeit zu: Arbeitskraftbeschaffung nach dem Rotationsprinzip. Dieses Konzept wurde in den 1950er Jahren unter neuem Namen, Anwerbung von »GastarbeiterInnen«, wieder aufgenommen. Da Akkulturation ein generationsübergreifender Prozess ist, müssen die MigrantInnen der Periode der 1880er Jahre bis 1914 und darüber hinaus als Menschen bezeichnet werden, die partiell transkulturell befähigt waren: Sie konnten in unterschiedlichen Kulturen in bestimmten Wirtschaftssektoren »funktionieren« und ihren Lebensunterhalt verdienen; andere Teile der Gesellschaft blieben ihnen fremd und sollten ihnen nach der offiziellen Politik auch fremd bleiben. Wenn sie jedoch bei längerem Aufenthalt Familien gründeten, ließ sich die Trennung nur schwer weiter aufrecht erhalten. Kinder mussten Schulen besuchen, in denen nur die Mehrheitskultur vermittelt wurde. Dennoch sollten auch die Kinder lebenslanglich in Positionen minderen Rechtes und ohne BürgerInnen-Status gefangen bleiben, sollten Ausgegrenzte bleiben oder »Mitbürger«, wie sie in der Gegenwart beschönigend genannt werden.²⁸

27 Walter F. Willcox und Imre Ferenczi, *International Migrations*, 2 Bde., New York 1929, 1931; Adna F. Weber, *The Growth of Cities in the Nineteenth Century. A Study in Statistics*, Ithaca, N.Y. 1967, S. 230–84; James H. Jackson, Jr., *Migration and Urbanization in the Ruhr Valley, 1821–1914*, Atlantic Highlands, N.J. 1997; Steve Hochstadt, *Mobility and Modernity. Migration in Germany, 1820–1989*, Ann Arbor 1999; Dirk Hoerder, *The Traffic of Emigration via Bremen/Bremerhaven. Merchants' Interests, Protective Legislation, and Migrants' Experiences*, in: *Journ. of American Ethnic History*, 13 (1993), S. 68–101.

28 Dirk Hoerder, *From Migrants to Ethnic: Acculturation in a Societal Framework*, in: Hoerder/Moch, *European Migrants* (wie Anm. 9), S. 211–262.

*MigrantInnen in multikulturellen Städten
im Zeitalter des Nationalismus*

Vier Städte beziehungsweise Stadtregionen sollen als Beispiele für die kulturellen Konflikte, Interaktion und Vermischung sowie die Strategien seitens der hegemonialen »nationalen« Gruppen dienen: Wien, das Ruhrgebiet, Budapest und Paris. Hauptstädte und Industriestädte bieten eine Vielzahl von Jobmöglichkeiten sowohl in der Produktion als auch in bürgerlichen, adligen und Diplomaten-Haushalten. Trotz dieses Bedarfs an zugewanderten Arbeitskräften wurden in Wien und im Ruhrgebiet, das heißt im Rahmen der multiethnischen Habsburger- und Hohenzollern-Monarchien, Nichtdeutsche und nicht deutschsprachige Österreicher sozio-kulturell ausgegrenzt. Die nationalistische Ausgrenzung traf jedoch – mit Ausnahme des Ruhrgebietes – auf historische Interaktionsmuster, denn die Bevölkerung der drei Hauptstädte war durch die gesamte Geschichte multiethnisch zusammengesetzt.

Wien als Hauptstadt eines Vielvölkerstaates zog Männer, Frauen und Kinder aus vielen Teilen des Reiches an: Böhmen, Mähren, Slowakei, Ungarn, Galizien, Bukowina. Aus der Ferne kommende griechische Händler, italienische Kaufleute, jüdische Familien und andere lebten seit langem in eigenen Vierteln. Wie das mythische Amerika der unbegrenzten Möglichkeiten stellte sich Wien in den Hoffnungen potenzieller MigrantInnen als ein »El Dorado« dar. Von ihren oft ärmlichen Ausgangsorten aus sahen die hoffnungsvollen MigrantInnen aber nur die großbürgerlichen Fassaden der Stadt, die Paläste, nicht die Hinterhöfe, ArbeiterInnenquartiere und Ausbeutungsverhältnisse. Analytisch geschulte Beobachter sprachen deshalb von einer »Potemkinschen Stadt«, in der zwar die Möglichkeiten, Lebensprojekte zu verwirklichen, angelegt waren, aber hinter den Fassaden Armut, klassische ArbeiterInnenkrankheiten wie Schwindsucht, sowie Prostitution häufiger waren als materiell abgesicherte Lebensumstände. In der multiethnischen österreichischen ArbeiterInnenbewegung, der sogenannten »Kleinen Internationale«, zählte nicht mehr die Hoffnung, sondern der Kampf um bessere Lebensbedingungen, der Kampf gegen die »Vergewaltigung« von Männerkörpern in ausbeuterischen Fabrikarbeitsverhältnissen, wie österreichische Sozialisten es formulierten.

Besonders aus den hoch entwickelten tschechischen Gebieten kamen Männer und Frauen oft mit ihren Kindern nach Wien. Die Stadt wuchs von 1880 bis 1900 um 130 Prozent: ohne diese Neuankömmlinge hätte es weder Industriewachstum gegeben – das Kapital benötigte Arbeitskräfte, um

Profite abzuwerfen, noch die »typisch« wienerische Küche – das Produkt tschechischer und ungarischer Köchinnen in deutsch-österreichischen Haushalten. Zugewanderte deutsch- oder tschechisch-dörfliche Kindermädchen sozialisierten deutsch-österreichisch-urbane Jungen und Mädchen. Tschechen in Wien schufen ihre eigenen Institutionen, also dauerhafte Strukturen. Diese wurden aber »bewohnt« von langfristig zugewanderten Familien und nur kurzfristig Anwesenden. Während der offizielle »Zensusdiskurs«²⁹ von nur 6,25 Prozent Tschechen in der Bevölkerung sprach, setzten andere Schätzungen den Anteil bei 25 Prozent an. Da weit mehr Männer als Frauen zuwanderten und Wiener Frauen die diskriminierenden Meinungen der deutsch-nationalen Eliten nicht teilten, entwickelten sich vielfältige inter-ethnische Verbindungen: *métissage*, Hybridität, interkulturelle Lebensformen. Diese von nur geringen Konflikten belastete Entwicklung wurde von deutsch-nationalen – oder korrekt: deutschsprachig österreichisch-nationalen – Kräften der Hauptstadt und der kaiserlichen Regierungen be- oder verhindert. Reichsgesetze wurden von Stadtbeamten gebrochen, um tschechischsprachigen Kindern den Zugang zu Schulen zu verwehren; demütigende Rituale zwangen MigrantInnen, einen Eid auf den deutschen Charakter der Stadt abzulegen. Diskriminierungsmechanismen erschwerten die Job- und Wohnungssuche. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass eine im Akkulturationsprozess befindliche Gruppe für einen das ganze Reich betreffenden Kampf um Dominanz und deutsch-österreichische Identität missbraucht wurde.³⁰

Im preußischen agrarischen Ruhrgebiet bestanden keine multi-ethnischen Traditionen. Das von seinen Eliten als (klein-)deutsches Reich definierte Hohenzollern-Imperium war jedoch durch Annexionen de facto ein Staat

29 Fragen und Zeitpunkt des Zensus sowie Diskriminierung von Menschen, die sich zu tschechischer Muttersprache bekannten, machen deutlich, dass es nicht um aussagekräftige Informationen ging, sondern um ein Geringreden des Zuwandereranteils.

30 Michael John / Albert Lichtblau, Vienna Around 1900. Images, Expectations and Experiences, in: Dirk Hoerder / Horst Rössler (Hrsg.), Distant Magnets. Expectations and Realities in the Immigrant Experience, New York 1993, und John/Lichtblau, Schmelztiegel Wien einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten, 2. Aufl., Wien 1993; Monika Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in einer Großstadt, München 1980, und Glettler, The Acculturation of the Czechs in Vienna, in: Hoerder, Labor Migration in the Atlantic Economies (wie Anm. 7), S. 297–320; Hans Mommsen, Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im Habsburgischen Vielvölkerstaat, Wien 1963; Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie, 2. Aufl., Wien 1924; Raimund Löw, Der Zerfall der »Kleinen Internationale«. Nationalitätenkonflikte in der Arbeiterbewegung des alten Österreich (1889–1914), Wien 1984.

mit einer hegemonialen deutschen und untergeordneten polnischen, dänischen u. a. kulturellen Gruppen geworden. Die polnische Bevölkerung war katholischen Glaubens, nach fast einem Jahrhundert unter deutschsprachiger Herrschaft und Verwaltung weitgehend zweisprachig und an Verwirklichung von Lebensprojekten mehr interessiert als an der Wiederherstellung eines unabhängigen polnischen Staates. Aus dem Osten Preußens und den anderen Teilungsgebieten wanderten bis 1914 etwa 400.000 Polen und 50.000 Masuren in das Ruhrgebiet. Regierungsamtliche Diskriminierung, z. B. das Verbot, die polnische Sprache in der Öffentlichkeit und in den ethnokulturellen Verbänden zu benutzen sowie der Kampf gegen die polnisch-katholische Kirche, führte wie bei den Wiener Tschechen zu sekundärer Minoritätenbildung, das heißt ein sozio-ökonomisch bedingter und aktiv selbstbetriebener Eingliederungsprozess einer kulturellen Gruppe wird von der hegemonialen auf eine Art und Weise behindert, dass die akkulturationsbereite Gruppe in einen subalternen Status zurück gezwungen wird und zum Selbstschutz auf Separation zurückgreift. Während die Wiener Tschechen die Unterstützung der vielkulturell zusammengesetzten Gewerkschaften hatten, sahen sich die Ruhrpolen einer hegemonialen deutschen sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Bewegung gegenüber, die sich imperial als führende Sozialdemokratie der Welt verstand. In Folge sahen sich die polnischen Arbeiter gezwungen, eine eigene Gewerkschaft zu gründen, eine eigene *cultural community* aufzubauen. Polnisch- oder bi-kulturelle Menschen, vom deutsch-kulturellen staatlichen Apparat zur bedingungslosen Anpassung aufgefordert, mobilisierten Widerstandskräfte. Nach dem Ende des dritten europäischen/ersten Weltkrieges migrierte fast die Hälfte der Ruhrpolen nach Belgien und Frankreich; Staaten, in denen kulturelles Anderssein weniger Repression auslöste. Den preußischen Staats- und Gewerkschaftsbeamten fehlte eben die interkulturelle Kompetenz, die sie von jedem Migranten, jeder Migrantin erwarteten.³¹

31 Elsner/Lehmann, *Ausländische Arbeiter unter dem deutschen Imperialismus* (wie Anm. 25); Herbert, *Geschichte der Ausländerbeschäftigung* (wie Anm. 25); Krystyna Murzynowska, *Die polnischen Erwerbsauswanderer im Ruhrgebiet während der Jahre 1880–1914*, poln. Orig., 1972, Dortmund 1979; Christoph Kleßmann, *Polnische Bergarbeiter im Ruhrgebiet 1870–1945*, Göttingen 1978, und Kleßmann, *Polish Miners in the Ruhr District. Their Social Situation and Trade Union Activity*, in Hoerder, *Labor Migration in the Atlantic Economies* (wie Anm. 7), S. 253–276; Richard C. Murphy, *Gastarbeiter im Deutschen Reich. Polen in Bottrop 1891–1933*, Wuppertal 1982; John Kulczycki, *The Foreign Worker and the German Labor Movement. Xenophobia and Solidarity in the Coal Fields of the Ruhr, 1871–1914*, Oxford 1994.

Budapest, Hauptstadt des östlichen Teils der österreich-ungarischen Doppelmonarchie, beherbergte seit den Wanderungen vergangener Jahrhunderte eine viel-kulturelle Bevölkerung. Um 1850 war die Mehrheit deutschsprachig sowie deutscher und jüdischer Herkunft, die Minderheit eine magyarisch-sprachige Unterschicht. Dies zeigen die oben angesprochenen kulturellen Unterschiede zwischen den Land- und Stadtbevölkerungen in Ostzentraleuropa und die herausgehobene Position der zugewanderten, »eingeschobenen«, Mittel- und Oberschichten. Mit der schnellen Industrialisierung der Stadt ging wachsender Arbeitskräftebedarf einher: Slovaken, Polen, Serben, Tschechen, Rumänen und Italiener kamen. Da diese kulturellen Gruppen je nach Fähigkeiten nur Zugang zu speziellen Teilen des segmentierten Arbeitsmarktes fanden, war die inter-ethnische Konkurrenz um Arbeitsplätze gering. Zu Beginn der Industrialisierung war die Arbeiterbewegung deutschsprachig, verlor aber angesichts der Zuwanderung den Vorteil einer *lingua franca*. Die Bewegung wurde mehrsprachig. Dazu trug auch die Mischsiedlung ethno-kultureller Gruppen in ländlichen Gebieten und die Interaktion während kleinstädtischer Märkte bei: Ein Teil der schreib- und lese-unkundigen ländlichen ZuwandererInnen war, zumindest rudimentär, mehrsprachig. (Diese Mehrsprachigkeit wurde ab Mitte der 1880er Jahre im Zuge der transatlantischen Wanderung auch in Arbeiterorganisationen in die USA transferiert.) Von 1880 bis 1910 wuchs die Bevölkerung Budapests um das Dreifache, wurde ethno-kulturell heterogener, aber unter dem erstarkenden magyarischen Nationalbewusstsein kulturell-institutionell homogener. Aus den deutschsprachigen, jüdischen, magyarischen und vielfältigen Neuzuwandererkulturen entstand die urban-ungarische Gesellschaft. Dabei spielte, wie in Wien, nicht nur die Arbeiterbewegung, sondern vor allem auch die Anwesenheit zugewanderter Frauen als Personal in den Haushalten der alteingesessenen Budapesters bürgerlichen und adligen Bevölkerung eine entscheidende Rolle. Weder gab es wie in Österreich und Preußen eine traditionell national-kulturelle Elite, noch kam es angesichts der Vielfalt zu einem bipolaren konfliktbeschleunigenden Gegeneinander. Die alten Eliten und bürgerlichen Schichten besaßen traditionell interkulturelle Kompetenzen.³²

Im Gegensatz zu Budapest war die Pariser Gesellschaft nicht strukturell viel-kulturell, sondern bestand aus zahlreichen interagierenden Gruppen. Der Adel hatte früher als in anderen europäischen Gesellschaften einen

32 Katus, *Ethnicity in a Central European Metropolis* (wie Anm. 26)

Nationalisierungsprozess im dynastischen Interesse durchlaufen und die trans-europäischen Aspekte abgelegt. Die regional vielfältigen und durch Dialekte unterschiedenen innerfranzösischen Zuwanderergruppen sahen sich einer straffen einheitlichen Stadt- und Staatsverwaltung gegenüber. Während das Wienbild durch den Glitzer der Paläste bestimmt wurde, war das Parisbild seit 1789 durch »liberté, égalité, fraternité« geprägt. Im revolutionären Frankreich war außerdem die politische Entscheidung getroffen worden, anders-kulturellen Zuwanderern den Erwerb der Staatsbürgerschaft zu ermöglichen, wenn sie sich mit dem politischen System identifizierten. Dieses Bild von Freiheit und Gleichheit und die Option zur Inkorporation ließen die Stadt zum Zielort für polnische, russische und deutsche Revolutionäre werden, ökonomische Möglichkeiten sie zum Zielort für deutschsprachige Handwerks-gesellen (bis 1871) und danach für osteuropäische Juden und Zuwanderer aus Belgien, Italien, Portugal und Spanien werden. Französisch als *lingua franca* europäischer Kultur war vielen politischen Flüchtlingen geläufig. Der durchaus nationale Diskurs, alle BürgerInnen unabhängig von ihrer kultu-rellen Herkunft seien Französinnen, forderte die Akkulturation, aber garan-tierte auch die Inklusion. Sie war das Gegenteil der in Wien und in Preußen praktizierten Exklusion. Im Vergleich zu Budapests gesellschaftlich-wirtschaft-licher Einbindung praktizierte Frankreich strukturelle Inklusion.³³

Die dargestellten In- und Exklusionsmuster stellen sich in der Detail-analyse selbstverständlich differenziert dar. Es gab in Frankreich die Dreyfus-Affäre und im Süden anti-italienische Gewalttaten, in Budapest inter-ethni-sche Konflikte, im Ruhrgebiet polnisch-deutsche Zusammenarbeit und in Wien interkulturelle Familienbildung. Das Ziel meiner Darstellung war je-doch der Vergleich unterschiedlicher gesellschaftlich-institutioneller Regimes und Diskurse.

Im Zusammenhang mit den nationalen Kriegen seit Beginn der Auf-lösung des Osmanischen Reiches und nach 1918 veränderten sich die Migra-tionsformen in Europa. Seit den Kriegen gegen imperiale Herrschaft (sog. Balkankriege) in den 1880er Jahren und besonders mit Beginn des ersten Weltkrieges wurden die europäischen Nationalstaaten, wurde Europa insge-

33 Leslie Page Moch, *Paths to the City: Regional Migration in Nineteenth-Century France*, Beverly Hills 1983; Gary S. Cross, *Immigrant Workers in Industrial France. The Making of a New Laboring Class*. Philadelphia 1983; Nancy L. Green, *The Pletzl of Paris. Jewish Immigrant Workers in the Belle Epoque*, New York 1986, und Green, *Ready to Wear—Ready to Work. A Century of Industry and Immigrants in Paris and New York*, Durham, N. C. 1997.

samt zum Flüchtlings-generierenden Kontinent.³⁴ Angesichts der wirtschaftlichen Stagnation sank die innereuropäische Arbeitswanderung ebenso wie die transatlantische Abwanderung. Seit den 1950er Jahren entwickelte sich ein neues vom Mittelmeerraum auf das transalpine Europa gerichtetes Arbeitswanderungssystem, und im Zuge globaler Apartheid wurden die demokratischen europäischen Wohlstandsgesellschaften Ziel für die Arbeitsmigranten und politischen Flüchtlinge anderer Kontinente und, wie dem Rassendenken verhaftete Politiker und Bevölkerungsteile hervorheben, anderer Hautfarbe.³⁵

Forschungsperspektiven und politische Kultur

Schon seit den 1930er Jahren waren kanadische ForscherInnen in der zweisprachigen Kultur Montreals mit zahlreichen Zuwanderergruppen zu der Erkenntnis gekommen, dass weder ein einheitliches national-kulturelles Modell für Assimilation, das heißt Eingliederung ohne Einbringen eigener Elemente, vorhanden sei, noch dass die Neuankömmlinge unter Desorganisations- oder Entwurzelungsparadigmen sinnvoll untersucht werden könnten.³⁶ Diese Erkenntnisse wurden auf die Akkulturationsprozesse in der pluralen U.S.-Gesellschaft übertragen, aber dort von der vorherrschenden Chicago School of Sociology kaum rezipiert.³⁷ Die Europa-bezogenen Forschungen seit den 1980er Jahren zeigen, dass es sich auch hier empirisch um plurale Gesellschaften handelt. Dieser Befund hat aber keinen Eingang in das diskursive Selbstverständnis der Nationalstaaten und ihrer geistig-wissenschaftlichen Eliten gefunden. Forschungsergebnisse der damals politisch wie wissenschaftlich als marginal angesehenen kanadischen Kultur wurden weder im alten Europa noch in den hegemonialen USA aufgenommen. Das

34 Michael R. Marrus, *Die Unerwünschten – The Unwanted. Europäische Flüchtlinge im 20. Jahrhundert*, aus dem Englischen von Gero Deckert, Berlin 1999; Kemal H. Karpat, *Millets and Nationality. The Roots of the Incongruity of Nation and State in the Post-Ottoman Era*, in: Benjamin Braude/Bernard Lewis (Hrsg.), *Christians and Jews in the Ottoman Empire: the Functioning of a Plural Society*, 2 Bde., New York 1982, 1:141–69.

35 Heinz Fassmann und Rainer Münz (Hrsg.), *European Migration in the Late Twentieth Century*, Aldershot, GB 1994; Anthony Richmond, *Global Apartheid. Refugees, Racism and the New World Order*, Toronto 1994.

36 Everett C. Hughes, *The Study of Ethnic Relations*, in: *Dalhousie Rev.*, 24 (1948), S. 477–482; Everett C. Hughes/Helen MacGill Hughes, *Where People Meet: Racial and Ethnic Frontiers*, Glencoe, Ill. 1952.

37 Stow Persons, *Ethnic Studies at Chicago, 1905–45*, Urbana, Ill. 1987.

integrative Assimilationsmodell von Gordon hat das analytische Vorgehen über lange Zeit bestimmt.³⁸

Neuere kanadische Ansätze haben die differenzierenden Erkenntnisse und Theoretisierungen der 1930er Jahre wieder aufgenommen: Gesellschaften, die Migranten aufnehmen, bieten regional und sozial, geschlechtsspezifisch und nach Alterskohorten unterschiedliche Formen des Alltagslebens an. Migranten wählen sowohl im Rahmen gesellschaftlich-institutioneller Vorgaben wie im Rahmen ihrer Fähigkeiten und Lebensprojekte Wege in die Aufnahmegesellschaft. Sie bringen Elemente ihrer Ausgangskultur ein und erhöhen damit auch die Optionen für alle Mitglieder der Empfängerkultur.³⁹ Eine neuere Studie über die Akkulturation von Frauen aus vier regionalen europäischen Kulturen in Chicago um 1900 zeigt, dass die Neuankömmlinge unmittelbar nach der Ankunft viele ihrer kulturellen Traditionen ablegten, um unter den Bedingungen der neuen Gesellschaft ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Nach dem Aufbau einer ökonomischen Basis wurden in einem zweiten Schritt ethno-kulturelle Lebensformen wieder aufgenommen und Organisationen gegründet.⁴⁰ Dieses Modell gilt bis in die Gegenwart für unfreiwillige MigrantInnen, Flüchtlinge, da sie nicht auf die Wanderung vorbereitet sind und bei ihrer Ankunft nicht auf stützende Netzwerke der eigenen Gruppen rekurrieren können. Für ArbeitsmigrantInnen der Gegenwart ist das Modell insofern zu modifizieren, als sie durch gruppenspezifische und familiäre, aber auch sozialstaatliche Netzwerke das ökonomische Risiko und damit die bedingungslose Arbeitsaufnahme abfedern können.

Eine nicht von Staaten, sondern von migrierenden Menschen ausgehende Forschungsperspektive zeigt, dass potentielle Migranten zwischen alternativen Optionen wählen, dabei aber in Wanderungstraditionen der Ausgangs-

38 Milton M. Gordon, *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, and National Origins*, New York 1964. Vgl. dazu kritisch reflektierend die wichtige Arbeit von Russell A. Kazal, *Revisiting Assimilation: The Rise, Fall, and Reappraisal of a Concept in American Ethnic History*, in: *American Historical Review* 100, (1995), S. 437–71.

39 Alan B. Anderson/James S. Frideres, *Ethnicity in Canada: Theoretical Perspectives*, Toronto 1981; Danielle Juteau, *La production de l'ethnicité ou la part réelle de l'idéal*, in: *Sociologie et Sociétés* (Montréal), 15.2 (1983), S. 39–54, und Juteau, *Rapports ethniques au Canada: recherche et politique*, in: Ida Simon-Barouh (Hrsg.), *Migrations internationales et relations interethniques. Recherche, politique et sociétés*, Paris 1999; Jean Burnet / Danielle Juteau / Enoch Padolsky / Anthony Rasporich / Antoine Sirois (Hrsg.), *Migration and the Transformation of Cultures. A Project of the Unesco World Decade for Cultural Development*, Toronto 1992; Isajiw, *Understanding Diversity*.

40 Christiane Harzig (Hrsg.), *Peasant Maids, City Women. From the European Countryside to Chicago*, Ithaca, N.Y. 1997.

region eingebunden sind.⁴¹ Als Individuen und Familien mit abgeschlossener Sozialisation bringen sie ihre eigenen Verhaltensformen und Normen ein und passen diese schrittweise der neuen sozialen Umgebung an. Da Rückwanderung möglich ist, adaptieren sie Verhalten und Werte so, dass sie in zwei Kulturen agieren können, also transnational aus nationalstaatlicher Perspektive oder transkulturell aus einer differenzierenden, regionale und soziale Spezifika einbeziehenden Perspektive.⁴² Die rahmensetzende Empfängerkultur kann von einer konstruierten Leitkultur ausgehen oder Vielfalt gemäß dem Motto Kanadas, »diversity is our strength«, akzeptieren. Vielfalt im Rahmen gesamtgesellschaftlich akzeptierter Werte – Gleichheit aller Menschen unabhängig von Religion, Geschlecht, Klasse, kultureller Herkunft – bietet dabei einer eigenverantwortlichen Eingliederung und gesellschaftlicher Weiterentwicklung weit mehr Chancen als starre Konzepte nationaler Identitäten. Die Akkulturation in Paris und Budapest war für die Empfängergesellschaft wie für die MigrantInnen einfacher und kostengünstiger als die Kämpfe um Gleichberechtigung und die Repressionsmechanismen in Wien und im Ruhrgebiet. Diese Erkenntnis haben offene Gesellschaften wie die Niederlande, Schweden und Kanada und in anderer Form die USA im Rahmen einer gesamtgesellschaftlichen politischen Kultur umgesetzt. Aufnahmepolitiken beziehen interkulturelle Alltagserfahrungen und Akkulturationstheorien ebenso ein wie Forschungsergebnisse und Konzepte von kultureller Selbstbestimmung. Andere Gesellschaften, besonders die der Bundesrepublik Deutschland, haben ihre repressive politische Kultur und essentialistische Definition nationaler Identität beibehalten. Daraus resultieren die vielfältigen Problemlagen bei der Eingliederung von Neuankömmlingen und die mangelnde Bereitschaft und Fähigkeit zu interkulturellem Austausch. Befragungen deuten allerdings an, dass diese Einstellungen von der Mehrzahl der Jugendlichen nicht mehr getragen werden. Für eine Neukonzeption europäischer und deutscher Migrations- und Integrationspolitik ebenso wie für die individuellen Einstellungen zu Menschen mit anderen kulturellen Prägungen ist die Erinnerung an die kulturelle Vielfalt und die Reintegration von Migration in das kollektive Gedächtnis von überragender Bedeutung.⁴³

41 Dirk Hoerder, *From Migrants to Ethnics. Acculturation in a Societal Framework*, in: Hoerder / Moch, *European Migrants* (wie Anm. 9), S.211–262.

42 Nina Glick Schiller / Linda Basch / Cristina Blanc-Szanton, *Towards a Transnational Perspective on Migration: Race, Class, Ethnicity and Nationalism Reconsidered*, New York 1992.

43 Harzig, *Einwanderungspolitik*; vgl. den Beitrag von Harzig in: *Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse* (wie Anm. 12).

Ahlich Meyer

Der Beginn der »Endlösung« in Frankreich – offene Fragen

DER britische Historiker Richard Overy hat unlängst angemerkt, es sei schwierig zu erklären, warum die von der Wehrmacht auf den westlichen Kriegsschauplätzen begangenen Verbrechen in der Geschichtswissenschaft nicht die gleiche Aufmerksamkeit erhalten haben wie die Barbarisierung des Krieges im Osten, zumal Ermittlungen dazu auf alliierter Seite noch vor Kriegsende begannen und die Ahndung dieser Verbrechen in Nürnberg auf der Tagesordnung stand.¹ Ebenso erklärungsbedürftig bleibt meines Erachtens, weshalb die deutschsprachige Historiographie nur wenig zur Erforschung der »Endlösung der Judenfrage« in Westeuropa beigetragen hat.

Nicht, daß nicht eine umfangreiche Literatur über die Verfolgung und Ermordung der Juden aus den Niederlanden, Belgien und Frankreich vorläge,² wobei komparatistische Studien allerdings eher selten sind.³ Es man-

1 Richard Overy, *Verhöre. Die NS-Elite in den Händen der Alliierten 1945*, München/Berlin 2001, S. 514.

2 Auf eine auch nur annähernd vollständige Literaturübersicht muß hier aus Platzgründen verzichtet werden, es seien daher nur die wichtigsten Standardwerke genannt: Louis de Jong, *Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog*, Bd. 1–14, Den Haag 1969–1991; Michael M. Marrus/Robert O. Paxton, *Vichy et les Juifs*, Paris 1981 (ich zitiere nach der überarbeiteten französischen Taschenbuchausgabe von 1990); Serge Klarsfeld, *Vichy-Auschwitz. Le rôle de Vichy dans la solution finale de la question juive*, Bd. 1–2, Paris 1983–1985; Neuaufl. u. d. T.: *Vichy-Auschwitz. La »solution finale« de la question juive en France*, Paris 2001 (*La Shoah en France*, Bd. 1); dt. Übers.: *Vichy-Auschwitz. Die Zusammenarbeit der deutschen und französischen Behörden bei der »Endlösung der Judenfrage« in Frankreich*, Nördlingen 1989 (wenn nicht anders angegeben, zitiere ich nach der deutschen Ausgabe); Maxime Steinberg, *L'Étoile et le Fusil*, Bd. 1–3, Brüssel 1983–1986.

3 Eine wichtige Anregung stellt der Aufsatz von Maxime Steinberg, *Le Paradoxe français dans la solution finale à l'Ouest*, in: *Annales ESC*, 48 (1993), S. 583–594, dar. Die Opferzahlen weisen für die drei westeuropäischen Länder derart auffällige Unterschiede auf, daß ein kausaler Bezug zur jeweiligen Form des deutschen Besatzungsregimes, zur Kollabora-

gelt auch nicht an Quellen, im Gegenteil. Henri Monneray, stellvertretender Ankläger für die Französische Republik in Nürnberg und neben Robert Kempner der wohl sachkundigste Vernehmungsbeamte jener Jahre, veröffentlichte bereits 1947 auf der Grundlage des dem Internationalen Militärtribunal vorgelegten Materials eine erste Dokumentensammlung zur Judenverfolgung in Frankreich und den übrigen westeuropäischen Ländern.⁴ Einschlägige Archive wie das *Centre de Documentation Juive Contemporaine* (CDJC) in Paris, das sämtliche erhaltenen Akten des Judenreferats der Pariser Gestapo sowie Teilbestände aus der Militärverwaltung und der Deutschen Botschaft Paris aufbewahrt, waren seit jeher uneingeschränkt zugänglich.⁵ Die große Pionierarbeit über die antijüdische Politik des Vichy-Regimes von Joseph Billig aus den Jahren 1955–1960 beruhte gänzlich auf den Quellen des CDJC, darunter zahlreiche Schriftstücke deutscher Provenienz, die in extenso zitiert wurden.⁶ Für den Jerusalemer Eichmann-Prozeß wurden annähernd zweihundert Schlüsseldokumente des Pariser Judenreferats aus dem CDJC verwendet, und die westdeutschen Staatsanwaltschaften konnten hier ebenfalls seit den 60er Jahren Beweismittel anfordern. Auf dieser Basis begannen in den 70er Jahren auch die Recherchen der Journalistin Beate Klarsfeld und des Rechtsanwalts und Historikers Serge Klarsfeld, dessen elfbändige, 3000 Einzelstücke umfassende Sammlung von photokopierten deutschen Dokumenten aus dem CDJC ursprünglich zur Vorbereitung von Prozessen gegen die Hauptverantwortlichen der Judenverfolgung in

tionsbereitschaft der einheimischen Verwaltungen und zum Verhalten der nichtjüdischen Bevölkerungen vermutet werden muß. Das an der Universität Konstanz (Wolfgang Seibel) angesiedelte, in Zusammenarbeit mit dem Brüsseler *Centre d'Études et de Documentation Guerre et Sociétés contemporaines* (CEGES) und dem *Nederlands Instituut voor Oorlogsdokumentatie* (NIOD) Amsterdam durchgeführte Projekt »Holocaust und »Polykratie« in Westeuropa« stellt meines Wissens den ersten Versuch einer komparatistischen Herangehensweise an diese Fragen dar.

- 4 Henri Monneray, *La Persécution des Juifs en France et dans les autres pays de l'Ouest*, présentée par la France à Nuremberg. Recueil de documents, Paris 1947.
- 5 1966 erschien ein gedrucktes, kommentiertes Findbuch zu den deutschen Aktenbeständen des CDJC, das Lucien Steinberg herausgab: *Les Autorités allemandes en France occupée. Inventaire commenté de la collection de documents conservés au C. D. J. C.*, Paris 1966.
- 6 Joseph Billig, *Le Commissariat général aux questions juives (1941–1944)*, Bd. 1–3, Paris 1955–1960. Billig verfaßte auch 1977 auf Veranlassung von Serge Klarsfeld für den Kölner Lischka-Prozeß (s. unten) eine Studie, die in deutscher Übersetzung u. d. T. *Die Endlösung der Judenfrage. Studie über ihre Grundsätze im III. Reich und in Frankreich während der Besatzung*, New York/Frankfurt/M. 1979 publiziert wurde.

Frankreich zusammengestellt wurde⁷ – und zwar zur Beweisführung in jenem umfangreichen Ermittlungskomplex, der 1961 bei der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg eingeleitet bzw. 1966 an die Zentralstelle Köln abgegeben wurde und der nach Beseitigung juristischer und politischer Hindernisse⁸ schließlich 1979/80 zum Prozeß gegen die ehemaligen Angehörigen der Sicherheitspolizei und des SD in Paris, Lischka, Hagen und Heinrichsohn, vor dem Landgericht Köln führte,⁹ dem einzigen größeren Prozeß in der Bundesrepublik, in dem die Ermordung der französischen Juden zur Sprache kam.¹⁰

Die 70er Jahre hatten in Frankreich – mit der Erosion des gaullistischen Nachkriegsmythos und der Enttabuisierung der Kollaboration – eine historiographische »Wende« in der Erforschung der Vichy-Periode eingeleitet, in deren Folge die Rolle Vichys bei der »Endlösung der Judenfrage« und die deutsch-französische Zusammenarbeit auf diesem Gebiet der Besatzungspolitik in den 80er Jahren zunehmend in den Mittelpunkt des Geschichtsbilds rückte. 1981 erschien »Vichy et les Juifs« des kanadischen Holocaust-Forschers Michael M. Marrus und des amerikanischen Vichy-Spezialisten Robert O. Paxton, das zum Standardwerk werden sollte. Zwei Jahre später folgte der erste Band von Serge Klarsfelds »Vichy-Auschwitz«, damals noch

7 Serge Klarsfeld (Hg.), *Recueil de documents des dossiers des autorités allemandes concernant la persécution de la population juive en France (1940–1944)*, Paris 1979; zuvor erschien bereits eine erste gedruckte Dokumentation: Serge Klarsfeld (Hg.), *Die Endlösung der Judenfrage in Frankreich. Deutsche Dokumente 1941–1944*, Paris 1977.

8 Das wichtigste Datum war die Verabschiedung des deutsch-französischen Zusatzabkommens durch den Bundestag im Jahr 1975, das die Verfolgung von in Frankreich in Abwesenheit verurteilten NS-Straftätern durch die westdeutsche Justiz zuließ.

9 Für den Prozeß erstellte Wolfgang Scheffler 1978/79 ein Sachverständigengutachten (Zur Geschichte der »Endlösung der Judenfrage« in Frankreich unter besonderer Berücksichtigung der Aufgaben der Sicherheitspolizei und des SD 1940–1944, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 267, Nr. 333–334), das zusammen mit der von Rolf Holfort verfaßten Anklageschrift der Staatsanwaltschaft Köln vom 28.6.1978 (130 Js 4/78 (Z), ZStL, 104 AR-Z 1670/61) einen historischen Kenntnisstand festhielt, der von der Geschichtswissenschaft damals noch keineswegs erreicht worden war. – Zur Vorgeschichte des Lischka-Prozesses s. jetzt Bernhard Brunner, *Lebenswege der deutschen Sipo-Chefs in Frankreich nach 1945*, in: Ulrich Herbert (Hg.), *Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastungen, Integration, Liberalisierung 1945–1980*, Göttingen 2002, S. 214–242.

10 Noch vor Eröffnung des Lischka-Prozesses leitete die Zentralstelle Köln 1979 gegen die Absicht des zuständigen Staatsanwalts Holfort die »Austrennung«, d. h. die Zerschlagung des Ermittlungskomplexes »Endlösung der Judenfrage in Frankreich« in Einzelverfahren ein, die an örtliche Staatsanwaltschaften abgegeben und in der Folgezeit sämtlich eingestellt wurden (ZStL, 104 AR-Z 1670/61, Bd. XIV, Bl. 3289–3290).

mit der gezielten Betonung der Verantwortlichkeit des Vichy-Regimes für die Deportation von 76.000 Juden aus Frankreich. Klarsfeld, keiner historischen Schule verpflichtet und jeder sekundären Theoriebildung über den Holocaust abgeneigt,¹¹ folgte dem methodisch strengen Prinzip, die »Verkettung der Ereignisse«¹² aufzudecken, die zur schrittweisen Radikalisierung der antijüdischen Politik in Frankreich geführt hatten. Die 1989 veröffentlichte deutsche Ausgabe von »Vichy-Auschwitz« lenkte dann, nicht zuletzt durch die gegenüber der französischen Edition veränderte Dokumentenauswahl,¹³ den Blick auf die deutsche Täterseite. Inzwischen liegen die wichtigsten Arbeiten von Klarsfeld in einer erweiterten, vierbändigen Geschichte der Shoah in Frankreich (»La Shoah en France«) vor, die aufgrund ihrer immensen Forschungsleistung und quellengestützten Detailgenauigkeit nicht mehr zu übertreffen sein dürfte. Seit den 90er Jahren hat sich die französische Historiographie zudem, verstärkt durch wiederholte öffentliche Debatten über den eigenständigen Beitrag des *Etat Français* zum Holocaust und die Einsetzung der staatlichen Mattéoli-Kommission,¹⁴ neue Archivquellen und thematische Felder erschlossen, wie an zahlreichen Einzelveröffentlichungen etwa zum Vichy-Lagersystem, zur Involvierung der französischen Bürokratie in die Judenverfolgung, zur Rolle von Industrie und Banken und zum Raub »jüdischen« Vermögens abzulesen ist.

Vor diesem Hintergrund hebt sich nun allerdings der Rückstand der deutschen Zeitgeschichtsschreibung deutlich ab, die sich – von bemerkenswerten Ausnahmen abgesehen – mit der »Endlösung der Judenfrage« in Frankreich bis heute nicht ausreichend beschäftigt und jedenfalls kaum eigene

11 »Je ne fais partie, en effet, de ces historiens, qui, avec le ciment de leurs idées parfois originales, n'assemblent que des matériaux ayant déjà servi. Il me semble plus difficile et plus valorisant en histoire de découvrir les faits et d'en tirer les conséquences, que d'avoir des idées en ne se servant que des faits mis à jour par d'autres historiens.« Serge Klarsfeld, *Le Calendrier de la persécution des Juifs en France 1940–1944*, Paris 1993, S. 6; erw. Neuausg. Paris 2001 (*La Shoah en France*, Bd. 2–3), S. 5.

12 *Vichy-Auschwitz. Le rôle de Vichy dans la solution finale de la question juive*, Bd. 1, Paris 1983, S. 8; Neuausg. Paris 2001 (*La Shoah en France*, Bd. 1), S. 10.

13 Die Zahl der Quellen deutscher Provenienz wurde – um den Zeitraum 1940/41 zu dokumentieren – auf 245 erhöht (die meisten davon stammen aus dem CDJC), dagegen wurden nur wenige französische und italienische Dokumente der Originalausgabe übernommen.

14 Siehe u. a. den Abschlußbericht der Kommission: *Rapport général. Mission d'étude sur la spoliation des Juifs de France*, La Documentation Française, Paris 2000.

Ergebnisse vorzuweisen hat.¹⁵ Besonders ärgerlich scheint mir der Umgang mit »Vichy-Auschwitz«. Ein vergleichender Blick in die seit 1989 erschiene Literatur zeigt, in welchem Umfang sich deutsche Historiker das Buch von Klarsfeld und seinen Dokumentenanhang zunutze gemacht haben: ganze Textabschnitte, die nichts als ein Referat bieten, werden als selbständige Darstellung ausgegeben. Aber auch sonst ist zu beobachten, daß die expandierende deutschsprachige Holocaust-Forschung der letzten Jahre dort, wo die Verfolgung der französischen Juden thematisiert wird, aus zweiter Hand, also vom Abschreiben lebt und neue Forschungsanstrengungen offenbar für unnötig gehalten werden.

Ich werde im folgenden drei Fragen aufwerfen, die sich alle auf das Faktum des zeitlich frühen Beginns der Deportationen aus Frankreich ab März 1942 beziehen. Zum besseren Verständnis gebe ich die wichtigsten Ereigniszusammenhänge wieder und komme auf einige Dokumente zurück, die für die »Endlösung« in Frankreich wie für die Entscheidungen im nationalsozialistischen Machtzentrum gleichermaßen aufschlußreich sind. Am Leitfaden dieser Fragen möchte ich sodann die vorliegende deutschsprachige Literatur kritisch sichten, ihren Umgang mit den Dokumenten und Sachverhalten überprüfen und dabei Desiderate der Forschung offenlegen.

Während die ersten Transporte aus den Niederlanden (15. Juli 1942) und aus Belgien (4. August 1942) auf die am 11. Juni 1942 im Reichssicherheitshauptamt zwischen Eichmann und den »Judenreferenten« aus Brüssel, Den Haag und Paris getroffene Vereinbarung eines Deportationsprogramms für Westeuropa zurückgingen, über dessen genozidale Zielsetzung kein Zweifel besteht, stand der erste Transport aus Frankreich nach Auschwitz im Zeichen von »Sühnemaßnahmen«, die der deutsche Militärbefehlshaber in Frankreich als Antwort auf Attentate der kommunistischen Widerstandsbewegung bereits im Dezember 1941 verhängt hatte. Mangels Transportmöglichkeiten wurde die angekündigte Deportierung von zunächst 1000 jüdischen Männern zu »Zwangsarbeiten nach dem Osten« bis zum Frühjahr

15 Zu den Ausnahmen zählen die in der Bundesrepublik veröffentlichten Arbeiten der Grandjonc-Schule, die vor allem der Erforschung des Lagersystems in Frankreich gewidmet sind; s. Doris Obschernitzki, *Letzte Hoffnung – Ausreise. Die Ziegelei von Les Milles 1939–1942. Vom Lager für unerwünschte Ausländer zum Deportationszentrum*, Teetz 1999; Christian Eggers, *Unerwünschte Ausländer. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940–1942*, Berlin 2002. Wieso Eggers allerdings zu dem Urteil gelangt ist, die Arbeiten von Klarsfeld enthielten »wenig substantiell Neues zum Verständnis der Abläufe«, bleibt unerfindlich (ebenda, S. 365).

1942 zurückgestellt, am 27. März begann die erste Phase der Deportation französischer Juden – zeitgleich mit der dritten Deportationswelle aus dem Reichsgebiet. Zwischen dem 5. Juni und dem 17. Juli folgten die nächsten fünf Transporte, die gleichfalls als »Sühnemaßnahmen« deklariert wurden. Bei der Ankunft in Auschwitz wurden die Deportierten noch keiner Selektion unterzogen (die Massentötung von Juden aus Frankreich in Gaskammern begann erst mit dem siebten Transport vom 19. Juli 1942), aber die meisten von ihnen kamen innerhalb weniger Monate ums Leben.

Die Fragen lauten:

- Wann fiel die Entscheidung, Juden aus Frankreich »nach dem Osten« zu deportieren, und in welchem Zusammenhang stand sie mit den übergeordneten Entscheidungsprozessen zum Mord an den europäischen Juden?
- Welche Rolle spielte die deutsche Militärverwaltung in Paris bei dieser Entscheidung?
- Was wußten die deutschen Stäbe in Frankreich im Zeitraum zwischen Herbst/Winter 1941 und Frühjahr 1942 über die Massenvernichtung im Osten und den tatsächlichen Charakter der »Endlösung«?

Dannecker und das »Endlösungsprojekt«

Viereinhalb Monate nach seinem Eintreffen in Frankreich und nachdem die Militärverwaltung auf Initiative der Deutschen Botschaft bereits die ersten Verordnungen über Maßnahmen gegen Juden für das besetzte französische Gebiet erlassen hatte, schrieb der Stellvertreter Eichmanns in Paris und Leiter des dortigen »Judenreferats«, Theodor Dannecker, am 21. Januar 1941 ein längeres Planungspapier, in dem er die Einrichtung eines »Zentralen Judenamts« forderte. In Danneckers Entwurf zeichneten sich – nach den Worten von Joseph Billig – die Konturen der »Endlösung« in ihrem frühesten Stadium ab:¹⁶ Vertreibung aller Juden aus Europa und Ansiedlung in einem »noch zu bestimmenden Territorium«. Dannecker schrieb:

»Gemäß dem Willen des Führers soll nach dem Kriege die Judenfrage innerhalb des von Deutschland beherrschten oder kontrollierten Teiles Europas einer endgültigen Lösung zugeführt werden.

Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD hat bereits vom Führer über den RF-SS, bzw. durch den Reichsmarschall Auftrag zur Vorlage eines End-

¹⁶ Billig, *Le Commissariat général aux questions juives* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 48.

lösungsprojektes erhalten. [...] Es liegt dem Führer und dem Reichsmarschall vor.

Fest steht, daß es sich bei der Ausführung um eine Riesenarbeit handelt, deren Erfolg nur durch sorgfältigste Vorbereitungen gewährleistet werden kann. Diese müssen sich sowohl auf die einer Gesamtabchiebung der Juden vorausgehenden Arbeiten als auch auf die Planung einer bis ins einzelne festgelegten Ansiedlungsaktion in dem noch zu bestimmenden Territorium erstrecken.«¹⁷

Dies Dokument ist in zweifacher Hinsicht beachtenswert: Es bildete die Blaupause für sämtliche antijüdischen Aktionen des Jahres 1941 im besetzten Frankreich und es erschließt sich erst gänzlich mit Blick auf den damaligen Planungsstand in Berlin. So hat Götz Aly das Papier Danneckers bei seiner überzeugenden Rekonstruktion eines um die Jahreswende 1940/41 von Heydrich entwickelten Plans zur »territorialen Endlösung der Judenfrage« herangezogen, der den Madagaskarplan ablösen sollte und der – spätestens im März 1941, während Heydrich gleichzeitig mit der Aufstellung der späteren Einsatzgruppen befaßt war – die Deportation aller europäischen Juden »nach Osten«, auf das Territorium der Sowjetunion vorsah.¹⁸ Es handelte sich demnach um den letzten Umsiedlungsplan, dessen implizite Vernichtungsdimension Aly stärker betont als beispielsweise Philippe Burrin, der Danneckers Entwurf ebenfalls im Zusammenhang einer noch während der ersten Jahreshälfte 1941 verfolgten Politik territorialer Lösungen der »Judenfrage« sieht.¹⁹ Der auf wenigen Quellen beruhende Nachweis Alys scheint mir nicht zuletzt deswegen von Bedeutung zu sein, weil er die Bedeutung des Göring-Erlasses vom 31. Juli 1941 zur »Gesamtlösung der Judenfrage« relativiert und weil er den ursprünglich ernst gemeinten Kern jener Tarn-

17 »Zentrales Judenamt« in Paris«, 21.1.1941, Centre de Documentation Juive Contemporaine (im folgenden CDJC), V-59, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 361–363; vgl. ebenda, S. 39–40.

18 Götz Aly, »Endlösung«. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt/M. 1995, S. 203, 268–279, 392f.; vgl. Christopher R. Browning, Judenmord. NS-Politik, Zwangsarbeit und das Verhalten der Täter, Frankfurt/M. 2001, S. 33f. – In einem Bericht vom 1.7.1941, also ebenfalls noch vor dem berühmten Erlaß Görings vom 31.7.1941, mit dem Heydrich den schriftlichen Auftrag zur Vorbereitung einer »Gesamtlösung der Judenfrage« in Europa erhielt, wiederholte Dannecker, »der Chef der Sicherheitspolizei und des SD [sei] vom Führer mit der Vorbereitung der Lösung der europäischen Judenfrage beauftragt« worden (CDJC, XXVI-1; Nürnberger Dok. RF-1207).

19 Philippe Burrin, Hitler und die Juden. Die Entscheidung für den Völkermord, Frankfurt/M. 1993, S. 99; vgl. auch Yaacov Lozowick, Hitlers Bürokraten. Eichmann, seine willigen Vollstrecker und die Banalität des Bösen, Zürich 2000, S. 229ff.

sprache freilegt, mit der die »Endlösung« im Protokoll der Wannsee-Konferenz umschrieben wurde (»Evakuierung nach dem Osten«, »Arbeitseinsatz«).

Jedenfalls wird man aus der historischen Einordnung des Dokuments vom 21. Januar 1941 den Umkehrschluß ziehen dürfen, daß das Pariser Judenreferat nicht nur außergewöhnlich gut über den Stand der Vorbereitungen zur »Endlösung« im Reichssicherheitshauptamt informiert war, sondern daß die »einer Gesamtabchiebung der Juden vorausgehenden Arbeiten« in Frankreich, um die es Dannecker ging, als er sein Vorhaben eines »Zentralen Judenamts« in den folgenden Wochen der Militärverwaltung und der Deutschen Botschaft vorstellte, eng verzahnt waren mit diesem ersten »Endlösungsprojekt«. Bereits im August 1940, wenige Wochen nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Paris, hatte Botschafter Otto Abetz angeregt, die Militärverwaltung möge »die Entfernung aller Juden aus dem besetzten Gebiet vorbereiten«,²⁰ aber damals war vermutlich noch daran gedacht, die unbesetzte französische Südzone als Abschiebeterminitorium zu nutzen.²¹ Ab Frühjahr 1941 dienten alle in Frankreich ergriffenen Maßnahmen gegen Juden zur Vorbereitung wenn nicht schon eines geplanten Völkermords, so doch eines beispiellosen Deportationsprogramms, das allen deutschen Dienststellen bekannt war und das niemand deutlicher formulierte als Dr. Werner Best, Kriegsverwaltungschef im Stab des Militärbefehlshabers in Paris. Best erklärte im April 1941 gegenüber Xavier Vallat, dem neuernannten Leiter des französischen »Generalkommissariats für Judenfragen« (unter diesem Namen war Danneckers »Judenamt« inzwischen eingerichtet worden), das deutsche Interesse bestehe »in einer progressiven Entlastung aller Länder Europas vom Judentum mit dem Ziele der vollständigen Entjudung Europas«.²²

Best war es auch, der innerhalb kürzester Zeit dafür sorgte, daß sich die Militärverwaltung Danneckers konkreten Maßnahmenkatalog für das be-

20 Chef MV Frankreich (Best), »Die Behandlung der Juden im besetzten Gebiet«, 19.8.1940, CDJC, XXIV-1, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 356. – Zu Abetz' Initiative und zur Rolle der Militärverwaltung vgl. Billig, *Le Commissariat général aux questions juives* (wie Anm. 6), S. 24–31; Christopher R. Browning, *The Final Solution and the German Foreign Office*, New York/London, 1978, S. 49; Roland Ray, *Annäherung an Frankreich im Dienste Hitlers? Otto Abetz und die deutsche Frankreichpolitik 1930–1942*, München 2000, S. 356 ff.; sowie die kenntnisreiche Arbeit von Barbara Lambauer, *Otto Abetz et les Français ou l'envers de la Collaboration*, Paris 2001, S. 196 ff.

21 Vgl. Marrus/Paxton (wie Anm. 2), S. 27 f.

22 »Besprechungsplan«, 4.4.1941, CDJC, XXIV-15a, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 366 f.

setzte Frankreich zu eigen machte. Am 28. Januar 1941 hatten Dannecker und der Beauftragte des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, Dr. Helmut Knochen, unter Berufung auf einen Ende Oktober 1940 ergangenen RSHA-Erlaß die »Errichtung von Konzentrationslagern für fremdstaatige Juden« vorgeschlagen und eine Besprechung mit allen beteiligten Pariser Stellen angeregt, »damit raschestens eine Lösung dieses Problems als Teilstück auf dem Weg zur endgültigen Bereinigung der Judenfrage erfolgen kann, die im Sinne der sowohl vom Führer als auch vom Reichsmarschall gewünschten Endlösung liegt«.²³ Zwei Gesprächsrunden mit Vertretern der Militärverwaltung und der Deutschen Botschaft fanden noch im Januar bzw. Ende Februar statt, in denen es um die Fragen des »Zentralen Judenamts« und der »KZ-Inhaftierung« der in Paris lebenden ausländischen Juden ging,²⁴ und bereits einen Monat später, Ende März, ordnete Best die Schaffung von Internierungsmöglichkeiten und die erste Massenverhaftung von ausländischen Juden im besetzten Gebiet an,²⁵ die dann tatsächlich am 14. Mai von der französischen Polizei durchgeführt wurde. Im Departement Loiret, in Pithiviers und Beaune-la-Rolande, wurden zwei Lager für insgesamt 3710 jüdische Männer, überwiegend polnischer Staatsangehörigkeit, eingerichtet. Zu berücksichtigen ist schließlich, daß das Reichssicherheitshauptamt ebenfalls im Mai 1941 – also fünf Monate vor dem generellen Auswanderungsverbot durch Himmler – per Erlaß versuchte, die individuelle Auswanderung von Juden aus Frankreich und Belgien »im Hinblick auf die zweifellos kommende Endlösung der Judenfrage« zu verhindern.²⁶ Dies ließ sich vorerst nur in der französischen Nordzone durchsetzen, die spätestens jetzt zu einer tödlichen Falle für die jüdische Bevölkerung zu werden drohte.

23 Knochen/Dannecker an Best, »Errichtung von Konzentrationslagern für fremdstaatige Juden«, 28.1.1941, CDJC, V-64; in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 363 f.

24 MBF Verwaltungsstab (Mahnke), »Weitere Behandlung der Judenfrage in Frankreich«, 3.2.1941, CDJC, XXIV-13, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 364 f.; »Zentrales Judenamt in Paris«, 28.2.1941, V-62, ebenda, S. 365 f.

25 Best an die Bezirkschefs u. den Kommandanten von Groß-Paris, 27.3.1941, CDJC, LXXVII-4; Best, »Besprechungsplan«, 4.4.1941 (wie Anm. 22); Ingrand an Vallat, 6.6.1941, CXCV-81, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 25.

26 RSHA (Schellenberg) 1. an alle Stapo(leit)stellen, 2. den Beauftragten des Chefs der Sipo-SD für Belgien und Frankreich über den MBF, 20.5.1941, Nürnberger Dok. NG-3104. Die Begründung lautete, die wenigen Ausreisemöglichkeiten für Juden aus dem Reichsgebiet während des Krieges zu erhalten. Siehe auch RSHA (Müller) an den Beauftragten des Chefs der Sipo-SD für Belgien und Frankreich, 23.10.1941, CDJC, XXVb-7. Vgl. Burrin (wie Anm. 19), S. 97 f.

Es zeigt sich also an Danneckers Papier vom 21. Januar 1941 und an dessen praktischer Umsetzung durch die Pariser Militärverwaltung, daß sich die Etappen der Judenverfolgung in Frankreich und der Prozeß der Entschlußbildung im Machtzentrum des Deutschen Reichs wechselseitig erhellen lassen. Bis zum Frühsommer 1941, parallel zu den zentralen Planungen für eine eventuelle Massenabschiebung aller Juden in die zu erobernden Gebiete des Ostens und den Vorbereitungen zum Mord an den sowjetischen Juden, wurden im besetzten Frankreich die ersten Voraussetzungen für eine künftige »Endlösung« geschaffen – ohne daß die Militärs die antijüdischen Maßnahmen im übrigen mit repressionspolitischen Argumenten hätte begründen müssen, denn eine militante Widerstandsbewegung gegen die deutsche Besatzung in Frankreich entwickelte sich erst nach dem Angriff auf die Sowjetunion.

Zeitschel oder: Geschichtswissenschaft als Stille Post

Der historiographische Umgang mit einem anderen wichtigen Dokument aus dem Jahr 1941, das ich nun herausgreife, ist problematischer. Dr. Carltheo Zeitschel war mit den ersten deutschen Panzern in die französische Hauptstadt gekommen und hatte sich als Legationsrat in der Politischen Abteilung der Deutschen Botschaft ein breites Aufgabenfeld sichern können, darunter die Kontakte zur Dienststelle der Sicherheitspolizei und des SD, wodurch er in die Stellung eines informellen »Judenexperten« der Botschaft rückte. In dieser Eigenschaft verfaßte er unzählige Memoranden, das gesamte Dossier ist erhalten geblieben. Am 22. August 1941 – zwei Tage nach Beginn einer neuerlichen Massenrazzia, die vom Militärbefehlshaber als Maßnahme gegen die zunehmende Agitation der französischen Kommunisten bezeichnet wurde und in deren Verlauf insgesamt 4232 Pariser Juden verhaftet und in das Lager Drancy eingewiesen wurden²⁷ – legte Zeitschel Botschafter Otto Abetz die folgende Aufzeichnung vor. Ich zitiere ausführlich, weil die ungenaue Lektüre des Dokuments wiederholt zu Irrtümern geführt hat:

27 »In Verfolg einer Demonstration, an der sich Juden führend beteiligten, wurden, um die Gesamtheit der Juden einzuschüchtern, am 20.8.41 schlagartig rund 4000 männliche Juden zwischen 18 und 50 Jahren ohne Rücksicht auf ihre Staatsangehörigkeit [...] verhaftet und im Lager Drancy interniert.« MBF, Lagebericht für die Monate August/September 1941, Bundesarchiv-Militärarchiv (im folgenden BA-MA), RW 35/8, S. 12.

»Die fortschreitende Eroberung und Besetzung der weiten Ostgebiete können m. E. das Judenproblem in ganz Europa in kürzester Zeit zu einer endgültigen, befriedigenden Lösung bringen.

Wie aus dem Hilfeschrei der gesamten Juden Palästinas in deren Presse an die amerikanischen Juden hervorgeht, sind in den von uns in den letzten Wochen besetzten Gebieten, besonders Bessarabien, über 6 Millionen Juden ansässig, das bedeutet 1/3 des Weltjudentums. Diese 6 Millionen Juden müßte man sowieso bei der Neuordnung des Ostraums irgendwie zusammenfassen und voraussichtlich doch ein besonderes Territorium für sie abgegrenzt werden [sic]. Es dürfte bei dieser Gelegenheit kein allzu großes Problem sein, wenn aus allen übrigen europäischen Staaten die Juden noch hinzukommen und auch die z. Zt. in Warschau, Litzmannstadt, Lublin, u. s. w. in Ghettos zusammengepferchten Juden auch dorthin abgeschoben werden.

Soweit es sich um die besetzten Gebiete handelt, wie Holland, Belgien, Luxemburg, Norwegen, Jugoslawien, Griechenland, könnten doch einfach durch militärische Befehle die Juden in Massentransporten in das neue Territorium abtransportiert und den übrigen Staaten nahegelegt werden, dem Beispiel zu folgen und ihre Juden in dieses Territorium abzustößen. Wir könnten dann Europa in kürzester Zeit judenfrei haben.«

Zeitschel erklärte en passant den Madagaskarplan wegen der »Transport-schwierigkeiten« unmittelbar nach dem Krieg – mangels ausreichender Schiffstonnage – und bei einem Transportumfang von »nahezu 10 Millionen« für unpraktikabel und kam dann auf sein Anliegen an Abetz zu sprechen. Er schlug ihm vor, bei nächster Gelegenheit die Frage Außenminister Ribbentrop vorzutragen und diesen zu bitten, sich mit dem zukünftigen Minister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, und mit Himmler zusammenzusetzen und die Angelegenheit in dem von ihm, Zeitschel, vorgeschlagenem Sinne zu prüfen. »Das Transportproblem der Juden in die Ostgebiete«, so fuhr er fort, »würde selbst während des Krieges durchzuführen sein und nach dem Kriege nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, zumal die gesamten Juden im Generalgouvernement die Strecke in das neue abgegrenzte Territorium ja mit ihren Fahrzeugen auf der Landstraße zurücklegen könnten. Bei dieser Gelegenheit könnte man auch besonders betonen, daß beispielsweise in Frankreich, wo mit aller Intensität an einer baldigen Regelung der Judenfrage gearbeitet wird, die Durchführung in stärkstem Maße darunter leidet, daß nicht genügend Lager zur Internierung der Juden zur Verfügung stehen«. Abschließend riet Zeitschel Abetz, »auch dem Reichsmarschall [Göring], der z. Zt. gerade für das Judenproblem sehr empfänglich ist, diese Idee nahezubringen, der seinerseits sicher in seiner augenblicklichen Einstellung und nach seinen Erfahrungen des Ostfeldzuges eine

außerordentlich starke Stütze in der Durchführung der eben entwickelten Idee sein könnte.«²⁸

Am selben Tag wandte sich Zeitschel in einem ähnlich lautenden, persönlichen Brief an den Vertreter des Einsatzstabs Rosenberg in Paris, Kurt von Behr, dem er seine Vorschläge mit der Bitte unterbreitete, sie direkt an Rosenberg heranzutragen. Er wiederholte sein wichtigstes Argument, »bei der großen Lagerknappheit« im besetzten Frankreich bestehe »nur eine Möglichkeit, daß die Lager von Zeit zu Zeit geräumt werden, indem die dort befindlichen Juden woandershin transportiert werden«. Dann fuhr er – mit Blick auf die neuokkupierten Gebiete der Sowjetunion – fort:

»Meine Idee geht dahin, daß Ihr Reichsleiter und zukünftige Reichsminister für die Ostgebiete bei den zuständigen Leuten, in erster Linie Reichsführer SS, die Frage anschneidet, ob nicht unter diesen gegebenen neuen Umständen in irgendeiner dieser Gegenden, die für uns landwirtschaftlich oder industriell nicht allzu sehr infrage kommen, die gesamten Juden aus allen bisher von Deutschland besetzten Gebieten zusammengetrieben werden. Wir wären dann mit einem Schlage in ganz Europa zunächst einmal die Judenfrage los.«

Zeitschel machte allerdings auf eine »strenge Weisung des Reichsführers SS, die auf einer Führerweisung beruht«, aufmerksam, wonach »in den besetzten Gebieten Juden augenblicklich keinesfalls irgendwo anders hin transportiert [...], sondern an Ort und Stelle nach Möglichkeit interniert und bis auf weiteres da konserviert werden sollen.« Dies treffe, so Zeitschel, »uns im besetzten Frankreich« wegen der fehlenden Voraussetzungen zur Internierung besonders hart, und er schlug auch von Behr vor, Göring in diesem Sinne anzusprechen. Es sei immer gut, »wenn man in solchen Angelegenheiten 2 Wege beschreitet.«²⁹

28 »Aufzeichnung für Herrn Botschafter Abetz«, 22.8.1941, CDJC, V-15, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 367f.; vgl. ebenda, S. 32f. – Das Dokument wurde bereits veröffentlicht in: Léon Poliakov/Joseph Wulf, Das Dritte Reich und seine Diener, Berlin 1956, S. 119f., sowie in der Dokumentation Faschismus – Getto – Massenmord, hg. vom Jüdischen Historischen Institut Warschau, Berlin 1960, S. 250–252.

29 Zeitschel an von Behr, 22.8.1942, in: Klarsfeld, Recueil de documents (wie Anm. 7), Juin 1940–31 Décembre 1941, Bl. 166–168; Claudia Steur, Theodor Dannecker. Ein Funktionär der Endlösung, Essen 1997, S. 189–191. Ob sich Zeitschel möglicherweise darauf bezog, daß Hitler noch bis August 1941 weitere »Evakuierungen« während des Krieges ablehnte, muß offen bleiben; daß mit der angesprochenen »Führerweisung« das »Auswanderungsverbot« für Juden aus Frankreich und Belgien vom Mai 1941 gemeint war, wie Steur (ebenda, S. 65) annimmt, halte ich für fraglich. In einer Aufzeichnung von Mitte September wiederholte Zeitschel, daß einem Befehl des Reichsführers-SS zufolge »bis auf Weiteres keinesfalls Juden von einem Land in das andere verschoben werden dürfen«. »Aufzeichnung für das Protokoll«, 14.9.1941, CDJC, VI-127.

Zum Verständnis von Zeitschels Aufzeichnung für Abetz muß man zwei weitere seiner Schreiben hinzunehmen, in denen sich jene Entwicklung in den verhängnisvollen Monaten September/Oktober 1941 widerspiegelt, die auch für den Weg zur »Endlösung« in Frankreich entscheidend war. Am 10. September erinnerte Zeitschel den Botschafter, der im Begriff stand, zum Vortrag in das Führerhauptquartier zu reisen, an seine Aufzeichnung, »die im besetzten Gebiet bisher internierten 10.000 Juden [sic] betreffend«, und bat Abetz, »durch eine Besprechung beim RAM [Reichsaußenminister] zu erwirken, daß dieser beim Reichsführer SS durchsetzt, daß diese Juden sobald sich eine Möglichkeit bietet, in die neubesetzten Ostgebiete abgeschoben werden, damit wir die einzigsten kümmerlichen Lager die wir zur Verfügung haben, freibekommen, um weitere Juden internieren zu können.« Der Botschafter möge »diese ausführliche Aufzeichnung über die Angelegenheit mitnehmen«.³⁰ Tatsächlich führte Abetz am 16. September Gespräche mit Himmler und Hitler,³¹ zweifellos kam er auch mit Ribbentrop zusammen, und am 8. Oktober übermittelte Zeitschel dem Beauftragten des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD, z.H. Dannecker, die folgende Information, die er als Ergebnis seiner eigenen Bemühungen ausgab:

»Gelegentlich des letzten Besuches von Botschafter Abetz im Hauptquartier habe ich diesem die Ihnen bekannte Aufzeichnung mitgegeben, mit dem Vorschlag, unsere im Konzentrationslager befindlichen Juden wegen der Lagerknappheit möglichst bald nach dem Osten abzuschieben.

Botschafter Abetz hat aufgrund dieser Aufzeichnung mit dem Reichsführer SS persönlich Rücksprache genommen und von diesem zugesagt bekommen, daß die im KZ befindlichen Juden im besetzten Gebiet nach dem Osten abgeschoben werden können, sobald dies die Transportmittel zulassen.«³²

30 CDJC, LXXI-65, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 33; s. Anm. 41. Zwischenzeitlich hatte sich Zeitschel am 2.9.1941 im Namen von Abetz bei Dannecker u. a. nach der Anzahl und den Nationalitäten der in den Lagern Pithiviers, Beaune-la-Rolande und Drancy internierten Juden erkundigt; Danneckers Auskunft ging erst am 20.10.1941 ein, demnach waren »7443 Juden in drei Konzentrationslagern untergebracht«; CDJC, LXXI-64.

31 Vgl. Der Dienstkalender Heinrich Himmlers. Im Auftrage der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg bearb., kommentiert und eingeleitet von Peter Witte u.a., Hamburg 1999, S. 211; »Äußerungen des Führers zu Botschafter Abetz am 16. September 1941«, Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie D, Bd. XIII, 2, Nr. 327.

32 Zeitschel an Dannecker, 8.10.1941, CDJC, V-16, in: Poliakov/Wulf (wie Anm. 28), S. 121; Klarsfeld, Die Endlösung der Judenfrage (wie Anm. 7), S. 25. Vgl. Ulrich Herbert, Die deutsche Militärverwaltung in Paris und die Deportation der französischen Juden, in: ders. (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen

Das Schreiben schloß mit dem Rat an Dannecker, »in dieser Richtung, in der es mir gelungen ist, die prinzipielle Einwilligung des Reichsführers zu erreichen, nicht lockerzulassen«, und auch seinerseits in Berlin auf eine baldige Abschiebung der Juden aus Frankreich zu drängen. Das läßt allerdings Zweifel an der Verbindlichkeit von Himmlers Äußerungen aufkommen.³³ Zudem muß man davon ausgehen, daß Zeitschel seinen eigenen Einfluß stark übertrieben hat. Vor allem darf man in ihm, der gewöhnlich eher vom Informationsstand des Pariser Judenreferats profitierte, wohl nicht den Ideenlieferanten für andere Initiativen auf dem Weg zur »Endlösung« sehen. Aber seine Vorschläge waren nicht aus der Luft gegriffen, sie entstanden vermutlich in Kenntnis der aktuellen Planungen im Reichssicherheitshauptamt, und es erscheint kaum zweifelhaft, daß seine Auskünfte an Dannecker einen wahrheitsgemäßen Kern enthielten.³⁴

Hält man sich an diese Folge von Dokumenten, dann würde das bedeuten, 1. daß die von Zeitschel am 22. August angesprochene »Führerweisung« inzwischen aufgehoben und Mitte September 1941 die Entscheidung gefallen war, Judentransporte aus den besetzten Gebieten, zumindest aus Frank-

und Kontroversen, Frankfurt/M. 1998, S. 200 f.; dem Autor ist zuzustimmen, wenn er in bezug auf das Argument der mangelnden Internierungsmöglichkeiten von einem »Kalkül des Sachzwangs« spricht. Dies Argument wurde in der Folgezeit auch vom Militärbefehlshaber und vom Judenreferat geltend gemacht, um die Deportation von Juden zu forcieren.

³³ Siehe unten Anm. 41.

³⁴ Billig, der diese Dokumente als erster einer detaillierten Analyse unterzog, ohne allerdings einen Beleg für das Treffen zwischen Abetz und Himmler zur Verfügung zu haben, kam zu folgenden Schlüssen: Zeitschel agierte im Einvernehmen mit Dannecker, der über die Aufzeichnung vom 22.8. informiert war; dies belegt u. a. das Schreiben vom 8.10.1941; es ging Zeitschel um ein konkretes Ziel, denn er ersuchte Abetz am 10.9.1941 nicht etwa darum, »einen Plan vorzuschlagen, sondern Frankreich an guter Stelle in das Programm des Judenabschubs nach dem Osten einzubeziehen«, welches beide kannten und als »feststehende Tatsache« behandelten; die nachfolgende Entwicklung bis März 1942 zeigt, daß Zeitschel kein »Hellseher« war, sondern das alles für die »Ernsthaftigkeit des Schreibens von Zeitschel an Dannecker über die von Abetz zur Juden deportation gelieferten Auskünfte« spricht; Billig, Die Endlösung der Judenfrage (wie Anm. 6), S. 152–155. Klarsfeld geht ebenfalls davon aus, Zeitschel habe wissen können, »daß der Plan der Deportation der Juden nach Osteuropa in Berlin mittlerweile [...] aktuell« war; Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 32. Scheffler (wie Anm. 9, Teil A, S. 85) schreibt: »Es dürfte kaum zufällig gewesen sein, daß der gewöhnlich sehr gut unterrichtete Zeitschel diese Vorschläge zu einem Zeitpunkt zu machen begann, zu dem die Einsatzgruppen in Sowjetrußland ihre Massenerschießungen durchführten und in der im Reichsgebiet die Vorbereitungen zum Abtransport der deutschen Juden nach dem Osten auf Hochtouren liefen.« – Vgl. zu Zeitschels Papier und der Rolle von Abetz auch Lambauer (wie Anm. 20), S. 422–426.

reich, in Zukunft durchzuführen, und 2. daß den deutschen Stellen in Paris seit Anfang Oktober 1941 eine vorläufige Zusage Himmlers bekannt war, die in den Lagern der französischen Nordzone internierten jüdischen Männer – zu diesem Zeitpunkt handelte es sich nicht um 10.000, sondern um etwa 7500 Personen – »nach dem Osten« zu deportieren. Auf den weiteren Fortgang, der nicht nur durch die Frage der Transportmittel bestimmt war, werde ich im nächsten Abschnitt eingehen. Aber welche Rolle spielte Zeitschel bei diesen Entscheidungen?

Was die zitierte Aufzeichnung vom 22. August 1941 betrifft, so ist ihre Bedeutung im Kontext der Vorbereitung »territorialer Lösungen« im Osten – der Deportation der europäischen Juden in ein »besonderes Territorium« – unstrittig. In der Literatur findet man beispielsweise bei Hans Safrian eine korrekte Wiedergabe ihres Inhalts und eine historische Bewertung vor dem Hintergrund des Vernichtungskriegs gegen die Sowjetunion und der Radikalisierung der Vertreibungspläne, die mir einsichtig scheint. Der Autor betont, daß Zeitschels Vorschläge sich nicht nur auf »auf das weitere Schicksal der in Frankreich lebenden Juden« bezogen, sondern »auf eine Form der ›Endlösung‹ hinausliefen.³⁵ Ob Zeitschel darauf drängte, seine Pläne Göring zu unterbreiten, weil er bereits zu diesem Zeitpunkt Kenntnis von dessen Erlaß vom 31. Juli 1941 zur »Gesamtlösung der Judenfrage« hatte, hält Safrian zu Recht für ungewiß.³⁶ Eine direkte Übermittlung der Vorschläge an Rosenberg schließt Safrian offenbar aus, wenn er schreibt: »Unabhängig von den dargestellten Plänen [Zeitschels; A. M.] war der gerade zum ›Minister für die besetzten Ostgebiete« ernannte Rosenberg nahezu zur selben Zeit, Anfang September 1941, auf ähnliche Gedanken gekommen.«³⁷ Rosenberg

35 Hans Safrian, Eichmann und seine Gehilfen, Frankfurt/M. 1995, 109 f.; Aly schließt sich Safrians Darstellung an, hebt allerdings hervor, daß Zeitschel »das Transportproblem der Juden in die Ostgebiete [...] selbst während des Krieges« (Zitat Dokument 22.8.1941) für durchführbar gehalten habe, obwohl er über keine praktische Umsiedlungserfahrung verfügte; Aly (wie Anm. 18), S. 336 f.

36 Ebenda, S. 127, unter Hinweis auf Zeitschels Schreiben an Strack vom 23.3.1942, in dem er sich auf den Göring-Erlaß bezog und um vertrauliche Überlassung eines Protokolls der Wannsee-Konferenz bat; Nürnberger Dok. NG-3668, NG-5412, in: Poliakov/Wulf (wie Anm. 28), S. 122; Robert Kempner, Eichmann und Komplizen, Zürich 2/1961, S. 148 f.; s. Anm. 104.

37 Ebenda, S. 110. Auch Witte läßt offen, ob beide Vorschläge in Bezug zueinander standen und betont die inhaltlichen Unterschiede; Peter Witte, Zwei Entscheidungen in der »Endlösung der Judenfrage«: Deportationen nach Lodz und Vernichtung in Chelmo, in: Miroslav Kárný/Raimund Kemper/Margita Kárná (Hg.), Theresienstädter Studien und Dokumente, Prag 1995, S. 47 f.

nämlich hatte seinen Mitarbeiter Otto Bräutigam beauftragt, Hitlers Zustimmung zur »Verschickung aller Juden Zentraleuropas in die östlichen, unter unserer Verwaltung stehenden Gebiete« herbeizuführen, wie Bräutigam in einem Tagebucheintrag vom 14. September vermerkte.³⁸ Allerdings gibt es im Tagebuch des Generalgouverneurs Hans Frank, und darauf geht Safrian ebenfalls ein, unter dem 13. Oktober 1941 den Hinweis auf eine Äußerung Rosenbergs, die in eine andere Richtung weist. Als Frank gegenüber dem Reichsminister auf eine mögliche »Abschiebung der jüdischen Bevölkerung des Generalgouvernements in die besetzten Ostgebiete« zu sprechen kam, bemerkte Rosenberg, »daß ähnliche Wünsche bereits seitens der Militärverwaltung in Paris an ihn herangetragen worden seien.«³⁹

Das bringt einige Erklärungsprobleme mit sich. Abgesehen davon, daß Rosenberg »derartige Umsiedlungspläne« im Gespräch mit Frank – einen Monat, nachdem er selbst vergleichbare Ideen lanciert hatte – für augenblicklich nicht durchführbar erklärte, jedenfalls soweit sie das Generalgouvernement und Frankreich betrafen, und er die »Judenemigration nach dem Osten« auf die Zukunft verschob;⁴⁰ daß aber Himmler, laut Zeitschel, bereits die Deportation französischer Juden »nach dem Osten« in Aussicht gestellt hatte, »sobald dies die Transportmittel zulassen« würden, fragt sich, wer außer Zeitschel – bei Rosenberg heißt es »seitens der Militärverwaltung in Paris« – im Herbst 1941 eine Abschiebung von Juden aus Frankreich vorgeschlagen haben könnte. Im gesamten überlieferten Aktenbestand des deutschen Besatzungsapparats in Frankreich findet sich keine weitere Quelle hierzu. Waren also Zeitschels Vorschläge in Rosenbergs Ostministerium angekommen? Rosenbergs eigenes Projekt lag – hält man sich an Bräutigams Angaben – am 14./15. September Hitler bzw. Ribbentrop vor. Abetz traf erst am 16. September im Führerhauptquartier ein, sollte er Zeitschels

38 Aus dem Kriegstagebuch des Diplomaten Otto Bräutigam, eingeleitet und kommentiert von H.D. Heilmann, in: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, 4 (1987), S. 144f. – Es sollte sich um eine »Gegenmaßnahme« gegen die von Kalinin angeordnete Deportation der Wolgadeutschen nach Sibirien handeln. Siehe unten Anm. 42.

39 Zit. nach Faschismus – Getto – Massenmord (wie Anm. 28), S. 252; die Herausgeber verweisen beim Stichwort »seitens der Militärverwaltung in Paris« ausdrücklich auf das unmittelbar vorher abgedruckte Memorandum Zeitschels vom 22.8.1941. Bei Safrian (wie Anm. 35, S. 111), der diese Quelle zitiert, heißt es etwas verkürzt: »daß ähnliche Wünsche aus Paris an ihn herangetragen worden seien«. Das ändert nichts am Sachverhalt.

40 Ebenda.

Papier dabei gehabt oder referiert haben, was nicht zu klären ist,⁴¹ dann wäre das einer von mehreren Vorstößen gewesen, denn es bahnte sich, möglicherweise auf die Initiative Rosenbergs hin,⁴² bereits eine Entscheidung an. Bekanntlich erging Mitte September 1941 – den Studien Peter Wittes zufolge am 17. September⁴³ – jener Befehl Hitlers, den Himmler am 18. September als »Wunsch« des Führers an den Gauleiter im Wartheland Arthur Greiser weitergab, »daß möglichst bald das Altreich und das Protektorat vom Westen nach dem Osten von Juden geleert und befreit« werden sollte, und zwar zunächst mit Lodz als Zwischenstation, »um sie im nächsten Frühjahr noch weiter nach dem Osten abzuschieben«.⁴⁴ Die Transporte aus Deutschland begannen Mitte Oktober 1941, drei Wochen später setzten die Deportationen nach Minsk, Riga und Kowno ein.

Ob Abetz die weitreichenden Ostraumpläne seines Experten für »Judenfragen« im Führerhauptquartier oder im Auswärtigen Amt dargelegt hat, ist jedoch eher zweitrangig, wenn man berücksichtigt, daß Zeitschels konkre-

41 In seinem Verhör durch Kempner am 6.7.1948 hat Abetz behauptet, er habe Zeitschels Aufzeichnung vom 22.8.1941 weder mit nach Berlin genommen, noch eine Gelegenheit gehabt, mit jemandem darüber zu sprechen: »Wenn ich das Einverständnis Himmlers bekommen hätte, hätte Zeitschel nicht Dannecker aufzufordern brauchen, das Reichssicherheitshauptamt zu bestürmen.« StA Nürnberg, Rep. 502, KV-Anklage, Interrogations, Nr. A 2. Auch wenn man dies für eine Schutzbehauptung halten muß, ist es umgekehrt kaum zu belegen, daß Abetz bei der Unterredung mit Himmler tatsächlich die »Vorschläge des Legationsrats Zeitschel zur Deportation der europäischen Juden vor[trug]«, wie u. a. die Herausgeber von Himmlers Dienstkalender unterstellen (wie Anm. 31).

42 Vgl. Ino Arndt/Heinz Boberach in: Wolfgang Benz (Hg.), Dimensionen des Völkermords, München 1991, S. 43 f.; die Autoren schreiben Rosenberg die »Initiative« zu den beginnenden Deportationen – »und wohl auch den Vorschlag der Ziele« – zu, wobei sie auf den zeitlichen und sachlichen Zusammenhang zwischen Rosenbergs Idee und dem von Himmler übermittelten »Wunsch« Hitlers verweisen. Vorsichtiger urteilen H. G. Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, S. 176, sowie Burrin (wie Anm. 19), S. 142 f.; an Arndt/Boberach anschließend vgl. Witte (wie Anm. 37), S. 46 f., 52, 65. Witte macht auch auf eine »Anregung« des Hamburger Gauleiters Kaufmann aufmerksam, der im September 1941 vorschlug, Juden zu deportieren, um Wohnraum für Bombengeschädigte zu beschaffen; ebenda, S. 45 f., 64.

43 Witte (wie Anm. 37), S. 52.

44 Himmler an Greiser, 18.9.1941, Bundesarchiv (im folgenden BA), NS 19/2655, in: Peter Longerich (Hg.), Die Ermordung der europäischen Juden, München 1989, S. 157. Vgl. Adler (wie Anm. 42), S. 172 f., 176 f.; Wolfgang Scheffler, Chelmno, Sobibor, Belzec und Majdanek, in: Eberhard Jäckel/Jürgen Rohwer (Hg.), Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg, Frankfurt/M. 1987, S. 148; Burrin (wie Anm. 19), S. 142 f.; L. J. Hartog, Der Befehl zum Judenmord. Hitler, Amerika und die Juden, Bodenheim 1997, S. 45 f.; Witte (wie Anm. 37), S. 50, 52 f.; Aly (wie Anm. 18); S. 352 f.

tes Anliegen – an das er den Botschafter am 10. September erinnert hatte – sich auf eine baldige Abschiebung der bisher im besetzten Frankreich internierten Juden bezog. Daß dieser Forderung von Himmler nachgegeben wurde, obzwar mit einer unklaren Zeitperspektive, ist durch kein anderes Dokument als das zitierte Schreiben Zeitschels an Dannecker vom 8. Oktober 1941 belegt. Himmlers Zusage müßte demnach am 16. September bei der kalendarisch festgehaltenen Unterredung mit Abetz erfolgt sein – und zwar auf dessen Vortrag hin. Das wiederum würde bedeuten, daß die grundsätzliche Entscheidung über Deportationen aus Frankreich einen Tag vor dem »Führerbefehl« fiel, mit dem faktisch der Abtransport deutscher, österreichischer, tschechoslowakischer und luxemburgischer Juden eingeleitet wurde.⁴⁵ Diese Rekonstruktion des Entscheidungsablaufs, die im wesentlichen Peter Witte zu verdanken ist,⁴⁶ beruht allerdings – soweit es um Frankreich geht – ausschließlich auf den Angaben Zeitschels. Man muß das deswegen unterstreichen, weil es erstaunlich ist, daß sich kein weiterer dokumentarischer Hinweis (weder in Telegrammen von Abetz an das Auswärtige Amt noch im Schriftverkehr des Pariser Judenreferats) auf diese frühzeitige Einbeziehung Frankreichs in das Deportationsprogramm hat finden lassen.

Kehren wir noch einmal zu Rosenbergs Initiative zurück. Gab es einen anderen Übermittlungsweg für Zeitschel, der sich wie erwähnt ja gleichzei-

45 Ob darüber hinausgehende Vorentscheidungen zur Deportation von Juden aus den besetzten Gebieten in diesem Zeitraum getroffen worden sind und vor allem ob zwischen dem 17./18.9. und dem 15.10.1941 tatsächlich die »Weichen zur Vernichtung gestellt« wurden (so Witte, wie Anm. 37, S. 53), ist in der Forschung bekanntermaßen nicht geklärt bzw. umstritten. Bei Wildt findet man die Behauptung, in den besagten Septembertagen 1941 sei die Entscheidung gefallen, »die deutschen und westeuropäischen Juden noch während des Krieges in den Osten zu deportieren«. Michael Wildt, *Generation des Unbedingten*. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg 2002, S. 616. Nach Lage der Dokumente bezog sich der Befehl Hitlers auf Juden aus dem Altreich und dem Protektorat, die Zusage Himmlers aber ausschließlich auf ein begrenztes Kontingent französischer Juden; eine Entscheidung, die übrigen westeuropäischen Juden zu deportieren, war offensichtlich im September noch nicht gefallen. Vgl. die ausgewogene Zusammenfassung bei Peter Longerich, *Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der nationalsozialistischen Judenverfolgung*, München 1998, S. 438–440.

46 Wittes 1995 erschienener Aufsatz besticht durch seine akribisch zusammengetragenen Nachweise und Schlußfolgerungen. Der Autor schreibt: »Hier [am 16. September im Führerhauptquartier; A. M.] fiel die Vorentscheidung über die Deportation der internierten französischen Juden. Es war der erste konkrete Schritt zu einer »Endlösung der Judenfrage« in einem von den Deutschen besetzten westeuropäischen Gebiet.« Witte (wie Anm. 37), S. 49, vgl. S. 47, 54f.

tig an den Vertreter Rosenbergs in Paris gewandt hatte? Auch dafür liegt bisher kein Beleg vor. Indessen bietet die historische Literatur eine weitere Erklärung an, der sich vielleicht nachzugehen lohnt. Thomas Sandkühler will folgendes herausgefunden haben: »Die wichtigste ›Anregung‹, die Juden ›straßenbauend in den Osten zu führen‹, führt Sandkühler aus (wobei er nicht Zeitschels Worte benutzt, sondern – wenn ich es richtig sehe – die bekannte Formulierung aus dem Wannsee-Protokoll paraphrasiert⁴⁷), sei vom Legationsrat an der Deutschen Botschaft in Paris, SS-Sturmbannführer Carltheo Zeitschel gekommen. Dieser habe seinem Vorgesetzten Abetz den Vorschlag unterbreitet, alle europäischen Juden in »Reservate« in Rußland abzuschicken und – was für das von Sandkühler behandelte Thema wichtig ist – »bei dieser Gelegenheit die in Warschau, Litzmannstadt, Lublin usw. in Ghettos gepferchten Juden mit einzubeziehen.«⁴⁸ Es folgt ein geringfügig gekürztes Zitat aus der Aufzeichnung vom 22. August 1941: »Das Transportproblem der Juden in die Ostgebiete würde selbst während des Krieges durchzuführen sein ..., zumal die gesamten Juden im Generalgouvernement die Strecke in das neu abgegrenzte Territorium ja mit ihren Fahrzeugen auf den Landstraßen zurücklegen könnten.«⁴⁹ Die Inhaltsangabe schließt mit dem pauschalen Hinweis, Zeitschel habe vorgeschlagen, diese Idee »mit Himmler, Göring und Rosenberg durchzusprechen«, und Sandkühler fährt dann unmittelbar im Text fort: »So phantastisch das Vorhaben klingen mochte: Im GG wurde es sofort aufgenommen.«

Bedauerlicherweise aber bietet uns der Autor für diese überraschende Behauptung weder an dieser Stelle noch später einen dokumentarischen Beleg. Statt dessen wird eine Beweiskette konstruiert, der mehrere Verbindungsglieder fehlen. Sandkühler unterstellt, was allererst nachzuweisen wäre, daß der Reichsminister für die besetzten Ostgebiete Zeitschels Aufzeichnung für Abetz in irgendeiner Form übermittelt bekommen hat: »Rosenberg griff Zeitschels Vorschläge auf und drängte Hitler am 13. September [sic], die zentraleuropäischen Juden als Vergeltung für Stalins Verschleppung der Rußlanddeut-

47 »In großen Arbeitskolonnen, unter Trennung der Geschlechter, werden die arbeitsfähigen Juden straßenbauend in diese Gebiete geführt«.

48 Thomas Sandkühler, »Endlösung« in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941–1944, Bonn 1996, S. 132.

49 Im Original heißt es »auf der Landstraße«; das fehlende Textstück lautet: »... und nach dem Kriege nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen«. Der Nachweis des Zitats (»nach Klarsfeld, S. 367 f.«) ist irritierend, da Sandkühler »Vichy-Auschwitz« im Literaturverzeichnis nicht anführt.

schen in seine Reichskommissariate zu deportieren.«⁵⁰ Davon wiederum habe Frank Kenntnis erhalten, der die Juden aus dem Generalgouvernement ostwärts abzuschieben hoffte, während sich gleichzeitig Himmler und Odilo Globocnik das Projekt des Ausbaus der sogenannten Durchgangsstraße IV im Distrikt Galizien durch jüdische Zwangsarbeiter zu eigen machten.⁵¹ Hier schließt sich der Kreis – Zeitschels phantastisch klingendes Vorhaben, sagt Sandkühler, wurde im Generalgouvernement »sofort aufgenommen«.

Lassen wir die ungeklärte Übermittlungsfrage beiseite, es gibt auch inhaltliche Einwände. Daß die Juden »straßenbauend in den Osten« geführt werden sollen, läßt sich aus Zeitschels Aufzeichnung schwerlich herauslesen, vielmehr ist die Rede davon, die Juden des Generalgouvernements könnten »die Strecke [...] mit ihren Fahrzeugen auf der Landstraße zurücklegen«. Das heißt sicher nicht, daß Zeitschel nicht auch den Einsatz zur Zwangsarbeit im Auge gehabt hätte. Im Zusammenhang des Dokuments, in dem es um die Massendeportation sämtlicher europäischen Juden in kürzester Zeit geht, sollte damit aber offenbar der Unterschied zu den Transportschwierigkeiten auf dem Seeweg nach Madagaskar hervorgehoben werden, denn das fragliche Textstück beginnt mit einer generellen Aussage zum »Transportproblem«. Die Verbindung zwischen Zeitschels Formulierung und der Perspektive, die Straßenbauvorhaben an der Durchgangsstraße IV zur Austreibung von Juden unter mörderischem Verschleiß ihrer Arbeitskraft zu benutzen, scheint mir doch etwas weit hergeholt. Vollends unhaltbar ist Sandkühlers Zusammenfassung: »Indem Himmler und Globocnik den kriegswichtigen Ausbau der DG IV an sich zogen, über die nach Vorstellungen Zeitschels die europäischen Juden »straßenbauend in den Osten« geführt werden sollten, bekam die »Vernichtung durch Arbeit« [...] bestimmendes Gewicht.«⁵² Zeitschel

50 Sandkühler (wie Anm. 48), S. 133, 493; s. oben Anm. 38. Sandkühlers Quellenverweis (»Rosenbergs Initiative: IfZ 1018-PS«) führt ebenfalls in die Irre; das Nürnberger Dok. PS-1018 enthält nur Denkschriften und Aktennotizen aus dem Frühjahr 1941.

51 Daß Sandkühler den Ausbau der DG IV als das »letzte Relikt der »territorialen Endlösung« bezeichnet (ebenda, S. 142), ist ein wichtiges Ergebnis seiner Untersuchung, das hier nicht infrage gestellt werden soll. Für gedankenlos halte ich allerdings den folgenden Vergleich: »Um mit Zeitschel zu sprechen: Katzmann [der HSSPF des Distrikts Galizien; A. M.] war die Vorderachse, die Verwaltung die Hinterachse des Fahrzeugs, mit dem die Juden »in den Osten« geführt wurden – aber es hatte SS-Kennzeichen.« Ebenda, S. 143. Vgl. auch Sandkühlers zusammenfassenden Aufsatz »Judenpolitik und Judenmord im Distrikt Galizien, 1941–1942« in: Ulrich Herbert (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945 (wie Anm. 32), hier insb. S. 131–133.

52 Sandkühler (wie Anm. 48), S. 410.

war allerdings ein fanatischer Antisemit und er legte im August 1941 Botschafter Abetz ein Papier vor, das – um Safrians Interpretation des Dokuments zu folgen – die Übergangsphase von der Vertreibung zum Massenmord widerspiegelt, aber er fungierte nicht als Stichwortgeber für das Protokoll der Wannsee-Konferenz.

Doch ein Fehler zieht den nächsten nach sich. An dieser Stelle ist auf Irmtrud Wojaks Buch über »Eichmanns Memoiren« einzugehen, das schon allein darum Interesse beanspruchen darf, weil es – neben dem berühmten Sassen-Interview – die im Jerusalemer Gefängnis unter dem Titel »Götzen« niedergeschriebenen Aufzeichnungen Eichmanns anhand der zeitgenössischen Originalquellen zu überprüfen verspricht. So bringt die Autorin ans Licht, daß Eichmann – wie ich annehme, in Kenntnis des ihm vorgehaltenen Dokuments – eine wortgetreue Wiedergabe von Zeitschels Denkschrift anfertigte, um den Nachweis zu liefern, seine eigenen, auf die Auswanderung der Juden zielenden Absichten seien »torpediert« worden – »im besonderen vom Legationsrat an der deutschen Botschaft, Dr. Carltheodor Zeitschel.«⁵³ Des weiteren zieht Wojak das erwähnte, ebenfalls auf den 22. August 1941 datierte Schreiben Zeitschels an Rosenbergs Pariser Mitarbeiter von Behr bei, dessen Wortlaut sie allerdings mit der Aufzeichnung für Botschafter Abetz verwechselt, wenn sie zitiert: »Es dürfte kein »allzu großes Problem sein«, meinte er (und diesen Passus hat Eichmann in seinen Aufzeichnungen im Gefängnis weggelassen), bei dieser Gelegenheit auch westeuropäische und die »in Warschau, Litzmannstadt, Lublin u.s.w. in Ghettos zusammengepferchten Juden« in diese Gebiete zu bringen.«⁵⁴ An diesem Punkt angekommen, man kann es erraten, vertraut die Autorin dem Forschungsstand, denn sie hält im nächsten Satz fest: »Thomas Sandkühler hat nachgewiesen, daß Zeitschels Vorschläge ernst genommen und im Generalgouvernement sofort aufgegriffen wurden.«⁵⁵ Geschichtsschreibung nach den Regeln der

53 Irmtrud Wojak, *Eichmanns Memoiren. Ein kritischer Essay*, Frankfurt/M. 2001, S. 153.

54 Ebenda, S. 154; Wojak nennt keine primäre Fundstelle, sondern verweist auf Safrian (wie Anm. 35), S. 109; dort wird das Schreiben Zeitschels an von Behr jedoch nicht erwähnt.

55 Ebenda, S. 154; vgl. S. 155 (»In diesem Punkte wurde Zeitschels Vorschlag aufgegriffen, »die Juden straßenbauend in den Osten zu führen.«). Wojak sieht folglich auch eine Verbindung zwischen Zeitschels und Rosenbergs Vorschlägen (s. oben Anm. 38), gerät dabei aber in weitere Fallstricke, welche Claudia Steur vorbereitet hat, die schreibt, »Rosenbergs Vorschlag« sei »wohl auf ein Schreiben Zeitschels und Danneckers vom 22. August 1941 zurückzuführen«; Steur (wie Anm. 29), S. 61. Wojak (S. 248) wundert sich zu Recht, warum hier Dannecker als Mitautor erwähnt wird. Dem ist hinzuzufügen, daß Steur aus Zeitschels Brief an von Behr (den sie abdruckt, aber als »Aufzeichnung Zeitschels vom

»Stillen Post«: Was bei Sandkühler eine Behauptung bleibt, die mit einer fragwürdigen Lesart der Quelle einhergeht, hat sich inzwischen in einen gesicherten Nachweis verwandelt.

Daß Irrtümer solcher Art reproduziert werden, ist leider kein Einzelfall. Etliche der aus älteren Arbeiten zusammengeschriebenen historischen Publikationen der letzten Jahre sind – soweit ich das für die jeweiligen Kapitel zu Frankreich unter deutscher Besatzung sagen kann – fehlerhaft und unzuverlässig.⁵⁶ Dabei rede ich nicht von Detailfehlern, die man billigerweise niemandem vorhalten sollte. Doch die Misere beginnt, wenn chronologische Sachverhalte und Zusammenhänge auf den Kopf gestellt werden, wenn Mutmaßungen als Tatsachen ausgegeben oder falsche Verallgemeinerungen gezogen werden.

Stülpnagel oder: Die »honorigen Motive« der Militärverwaltung

Zwischen Zeitschels Mitteilung an das Pariser Judenreferat vom 8. Oktober und dem 1. Dezember 1941 findet sich kein Dokument deutscher Dienststellen im besetzten Frankreich, in dem die Deportation von Juden erwähnt würde. Auch Theodor Dannecker selbst, der von Zeitschel zu weiteren Vorstößen in Berlin aufgefordert worden war, griff die Angelegenheit erstaunlicherweise zunächst nicht auf. Wohl ist ein Schreiben Heydrichs an den Generalquartiermeister Eduard Wagner vom 6. November überliefert, das sich auf die sogenannte Synagogen-Affäre bezieht – vom Beauftragten der Sicherheitspolizei und des SD, Helmut Knochen, inszenierte Sprengstoffanschläge einer rechtsextremistischen Terrorgruppe gegen Pariser Synagogen in der Nacht vom 2./3. Oktober 1941 – und mit dem der Chef des

22.8.1941« zitiert) und aus der Aufzeichnung für Abetz vom 22.8.1941 offenbar zwei verschiedene Ziele herausliest, nämlich zum einen »alle Juden der besetzten Westgebiete in die besetzten polnischen Gebiete zu transportieren« (warum sollte Zeitschel Rosenberg einen Vorschlag für die polnischen Gebiete übermitteln wollen?), zum anderen »die europäischen Juden in die »neubesetzten Ostgebiete« abzuschieben«; die Irritation ist komplett, wenn es bei Steur schließlich heißt: »Inwieweit er [Rosenberg in seinem Hitler unterbreiteten Vorschlag; A. M.] dabei auf die Ausarbeitung Danneckers und Zeitschels zurückgriff, konnte nicht eindeutig geklärt werden«; Steur (wie Anm. 29), S. 61 f., 65.

⁵⁶ Dies gilt nicht nur für deutschsprachige Arbeiten, sondern beispielsweise auch für die deutsche Ausgabe des Buches von Lozowick (wie Anm. 19), S. 225 ff., bei dem zwischen Übersetzungsfehlern und sachlichen Irrtümern kaum zu unterscheiden und eine Verifikation anhand der benutzten Dokumente nur schwer möglich ist.

Reichssicherheitshauptamts die Verantwortung für diese gezielte Provokation übernahm: Die Ausführung sei von ihm »erst in dem Augenblick« gebilligt worden, so Heydrich wörtlich, »als auch von höchster Stelle mit aller Schärfe das Judentum als der verantwortliche Brandstifter in Europa gekennzeichnet wurde, der endgültig in Europa verschwinden muß«. ⁵⁷ Ob dadurch die Militärverwaltung beeinflusst wurde oder gar unter Druck geriet, ihrerseits den Abtransport von Juden aus Frankreich zu fordern, scheint mir jedoch sehr zweifelhaft. ⁵⁸ Vielmehr gibt es einen ganz anderen Ereigniszusammenhang, der den Militärbefehlshaber dazu veranlaßte, auf eigene Initiative erstmals am 1. Dezember dem Oberkommando des Heeres die »Internierung und Deportierung nach dem Osten von in einem kriminellen oder deutschfeindlichen Zusammenhang hervorgetretenen Juden« vorzuschlagen, wobei er zunächst eine Zahl von 1000 nannte. ⁵⁹

Es sollte sich um eine »Sühnemaßnahme« für vorausgegangene Attentate der kommunistischen Widerstandsbewegung handeln, auf die die Militärverwaltung bislang nach den Vorgaben Hitlers und Keitels mit Massenerschießungen französischer »Geiseln« reagiert hatte. Am 21. August 1941 –

57 CDJC, I-28, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 369f.

58 Vgl. Burrin (wie Anm. 19), S. 144 ff.; Herbert (wie Anm. 32), S. 201; Longerich (wie Anm. 45), S. 439. Burrin sieht in Heydrichs Formulierung einen Hinweis auf Hitlers Deportationsbefehl; wenn Steur (wie Anm. 29, S. 59 ff., 64, 66f.) und im wörtlichen Anschluß daran Wildt (wie Anm. 45, S. 622f.) darüber hinaus behaupten, die Absicht der Synagogenanschläge habe darin bestanden, »die Militärverwaltung zu drastischen Maßnahmen gegen die Juden in Frankreich zu zwingen«, dann ist dies weder durch die von Steur herangezogenen Dokumente noch durch die tatsächliche Entwicklung der Politik des MBF im Herbst 1941 gedeckt. Unhaltbar ist Steurs Vermutung, Hitler habe die Anschläge genehmigt, die deshalb als »Hitlers Kriegserklärung an die europäischen Juden« verstanden werden könnten. Letzteres behauptet selbst Burrin nicht, ersteres wird durch die Antwort des OKH an Heydrich vom 2.12.1941 widerlegt; CDJC, I-30, in: Monneray (wie Anm. 4), S. 359–361.

59 MBF an OKH, 1.12.1941, in: Das Geiselfahren im Bereich des Militärbefehlshabers in Frankreich von August 1941 bis Mai 1942, BA-MA, RW 35/542, S. 76f. – Der Vorschlag war mit Botschafter Abetz abgestimmt, daß dahinter auch der Einfluß von Best und Speidel stand, ist zu vermuten, aber nicht dokumentiert; die faktische Anordnung erfolgte am 5.12.1941, die Genehmigung durch Hitler am 12.12.1941; s. MBF an OKH, 5.12.1941, Abetz an AA, 7.12.1941, OKW an AA, 12.12.1941, Telefonische Mitteilung Abetz an Strack, 12.12.1941, Nürnberger Dok. NG-3571; MBF Vju (Bälz) an die Gruppe Vpol, »Verhängung von Sühnemaßnahmen anlässlich der Attentate in Paris; hier: Deportierung von Personen nach dem Osten«, 16.12.1941, CDJC, IV-199. – Browning, *The Final Solution and the German Foreign Office* (wie Anm. 20, S. 91 f.) nennt den Vorschlag des MBF einen erfolgreichen »trial-run«.

die zweite Verhaftungswelle gegen die Pariser Juden hatte am Vortag begonnen – war das erste tödliche Attentat gegen die Wehrmacht verübt worden, ab Anfang September ließ der Militärbefehlshaber Geiseln in progressiver Zahl hinrichten, am 22. und 24. Oktober wurden zur Vergeltung für Anschläge in Nantes und Bordeaux insgesamt 98 Franzosen erschossen, während sich die Militärverwaltung in der Frage des Umfangs der Exekutionen zunehmendem Druck aus Berlin ausgesetzt und gleichzeitig mit einer politischen Krise im Verhältnis zum Vichy-Regime konfrontiert sah. Als Mittel zur Bekämpfung der Widerstandsbewegung erwies sich die Geiselpolitik kontraproduktiv. In dieser Situation vollzog sich bis Anfang Dezember in den deutschen Stäben in Paris ein Entscheidungsprozeß, der zum gezielten Einsatz von »Sühnemaßnahmen« gegen die jüdische Bevölkerung führte. Im Bestreben, ein effektives und zugleich flexibles Abschreckungsinstrument in der Hand zu haben, das den »französischen Verhältnissen« besser angepaßt war als eine Politik der Massenhinrichtungen, entschlossen sich die Militärs zur Auslagerung des Besatzungsterrors nach dem Osten. So wurde ab Ende 1941 die Verhängung von Repressalien mit der faktischen Vorbereitung von Deportationen verbunden.

Die neue Repressionsstrategie wurde in rascher Folge umgesetzt, ohne daß der Militärbefehlshaber vorerst auf die Anordnung von Geislerschießungen verzichtet hätte. Mitte Dezember gab er öffentlich bekannt, daß 100 Juden und Kommunisten erschossen und eine große Zahl »jüdisch-bolschewistischer Elemente [...] zu Zwangsarbeiten nach dem Osten deportiert« würden, bei neuen Anschlägen seien weitere Deportationen in größerem Umfang vorgesehen.⁶⁰ Unterdessen hatten die Deutschen am 12. Dezember eine erneute Razzia in Paris durchgeführt, bei der 743 jüdische Honoratioren verhaftet wurden, am 15. Dezember wurden 95 »Geiseln«, darunter 51 Juden, hingerichtet. Im Januar 1942 verweigerte Otto von Stülpnagel schließlich weitere Massenexekutionen in einem Schreiben an das Oberkommando des Heeres, mit dem er seinen Rücktritt einleitete und in dem er zugleich nochmals vorschlug: »Als Vergeltungsmaßnahme halte ich den fallweisen Abtransport einer gewissen Anzahl der bereits internierten

⁶⁰ Bekanntmachung des MBF, 14.12.1941, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 35. Vgl. hierzu und zum folgenden Georges Wellers, *Prélude aux déportations des Juifs de France. Les arrestations massives du 12 décembre 1941*, in: *Le Monde juif*, 14–15 (1948); wiederabgedr. in: Serge Klarsfeld (Hg.), *Mémoire du Génocide*, Paris 1987, S. 73–82.

Kommunisten und Juden nach Deutschland oder dem Osten für zweckmäßig«,⁶¹

Die Opfer der Razzia vom 12. Dezember wurden – zusammen mit weiteren 300 Juden aus Drancy, um die geforderte Zahl von 1000 zu erreichen – im Wehrmachtslager Compiègne als »Deportations-Juden« festgehalten,⁶² denn der angekündigten Deportation standen bis März 1942 »Transport-schwierigkeiten« entgegen.⁶³ Am 27. Januar sagte Himmler – dies ist der früheste dokumentarische Beleg aus Berlin – Keitel bzw. Heydrich zu, »daß wir die in Frankreich durch den dortigen Wehrmachtsbefehlshaber festgesetzten Kommunisten und Juden en bloque übernehmen«. ⁶⁴ Erst jetzt, mehr als vier Monate nach Zeitschels Information über eine Vorentscheidung Himmlers, drängte Dannecker gegenüber dem Reichssicherheitshauptamt auf einen »möglichst schnelle[n] Abschub der im Zuge der Aktion vom 12.12.41 verhafteten 1000 Juden«. ⁶⁵ Ende Februar ging die Mitteilung Eichmanns in Paris ein, die 1000 Juden würden »übernommen und einem im Reichsgebiet gelegenen Aufnahmelager zugeführt«, ⁶⁶ auf einer Besprechung der »Judenreferenten« in Berlin am 4. März 1942⁶⁷ wurde die »Abnahme« die-

61 MBF an OKH, 15.1.1942, BA-MA, RW 35/536; zur Antwort s. OKH an MBF, 3.2.1942, RW 35/543; s. auch von Stülpnagel an Keitel, 15.2.1942, RW 35/1.

62 MBF Verwaltungsstab, »Behandlung jüdischer Häftlinge im Polizeihäftlager Compiègne«, 10.2.1942, CDJC, LXXV-232.

63 Siehe RSHA IV B 4 an OKH, 24.12.1941, CDJC, XXVI-5; OKH an MBF, 27.12.1941, IV-199; Best an Knochen, 8.1.1942, CCCXCIV-40a.

64 Himmler an Heydrich, 27.1.1942, BA, NS 19/1920.

65 Dannecker/Lischka an RSHA IV B 4, 26.2.1942, CDJC, XXVI-18, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 42 f.

66 Eichmann an Knochen, 28.2.1942, CDJC, XXVI-18, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 43.

67 Das Tagungsdatum 4.3.1942 findet sich auf Eichmanns Telegramm an Knochen vom 28.2.1942 (CDJC, XXVI-18) und auf mehreren Schreiben und Vermerken Danneckers vom 9.3., 10.3., 12.3., 20.3.1942 (XXVb-13, 15, 18, XLIXa-3); dagegen bezieht sich Eichmann in einem Schnellbrief an das AA vom 9.3.1942 (Nürnberger Dok. NG-4954) und in einem Telegramm an Knochen vom 12.3.1942 (XXVb-10) auf eine »Besprechung am 6.3.42 mit SS Hptstf. Dannecker«. Tatsächlich handelt es sich um zwei verschiedene Besprechungen, zum einen mit den »Judenreferenten« aus Paris, Brüssel und Den Haag, die wohl am 4.3.1942 stattfand, zum anderen um eine Besprechung Eichmanns mit Vertretern von Gestapostellen über die »Evakuierung von 55000 Juden aus dem Altreich sowie der Ostmark und dem Protektorat« am 6.3.1942 (s. Kempner, wie Anm. 36, S. 180). Daher dürfte sich nicht Dannecker, sondern Eichmann hinsichtlich der Datierung des Treffens mit Dannecker geirrt haben. Diesen Irrtum übernimmt Lozowick (wie Anm. 19), S. 235, 375; s. auch Wojak (wie Anm. 53), S. 161, 250.

ser Juden ursprünglich für den 23. März zugesagt und außerdem geplant, ein weiteres Kontingent von 5000 Juden aus Paris abzutransportieren,⁶⁸ und am 27. März 1942 (nicht wie vorgesehen am 23.) verließ der erste Transport mit insgesamt 1112 jüdischen Männern den Bahnhof Compiègne in Richtung Auschwitz. Der Transport bestand zur Hälfte aus französischen Juden, die im Dezember 1941 festgenommen und in Compiègne interniert worden waren, zur anderen Hälfte aus Juden ausländischer, überwiegend polnischer Herkunft aus dem Lager Drancy, zumeist Opfer der Razzia im August 1941. Der Vorschlag des Militärbefehlshabers, als »Sühnemaßnahme« Deportationen nach dem Osten anzuordnen, wurde schließlich im April 1942, nachdem Otto von Stülpnagel zurückgetreten und der erste Transport bereits abgefahren war, aus Berlin bestätigt.⁶⁹

Diese Chronologie vorausgeschickt, möchte ich auf die Arbeiten Ulrich Herberts zum Thema eingehen. 1996 erschien Herberts große biographische Studie über Werner Best, ein Referenzwerk, das die NS-Historiographie und die sogenannte Täterforschung bis heute nachhaltig beeinflusst hat. Teile des Buches, die Bests Tätigkeit bei der Militärverwaltung in Frankreich 1940–1942 gewidmet sind, zirkulierten schon vorher als Sonderdruck aus der Festschrift für Hans Mommsen; dieser Text wurde in geringfügig veränderter Fassung 1998 in einem von Herbert herausgegebenen Sammelband über »Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945« erneut veröffentlicht, und schließlich hat Herbert einige Abschnitte daraus in seiner Rede zur Eröffnung der zweiten Wehrmachtausstellung in München Ende 2002 verwendet, die nun ebenfalls publiziert wurde.⁷⁰

68 Siehe u.a. Vermerk Dannecker, 10.3.1942, CDJC, XXVI-18, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 374 f.; Eichmann an Rademacher, 11.3.1942, Nürnberger Dok. NG-4954, in: Poliakov/Wulf (wie Anm. 28), S. 115; Aufzeichnung Zeitschel, 11.3.1942, CDJC, DXLVI-1; Eichmann an Knochen, 12.3.1942, XXVb-10, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 375 f.; Dannecker/Lischka an Speidel, 17.3.1942, XXVb-15, in: Klarsfeld, Die Endlösung der Judenfrage (wie Anm. 7), S. 51.

69 Erlaß des MBF, »Deportation nach dem Osten als Sühnemaßnahme«, 10.4.1942, Nürnberger Dok. RF-1241.

70 Ulrich Herbert, Die deutsche Militärverwaltung in Paris und die Deportation der französischen Juden, in: Christian Jansen u. a. (Hg.), Von der Aufgabe der Freiheit. Festschrift für Hans Mommsen, Berlin 1995, S. 427–450; ders., Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903–1989, Bonn 1996; ders., Die deutsche Militärverwaltung in Paris und die Deportation der französischen Juden, in: Ulrich Herbert (Hg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939–1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt/M. 1998, S. 170–208; ders., Vergeltung, Zeitdruck, Sachzwang. Die deutsche Wehrmacht in Frankreich und in der Ukraine, in: Mittelweg 36, 11 (2002),

Eine erste Würdigung erfuhren die Veröffentlichungen Herberts schon 1996 durch Raul Hilberg. Aus Anlaß der Debatte über die Beteiligung der Wehrmacht an der Ermordung der Juden druckte die Wochenzeitung »Die Zeit« einen Aufsatz Hilbergs ab, in dem es – nach einem Blick auf die in Serbien verübten Geiselmorde – heißt: »Doch wurde auch in Frankreich die drastische Behandlung der Juden mit Geiselnahmen begonnen. Der Ursprung dieser Aktion, den der Freiburger Historiker Ulrich Herbert erforscht hat, war folgender: Der Militärbefehlshaber in Frankreich, General Otto von Stülpnagel, war nicht der Meinung des Oberkommandos der Wehrmacht, daß die Franzosen den gleichen Terrormaßnahmen unterworfen werden sollten wie die slawischen Serben. Er dachte dabei auch an die massive Kollaboration und wollte das französische Volk nicht unnötig provozieren. Deshalb schlug er im Dezember 1941 vor, statt Franzosen zu exekutieren, 300 [sic] Juden zu deportieren. Der Antrag wurde von Hitler selbst gebilligt und leitete die frühen Deportationen von Juden aus Frankreich ein. Auch mit diesen Tauschgeschäft rettete Stülpnagel seine Franzosen nicht. Die Vergeltung traf sie dennoch, und der General trat tief betrübt im Februar 1942 in den Ruhestand.«⁷¹ Sehen wir uns die hier angesprochenen Forschungsergebnisse näher an.

Herbert stellt zwei Sachverhalte heraus, die inzwischen allerorten als seine wichtigsten Befunde zitiert werden: 1. die Verantwortung der deutschen Militärverwaltung für den Beginn der »Endlösung der Judenfrage« in Frankreich und 2. den Zusammenhang zwischen den Auseinandersetzungen um die »Geiselfrage« und der Ingangsetzung der Deportation der französischen Juden.⁷² In Bezug auf die Ingangsetzung der Deportation um die Jahreswende 1941/42, so der Autor einleitend, sei die Rolle der Militärverwaltung »nach wie vor zumindest unklar«, die Frage nach dem genannten Zusammenhang sei bisher »in den Hintergrund« getreten, und er, Herbert,

6, S. 25–42. Alle Druckfassungen enthalten eine beträchtliche Anzahl von Flüchtigkeitsfehlern, insbesondere was kalendarische Daten und Zahlen betrifft, und vor allem in dem jüngst publizierten Redebeitrag gerät allzu viel durcheinander. – Ich zitiere im folgenden, wenn nicht anders angegeben, nach der leicht zugänglichen Taschenbuchausgabe von 1998.

71 Raul Hilberg, Feige Zuschauer, eifrige Komplizen. Die Wehrmacht und der Holocaust, in: Die Zeit, 3.5.1996. Der Irrtum in der Zahl (tatsächlich schlug von Stülpnagel am 1.12.1941 die Deportation von 1000 Juden vor) beruht wohl darauf, daß Herbert angibt, Hitler habe zu diesem Zeitpunkt zur Vergeltung für drei getötete deutsche Soldaten 300 Geiseler-schießungen gefordert, was jedoch nicht belegt ist.

72 Die deutsche Militärverwaltung (wie Anm. 70), S. 172, 183, 198.

werde nun versuchen, »solche Zusammenhänge in den Blick zu nehmen.«⁷³ Dies geschieht in zwei längeren Abschnitten, in denen zwei Entwicklungen, die »auf charakteristische Weise miteinander verknüpft« waren – die Massenerschießungen als »Sühnemaßnahme« nach Attentaten ab August/September 1941 und die Verschärfung der Judenpolitik bis hin zur Ankündigung von Deportationen durch den Militärbefehlshaber – näher betrachtet werden.⁷⁴ Der Schlüsselsatz, um den es mir geht, steht im Zentrum dieses Textes und lautet: »Die politischen Bemühungen der Pariser Militärverwaltung um ein Ende der Geislerschießungen, die über Monate hinweg im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der deutschen Dienststellen in Frankreich wie der französischen Öffentlichkeit standen und deren honorige Motive nach dem Kriege durchweg anerkannt wurden, waren auf diese Weise direkt mit dem Beginn der »Endlösung der Judenfrage« in Frankreich verknüpft.«⁷⁵ Und hier fügt der Autor eine knappe Fußnote ein, die wohl kaum jemandem aufgefallen ist und die mehr versteckt als sie offenlegt. Immerhin führt sie uns zu der Quelle, aus der Herbert geschöpft hat: »Diese Verbindung wird bei Klarsfeld, Vichy-Auschwitz, S. 28 ff., richtig herausgearbeitet; dagegen aber Umbreit, Militärbefehlshaber, S. 139 u. 263, und Jäckel, Frankreich, S. 227.«⁷⁶

Um es anders auszudrücken: Daß die deutsche Militärverwaltung eine »radikalisierte antijüdische Politik in Frankreich selbständig [...] formuliert und durchgesetzt hat«,⁷⁷ indem sie die durch Massenexekutionen von französischen Geiseln ausgelöste Krise der Besatzungspolitik Ende 1941 mit dem Vorschlag zu beenden suchte, statt dessen Juden und Kommunisten »nach dem Osten« zu deportieren – »diese Verbindung« ist von der älteren westdeutschen Frankreich-Historiographie (Eberhard Jäckel, Hans Umbreit) tatsächlich ignoriert worden, die zwar die Geislerschießungen behandelt, den Militärbefehlshaber aber vom Vorwurf einer Beteiligung an der Judenverfolgung aus eigener Initiative weitgehend freigesprochen hat.⁷⁸ Herbert sollte

73 Ebenda, S. 171 f.

74 Ebenda, S. 183.

75 Ebenda, S. 193.

76 Herbert, Best (wie Anm. 70), S. 606, Anm. 144; Die deutsche Militärverwaltung (wie Anm. 70), S. 193. In der im »Mittelweg« gedruckten Fassung fehlt der Nachweis gänzlich; Herbert, Vergeltung (wie Anm. 70), S. 30.

77 Herbert, Best (wie Anm. 70), S. 309.

78 Vgl. Hans Umbreit, Der Militärbefehlshaber in Frankreich, Boppard/Rh. 1968, S. 137 ff., 259–264; Eberhard Jäckel, Frankreich in Hitlers Europa. Die deutsche Frankreichpolitik im zweiten Weltkrieg, Stuttgart 1966, S. 193 ff., 227.

jedoch gewußt haben, daß diese Verbindung in der französischen und amerikanischen Forschungsliteratur längst dargestellt worden war.⁷⁹ Serge Klarsfeld hat ein ganzes Buch über die antijüdische Ausrichtung der deutschen Repressionsmaßnahmen geschrieben,⁸⁰ in »Vichy-Auschwitz« – das Herbert im übrigen über Seiten hinweg exploitiert hat – findet sich ein Abschnitt, in dem der Übergang von den Geiselhinrichtungen zur Deportation von Juden zusammenfassend dargestellt wird,⁸¹ und bei Marrus und Paxton, deren Arbeit über »Vichy und die Juden« 1981 vorlag, läßt sich beispielsweise nachlesen: »Le général Otto von Stülpnagel, commandant militaire en France, semble avoir été révolté par les exécutions à titre de représailles qui lui avaient été imposées par Berlin; il démissionna finalement de ses fonctions. Mais Stülpnagel considérait la déportation comme une mesure de représailles plus efficace que les exécutions d'otages. Avant de quitter Paris, en février 1942, il proposa qu'à la place des exécutions, les Allemands déportent à l'Est de »grandes masses de communistes et de Juifs«, tactique qui, à son avis, provoquerait moins de réactions, mais intimiderait davantage. [...] Le premier convoi de Juifs déportés quitta donc la France à titre de représailles, à la suite des attaques dirigées contre des soldats allemands.«⁸² Gewiß hat Herbert eine differenzierte, materialreiche Analyse vorgelegt, aber was unterscheidet seine zentrale These, auf die er ausdrücklich Anspruch erhebt, was unterscheidet seine Forschungsergebnisse, wie sie Hilberg resümiert, von denen Klarsfelds oder Marrus' und Paxtons?

79 Vgl. Billig, *Die Endlösung der Judenfrage* (wie Anm. 6), S. 156–159; Lucien Steinberg, *Les Allemands en France 1940–1944*, Paris 1980, S. 96f.; Rita Thalmann, *La mise au pas. Idéologie et stratégie sécuritaire dans la France occupée*, Paris 1991, S. 24, 290 (dt. Ausg. u. d. T. *Gleichschaltung in Frankreich 1940–1944*, Hamburg 1999, S. 22, 260). – Ich verweise an dieser Stelle auf eigene ältere Veröffentlichungen: Ahlrich Meyer, *Großraumpolitik und Kollaboration im Westen*. Werner Best, die Zeitschrift »Reich-Volksordnung-Lebensraum« und die deutsche Militärverwaltung in Frankreich, in: *Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik*, 10 (1992), S. 29–76; »Fremde Elemente«. Die osteuropäisch-jüdische Immigration, die »Endlösung der Judenfrage« und die Anfänge der Widerstandsbewegung in Frankreich, in: *Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik*, 11 (1993), S. 82–129; *Les débuts du »cycle attentats-répression« en automne 1941*, in: Laurent Douzou u. a. (Hg.), *La Résistance et les Français. Villes, centres et logiques de décision. Actes du Colloque international*, Cachan, 16–18 novembre 1995, S. 485–497.

80 Klarsfeld, *Le Livre des otages. La politique des otages menée par les autorités allemandes d'occupation en France de 1941 à 1943*, Paris 1979.

81 *Vichy-Auschwitz* (wie Anm. 2), S. 210f.; vgl. S. 34–36.

82 Marrus/Paxton (wie Anm. 2), S. 318f.

So sehr ich nun Herberts Darstellung im Grundsatz zustimme, möchte ich doch auf zwei Probleme aufmerksam machen. Die »Verknüpfung« der antijüdischen Politik »mit der Entwicklung der Geiselfrage« begann Herbert zufolge im August 1941, und zwar in dem Moment, als die deutschen Behörden – so unterstellt er – eine Ausweitung der Massenverhaftungen auf Juden französischer Staatsangehörigkeit gegenüber der Vichy-Regierung durchzusetzen versucht hätten. Einmal abgesehen davon, daß Herbert den tatsächlichen Ereigniszusammenhang zwischen der am 20. August beginnenden Razzia und den am 21. August in Paris verübten Attentaten gegen Wehrmachtangehörige – die Anschläge hatten keinerlei Einfluß auf den Verlauf der Verhaftungsaktion – nicht deutlich genug vor Augen gehabt zu haben scheint⁸³ und daß zwar außer einer Mehrzahl jüdischer Immigranten erstmals auch französische Juden festgenommen wurden, dies aber nach Lage der Dokumente nicht der strategische Ausgangspunkt für die Razzia gewesen sein dürfte, setzt die ganze Argumentation voraus, daß die August-Razzia selbst bereits eine Verbindung zur »Geiselfrage« hatte. Das wiederum kann aus chronologischen Gründen nicht der Fall gewesen sein, da die Internierung vom Militärbefehlshaber auf Vorschlag der Sicherheitspolizei und des SD als Präventivmaßnahme angesichts vorausgegangener kommunistischer Demonstrationen angeordnet worden war, während die Geiseler-schießungen – als Reaktion auf weitere bewaffnete Anschläge gegen die Besatzungsmacht – erst Anfang September einsetzten und die »Geiselkrise«

83 Vgl. Die deutsche Militärverwaltung (wie Anm. 70), S. 198 f.; Herberts Darstellung hat zur Verwirrung derjenigen beigetragen, die sich auf seine Arbeiten stützen; inzwischen sind ihm selbst die Fakten entglitten. In der im »Mittelweg« veröffentlichten Version heißt es: »Bereits die erste Massenverhaftung nach den Anschlägen des 4. August 1941, bei der mehr als 4000 Menschen in das Lager Drancy gebracht worden waren, hatte jedoch zum überwiegenden Teil Juden getroffen.« Herbert, Vergeltung (wie Anm. 70), S. 29, ähnlich S. 26. – Steur (wie Anm. 29, S. 58) datiert das erste tödliche Attentat auf den 13.8. und unterstellt folglich, Dannecker habe die »Möglichkeiten, die die Attentate mit sich brachten«, für seine Zwecke genutzt und von Stülpnagel die Razzia vom 20.8. vorgeschlagen; Wojak (wie Anm. 53, S. 156) behauptet, die Militärverwaltung habe im Zeitraum zwischen Mai und August 1941 »die Deportation der ausländischen und anschließend der französischen Juden« durchgesetzt, wovon keine Rede sein kann; Wildt (wie Anm. 45, S. 624) schreibt, der Militärbefehlshaber habe »am 21. August direkt nach verschiedenen Protestaktionen und Mordanschlägen wegen des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion eine Großrazzia in Paris befohlen«. Um es zu wiederholen: Die ersten Anschläge fanden am 21.8. statt, die Razzia begann am 20.8., war also keine Reaktion auf diese Mordanschläge, festgenommen wurden 4232 Männer, ausschließlich Juden, von denen etwa 1500 die französische Staatsangehörigkeit besaßen.

erst im Herbst akut wurde. Mit anderen Worten: Die Militärverwaltung bedurfte keines Vorwands, um ausländische oder französische Juden in Lagern zu internieren, sondern dies war und blieb auch später eine Frage der politischen Opportunität und der Kooperationsbereitschaft französischer Polizeikräfte. Wohl aber lud sich die Repressionspolitik – die Bestimmung und Auswahl derer, die die Deutschen als »Geiseln« ermorden ließen – bis zum Jahresende zunehmend antisemitisch auf, da hinter der französischen Widerstandsbewegung ein »jüdisch-bolschewistischer« Täterkreis fingiert wurde. Es ist also eher davon auszugehen, daß von Stülpnagels Anordnung zur Deportation von Juden und Kommunisten als »Sühnemaßnahme«, mit der er Anfang Dezember 1941 einen Ausweg aus der durch die Massenhinrichtungen von Nantes und Bordeaux ausgelösten politischen Krise zu finden hoffte, das entscheidende Datum für den Umschlag der Widerstandsbekämpfung in eine radikale antijüdische Politik bildet.

Meine zweite Nachfrage bezieht sich auf die faktischen Auswirkungen jener Initiative des Militärbefehlshabers. Herbert gibt an, Hitler und Keitel hätten von Stülpnagels Mitte Januar 1942 gegenüber dem Oberkommando des Heeres wiederholten Vorschlag von Massendeportationen zugestimmt, »aber nicht anstatt der Geiseler-schießungen, sondern zusätzlich«.⁸⁴ Der bereits erwähnte Führererlaß, wonach »künftig für jedes Attentat – abgesehen von der Erschießung einer Anzahl geeigneter Personen – 500 Kommunisten und Juden dem Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei zur De-

84 Die deutsche Militärverwaltung (wie Anm. 70), S. 191, unter Hinweis auf Schreiben OKH an MBF, 3.2.1942, RW 35/543. Das Dokument, das eine Antwort auf das Schreiben des MBF vom 15.1.1942 bildet (s. Anm. 61) und in dem Keitel nach Vortrag bei Hitler weitere Erschießungen in größerer Zahl und die »Festnahme von wenigstens eintausend Kommunisten bzw. Juden zum Abtransport« forderte, bezieht sich ausdrücklich auf die seit 15.1.1942 gemeldeten Attentate; es geht also über die vom MBF im Dezember vorgeschlagenen und bereits durch Hitler genehmigten Repressalien (Erschießung von 100 Geiseln, Deportation von 1000 Juden und 500 Kommunisten) hinaus, zumal Keitel spätestens am 27.1.1942 von Himmler über die »Abnahme« der im Dezember verhafteten Juden informiert worden war (s. Anm. 59 und 64). – Im »Mittelweg« verwechselt Herbert offenbar diese Vorgänge und kommt zu folgender irrigen Interpretation des Dokuments vom 3.2.1942: »Hitler und Keitel stimmten zwar Stülpnagels Vorschlag der Deportation von 1000 Juden zu, aber nicht anstatt der Erschießung von Geiseln im Verhältnis 1 : 100, sondern zusätzlich.« Herbert, Vergeltung (wie Anm. 70), S. 30. Zu berichtigen ist außerdem, daß Geiselexekutionen im Verhältnis 1 : 100 in Frankreich zu keinem Zeitpunkt durchgeführt worden sind und daß die Zahl der Erschießungen nach der Intervention des MBF vom 15.1.1942 faktisch rückläufig war.

portation nach dem Osten zu übergeben« seien,⁸⁵ ging allerdings erst im April 1942 ein, nachdem Otto von Stülpnagel abgelöst worden war. Von nun an, so fährt Herbert fort, habe ein »Automatismus von Geiseler-schießungen und Deportationsanordnungen« eingesetzt, was mit Zahlenangaben (»18. April: 24 Erschießungen, 1000 Deportationen« usw.) gestützt wird.⁸⁶ Tatsache ist aber, daß nur der Zusammenhang zwischen der Ankündigung des Militärbefehlshaber vom Dezember 1941, 1000 Juden deportieren zu lassen, und dem ersten Transport nach Auschwitz vom 27. März 1942 dokumentarisch gesichert ist. Ohne weitere Nachweise kann man nicht davon ausgehen, wie es Herbert offenbar tut, daß die – jeweils nach Anschlägen gegen die Wehrmacht – regelmäßig erfolgten Bekanntmachungen der Militärverwaltung, eine größere Anzahl von Kommunisten und Juden werde »zur Deportation nach dem Osten bereitgestellt«,⁸⁷ einen ursächlichen Bezug zum zahlenmäßigen Umfang der Transporte Nr. 2 bis 6 gehabt haben, der vielmehr bereits festgelegt war. Zwar wurden im Zuge solcher Ankündigungen in der französischen Provinz Razzien durchgeführt oder es wurde die Überführung von bereits verhafteten Kommunisten und Juden nach Compiègne angeordnet. Die Logik der antijüdischen Verfolgungsmaßnahmen hing aber wohl nicht von der Frequenz von Attentaten der kommunistischen Widerstandsbewegung in Frankreich ab.

Die Gesamtzahl aller angekündigten Deportationen im Zeitraum Januar bis Mai 1942 – die seit Dezember 1941 in Compiègne festgehaltenen und im März deportierten 1112 Juden nicht eingerechnet – beträgt nach den allerdings unvollständigen Angaben der Militärverwaltung, die Herbert heranzieht, ungefähr 4200; nimmt man andere Quellen (beispielsweise die MBF-Lageberichte) hinzu, erhöht sich diese Zahl um mehrere Tausend, außerdem wurden in weiteren Fällen Deportationen in unbestimmter Anzahl angedroht; die Zahlen beziehen sich überdies stets auf Juden und Kommu-

85 Erlaß des MBF, »Deportation nach dem Osten als Sühnemaßnahme«, 10.4.1942, Nürnberger Dok. RF-1241; Das Geiselfverfahren (wie Anm. 59), S. 93 f. – Siehe oben Anm. 69.

86 Die deutsche Militärverwaltung (wie Anm. 70), S. 192 f.; diese Formulierung übernimmt auch Regina M. Delacor, Attentate und Repressionen. Ausgewählte Dokumente zur zyklischen Eskalation des NS-Terrors im besetzten Frankreich 1941/42, Stuttgart 2000, S. 53. – Festzuhalten ist, daß dieser »Automatismus«, nach Attentaten die Deportation von Juden und Kommunisten anzukündigen, bereits seit Ende Januar von der Militärverwaltung praktiziert wurde.

87 Siehe z. B. MBF Ic Lagebericht 28.2.1942, BA-MA, RH 20-6/999.

nisten.⁸⁸ Gegen die Deportation von Kommunisten »in den Osten« erhob das Oberkommando des Heeres jedoch sicherheitspolizeiliche Bedenken.⁸⁹ Herberts Bilanz, bis Ende Mai habe die Zahl der als »Sühnemaßnahmen« angeordneten Deportationen bei etwa 6000 gelegen,⁹⁰ kann nicht aus der von ihm zitierten Quelle errechnet worden sein, mag aber als Schätzung gelten. Ich weiß nicht, ob der Autor hierbei an die Gesamtzahl der Deportierten gedacht hat, die tatsächlich – wie Anfang März im Reichssicherheitshauptamt vereinbart – mit den ersten sechs Transporten aus Frankreich nach Auschwitz gebracht wurden. Unhaltbar ist jedenfalls die Folgerung, die Peter Longerich aus Herberts Angaben gezogen hat. Longerich schreibt: »Inzwischen hatten weitere Anschläge des französischen Widerstandes zu erneuten Geiseler-schießungen und Deportationsanordnungen geführt, so daß bis Ende Mai [...] weitere 5000 Menschen für Deportationen bestimmt worden waren – also jene Zahl, die in den Deportationsplänen des RSHA vom März vorgesehen waren.«⁹¹ Das erweckt den Eindruck, als hätten die vom Militärbefehlshaber verhängten »Sühnemaßnahmen«, die immerhin von einer unvorhersehbaren Zahl von Attentaten abhingen, ein vorausbestimmtes Soll erfüllt – nämlich die von Heydrich im März zugesagten weiteren fünf Transporte. Letztlich dürfte sich das Kontingent von fast 5000 Juden, die zwischen dem 5. Juni und dem 17. Juli 1942 unter dem Vorwand der Widerstandsbekämpfung deportiert wurden, nicht aus den Ankündigungen des Militärbefehlshabers ergeben haben, die insgesamt das vereinbarte Deportationsprogramm des Frühjahrs 1942 im Zahlenumfang bei weitem überschritten, sondern aus der Anzahl der in den Internierungslagern der Nordzone festgehaltenen Personen. Aus der Sicht des »Judenreferats« sollten diese Transporte dazu dienen, »eine Auswechslung der KZ-Belegschaften zu erzielen und zwecks weiterer Auflockerung der Pariser Judenschaft erneute

88 Das Geiselfahren (wie Anm. 59), S. 83–115 (die dortigen Angaben sind unvollständig); s. die Lageberichte des MBF von Januar bis Mai 1942, BA-MA, RW 35/12, 14, 16, RH 20-6/999; Archives Nationales, Paris, AJ/40/444, dr. 4; sowie die öffentlichen Ankündigungen in der »Pariser Zeitung« zwischen dem 4.2. und dem 1.6.1942.

89 Siehe Nachweise in Anm. 63. Später forderte Hitler jedoch, nicht ausschließlich oder überwiegend Juden zu deportieren, sondern »Kommunisten in erheblicher Zahl« zu berücksichtigen (Schleier an AA, 11.4.1942, Akten zur deutschen auswärtigen Politik, Serie E, Bd. II, Nr. 128); insofern mußten die Zahlen der Deportationsanordnungen der Militärverwaltung in Bezug auf die Transporte von Juden etwa halbiert werden.

90 Die deutsche Militärverwaltung (wie Anm. 70), S. 193.

91 Longerich (wie Anm. 45), S. 494; bei der Zahlenangabe »weitere 5000 Menschen« rechnet Longerich wohl den ersten Transport vom 27.3.1942 bereits ab.

Judenrazzien durchzuführen»,⁹² und tatsächlich setzten erst Mitte Juli 1942, als die Lager sich geleert hatten, neue Massenverhaftungen in Paris ein.

Die Entscheidung zur Deportation von Juden aus Frankreich, so läßt sich zusammenfassend sagen, hing von mehreren Faktoren ab: Ein Ausgangspunkt war zweifellos, daß die Militärverwaltung mit der Internierung von über 8700 Juden im Laufe des Jahres 1941 Fakten geschaffen hatte, die zu dem Argument der »überfüllten Lager« führen sollten. Im Spätherbst 1941 kam die durch Geislerschießungen ausgelöste Krise der Besatzungsherrschaft hinzu, die die Militärs nötigte, andere Formen von Repressalien nach Attentaten in Betracht zu ziehen; daher im Dezember der Vorschlag und die Anordnung von Stülpnagels zur Deportation von Kommunisten und Juden – eine Praxis, welche die Billigung Hitlers und Keitels fand und schließlich durch einen »Führerbefehl« vom April 1942 festgeschrieben wurde. Parallel dazu verlief ein Entscheidungsprozeß auf höchster Ebene, der vermutlich schon durch Himmlers Zusage von Mitte September 1941 eingeleitet worden war, die im besetzten Frankreich internierten Juden baldmöglichst zu deportieren. Diese Zusage wurde in bezug auf die vom Militärbefehlshaber angeordnete Deportation von 1000 Juden Ende Januar 1942 von Himmler, Ende Februar von Eichmann konkretisiert. Als Anfang März 1942 im Reichssicherheitshauptamt die Modalitäten für den ersten Transport nach Auschwitz festgelegt wurden, sicherte Heydrich darüber hinaus die Deportation weiterer 5000 Juden zu, offenbar auf Vorschlag des Pariser »Judenreferats«, das auf eine Räumung der nordfranzösischen Internierungslager und erneute Judenrazzien drängte. Der Transport vom 27. März kam also infolge der im Dezember 1941 verhängten Repressalien zustande, dagegen verschleierte die fortgesetzte Androhung von Deportationen als »Sühnemaßnahme« durch die Militärs im Frühjahr 1942 nur mehr, daß die Transporte Nr. 2 bis 6, die faktisch keinerlei Zusammenhang mit Attentaten gegen die Wehrmacht hatten, in Wirklichkeit den Übergang vom »Arbeitseinsatz« unter mörderischen Bedingungen zur Massenvernichtung bildeten, wie das zeitliche Ineinandergreifen der Transporte zeigt: Der sechste Transport verließ das Lager Pithiviers am 17. Juli 1942 noch im Rahmen von »Sühnemaßnahmen«, während gleichzeitig in Paris im Verlauf der *rafle du Vélodrome d'Hiver* fast 13000 ausländische und staatenlose Juden verhaftet wurden, und mit dem siebten Transport vom 19. Juli, bei dessen Ankunft in Ausch-

92 Dannecker/Lischka an Speidel, 17.3.1942, XXVb-15, in: Klarsfeld, Die Endlösung der Judenfrage (wie Anm. 7), S. 51.

witz erstmals ein Teil der Deportierten sofort getötet wurde, begann die Realisierung des Programms der »Endlösung« für Westeuropa.

Es bleibt die – im Kontext eher befremdliche – Behauptung Herberts, wonach die »honorigen Motive« der deutschen Militärverwaltung nach dem Kriege durchweg anerkannt worden seien. Das kann sich nur auf das apologetische westdeutsche Nachkriegsschrifttum beziehen,⁹³ das unmittelbar auf die zur Selbstrechtfertigung fabrizierten Schlußberichte des Militärbefehlshabers zurückgeht und dessen Spuren sich noch in den frühen Arbeiten von Jäckel und Umbreit finden. Im übrigen läßt sich aus den betreffenden Schreiben an die vorgesetzten Stellen in Berlin leicht ersehen, daß Otto von Stülpnagel einem einfachen besatzungspolitischen Kalkül folgte, als er gegen die angeordneten Massenerschießungen von Geiseln protestierte.⁹⁴

Bargatzky oder: Kein Nichtwissen im »Majestic«

Aber wie sich zeigt, beschäftigt die Frage nach den »Motiven« und »Intentionen« der Militärs in Frankreich die Historiker auch weiterhin. Nach Erscheinen meines Buches über die deutsche Besatzung in Frankreich⁹⁵ gab es einige kritische Reaktionen, und ich nehme hier die Gelegenheit, einer Frage nachzugehen, die von mehreren Rezensenten aufgeworfen wurde. Dabei ging es wohl nicht zufällig um die Rolle der Militärverwaltung in der Geiselpolitik und ihre Mitverantwortung für den Beginn der »Endlösung« in Frankreich. Es wurde einerseits geltend gemacht, daß der Militärbefehlshaber den Massenexekutionen, die ihm abverlangt worden seien, Widerstand entgegengesetzt habe. Daß andererseits gerade von Stülpnagel im Dezember 1941 als Alternative zu den Erschießungen die Deportation von Juden und Kommunisten »nach dem Osten« vorgeschlagen habe, könne zwar – im Nach-

93 Hans Luther, *Der französische Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht und seine Bekämpfung*, Tübingen 1957; vgl. Werner Best, *Erinnerungen aus dem besetzten Frankreich 1940 bis 1942*, BA, B 120/359.

94 Siehe MBF an OKH, 24.10.1941, BA-MA, RW 35/1; MBF an OKH, 15.1.1942, RW 35/536; MBF an Keitel, 15.2.1942, in: Umbreit (wie Anm. 78), S. 138 f.; vgl. Ernst Jünger, *Das erste Pariser Tagebuch*, in: *Strahlungen I*, München 1988, S. 308 f. (Eintrag vom 23.2.1942), sowie die handschriftliche Erstfassung »Journal 1942«, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlaß Jünger.

95 Ahlrich Meyer, *Die deutsche Besatzung in Frankreich. Widerstandsbekämpfung und Judenverfolgung*, Darmstadt 2000.

hinein betrachtet – als Verknüpfung der Repressionspolitik mit einem ideologisch begründeten Ausrottungsprogramm gewertet werden. Aber es sei zweifelhaft, daß das »Schicksal der Deportierten« den Verantwortlichen der Militärverwaltung bekannt und ihre Ermordung beabsichtigt war. So fragt Hans Umbreit im »Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung«: »Aber war der Judenmord von ihnen intendiert? Was wußte man Ende 1941 bei den Pariser Stäben über die systematische Vernichtung der Juden, die gerade erst in Gang kam?«⁹⁶ Ähnlich die Rezensentin der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, Birgit Aschmann, die meint, es bleibe schwer, »die persönliche ›Schuld‹ Stülpnagels auszuloten, auch wenn er de facto den Anstoß für die Judentransporte gab«, solange es keine klare Antwort auf die Frage gäbe: »Wußte er aber wirklich, was das bedeutete?«⁹⁷

Ich denke, daß es nicht die Aufgabe des Historikers ist, Schuldfragen zu beantworten oder den »Intentionen« der deutschen Militärs im Zusammenhang mit dem Judenmord gerecht zu werden, sondern die faktischen Auswirkungen von Handlungen zu untersuchen. Wenn die Vorschläge und Anordnungen des Militärbefehlshabers zur Ingangsetzung der Deportation führten, dann scheint mir die Suche nach anderweitigen guten Absichten und »honorigen Motiven« unangebracht, und auch die Frage, ob der Judenmord »intendiert« war oder nicht, hat – wie schon in den geschichtswissenschaftlichen Kontroversen der 80er Jahre zwischen »Intentionalisten« und »Funktionalisten« erkennbar – einen exkulpatorischen Kern. Wohl aber halte ich es für notwendig zu klären, ob die Militärverwaltung in erster Linie einen Ausweg aus einer momentanen Krise der deutschen Besatzungspolitik in Frankreich suchte, der die jüdische Bevölkerung zum Opfer besonders harter Repressalien werden ließ, ob also die ersten, ab März 1942 im Rahmen von »Sühnemaßnahmen« zusammengestellten Transporte von Juden aus Frankreich nach Auschwitz – zumindest der Transport vom 27. März – tatsächlich unabhängig vom »Endlösungsprogramm« zu sehen sind;⁹⁸ oder

96 Hans Umbreit in: Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung, 17 (2001), S. 93–94. Anders als Umbreit behauptet, habe ich nicht unterstellt, daß das »Schicksal der Deportierten der Militärverwaltung bekannt war«; vgl. Meyer (wie Anm. 95), S. 73.

97 Birgit Aschmann, »Saubere« in Brand gesteckt und niedergemetzelt, in: FAZ 2.10.2000; vgl. Eggers (wie Anm. 15, S. 367), der meint, daß sich von Stülpnagel »der Tragweite seiner Entscheidung« nicht »vollkommen bewußt« war.

98 Zu dieser Ansicht neigt beispielsweise Wolfgang Scheffler in seinem Gutachten für den Kölner Prozeß gegen Lischka u. a.; Scheffler (wie Anm. 9), Teil A, S. 86 ff.; ähnlich Eggers (wie Anm. 15), S. 367. Vgl. dagegen Wellers (wie Anm. 60), S. 80.

ob die Initiative der Militärverwaltung nicht vielmehr als Faktor innerhalb des komplexen Entscheidungsprozesses zur »Endlösung« angesehen werden muß. In diesem Zusammenhang wird dann allerdings die aufgeworfene Frage des Wissens um die Massenvernichtung relevant, die ja nicht nur in den NSG-Verfahren der Nachkriegszeit aufgrund des deutschen Strafrechts zur Beurteilung individueller Tatbeiträge beachtlich war, während nahezu alle Beschuldigten stereotyp angaben, von Auschwitz »nichts gewußt« zu haben, sondern die Rückschlüsse auf den Stand der Entscheidungen selbst zulassen könnte – und zwar für jenen Zeitraum, der zwischen dem 8. Oktober 1941 (Information über die Zusage Himmlers zur Deportation bereits internierter Juden aus Frankreich) bzw. dem 1. Dezember 1941 (Vorschlag des Militärbefehlshaber an das Oberkommando des Heeres zur Deportation von zunächst 1000 Juden) und den ersten sechs Transporten vom 27. März bzw. ab dem 5. Juni 1942 liegt.⁹⁹

Was also war gemeint, wenn die deutschen Militärs in Paris seit dem Winter 1941/42 die »Deportation jüdisch-bolschewistischer Elemente zu Zwangsarbeiten nach dem Osten« vorbereiteten?¹⁰⁰ Was glaubten sie, wohin die Züge mit Juden aus Frankreich fahren würden? Handelte es sich um

99 Um nicht mißverstanden zu werden: es geht hier um einen definierten Zeitraum, nicht um die generelle Frage, was man auch in Paris – vor allem ab der zweiten Jahreshälfte 1942 und unter Einbeziehung aller möglichen Informationsquellen – über die »Endlösung« wissen konnte. Zu diesem Thema verweise ich auf die klassische Darstellung von Walter Laqueur, *The Terrible Secret*, Boston 1980; dt. u. d. T. Was niemand wissen wollte. Die Unterdrückung der Nachrichten über Hitlers »Endlösung«, Frankfurt/M./Berlin/Wien 1982. Die ersten Nachrichten über die Tötung der aus Frankreich deportierten Juden durch Giftgas wurden im Oktober 1942 in der jüdisch-kommunistischen Untergrundpresse verbreitet; s. Stéphane Courtois/Adam Rayski, *Qui savait quoi? L'extermination des Juifs 1941–1945*, Paris 1987, S. 155 f.

100 Ein Dutzend Schriftstücke der Militärverwaltung mit diesem Betreff, unterzeichnet zu meist vom Leiter der Gruppe Polizei Dr. Waldemar Ernst, sind aus dem Zeitraum Dezember 1941 bis Februar 1942 überliefert. Vgl. auch Verantwortliche Vernehmung W. Ernst, 21.11.1986, Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen, jetzt Bundesarchiv-Außenstelle Ludwigsburg (im folgenden ZStL), 104 AR-Z 17/83, Bd. I, Bl. 105–118 (»Nachdem auf Überfälle auf deutsche Soldaten nicht mehr aufgrund der Intervention des Militärbefehlshabers mit Geiselschießungen reagiert werden mußte, erschien und war die sogenannte Deportation jüdisch bolschewistischer Elemente in den Osten als [die] geringere Maßnahme. Es war in der damaligen Sicht, und damit auch für mich, ganz selbstverständlich, daß die Deportation, zumal es sich um Arbeitsfähige handeln mußte, nur zum Arbeitseinsatz im Osten erfolgte. Daß mit der Deportation ein anderer Zweck verbunden war, lag für uns, und wiederum damit für mich, außerhalb jeder Annahme.«) Ähnlich Beschuldigtenvernehmung Kübler, 17.11.1986, ebenda, Bl. 81–95.

Tarnung oder ein Täuschungsmanöver, wenn von »Sühnemaßnahmen«, vom »Arbeitseinsatz« die Rede war, wenn ärztliche Untersuchungen im Lager Compiègne vorgenommen wurden¹⁰¹ und wenn die ersten Transporte nach Auschwitz – den vom Reichssicherheitshauptamt vorgegebenen Richtlinien entsprechend¹⁰² – tatsächlich mehrheitlich aus »arbeitsfähigen« Männern unter 55 Jahren bestanden, während »höchstens fünf Prozent Frauen« und keine Kinder deportiert werden sollten?

Es gibt nur wenige Dokumente und Aussagen, die darüber Auskunft geben könnten. So belegt die Vorlage eines Mitarbeiters der Wirtschaftsabteilung des Militärbefehlshabers vom 12. Dezember 1941, daß Hitlers – durch Rundfunk offenbar auch ins Ausland übertragene – Reichstagsrede vom Vortag, die die Kriegserklärung an die USA, aber keine der wiederholten Drohungen zur »Vernichtung der jüdischen Rasse« enthielt, in Paris gleichwohl als Signal für eine radikale Wende in der antijüdischen Politik verstanden wurde.¹⁰³ Zeitschel, ohnehin gut auf dem laufenden, bat im März 1942 einen Beamten des Auswärtigen Amtes um vertrauliche Übersendung des Protokolls der Wannsee-Konferenz, von der er gehört hatte und von deren Inhalt er annehmen konnte, dieser sei für die »Behandlung der Judenfrage von grundlegender Bedeutung«.¹⁰⁴ Selbstverständlich wird man auch

101 Siehe MBF Verwaltungsstab an Kommandant von Groß-Paris, 21.12.1941, CDJC, CCCXCV-8; Vermerk MBF Verwaltungsstab (Ernst), 22.1.1942, LXXIXa-14 (»Es entspricht dem Verhaftungszweck, daß diejenigen Juden von der Deportation ausgenommen werden, die entweder auf Grund der ärztlichen Untersuchung bereits als arbeitsunfähig bezeichnet sind oder, weil sie über 55 Jahre oder unter 18 Jahre alt sind, für Zwangsarbeiten im Osten nicht geeignet sind.«)

102 Siehe u. a. Vermerk Dannecker, 10.3.1942, CDJC, XXVI-18; Eichmann an Knochen, 12.3.1942, XXVb-10; in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 374 ff.; RSHA an Knochen, 16.5.1942, CDJC, XXVb-28.

103 »Nach der gestrigen Führerrede gewinnt das Judenproblem auch für Frankreich neue, stark politische Bedeutung, während bisher die Ausmerzungen des jüdischen Einflusses in der Wirtschaft im Vordergrund stand.« MBF Verwaltungsstab Abt. Wirtschaft, »Herrn KV Chef Dr. Michel vorzulegen«, 12.12.1941, CDJC, LXXV-41; vgl. Billig, *Le Commissariat général aux questions juives* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 215, 363; Christian Gerlach, *Die Wannsee-Konferenz, das Schicksal der deutschen Juden und Hitlers politische Grundsatzenentscheidung, alle Juden Europas zu ermorden*, in: ders., *Krieg, Ernährung, Völkermord*, Zürich 2001, S. 113 f.

104 »Im Anschluß an diesen Erlaß [Görings vom 31.7.1941; A. M.] soll in Berlin eine Staatssekretärbesprechung stattgefunden haben, über deren Verlauf die Deutsche Botschaft gerne Kenntnis hätte. Da ich infolge der vertraulichen Überlassung des Erlasses des Reichsmarschalls von diesem in einem offiziellen Dienstbrief keinen Gebrauch machen darf, wäre ich Ihnen persönlich sehr dankbar, wenn Sie, ebenfalls auf vertraulichem

davon ausgehen müssen, daß Dannecker spätestens seit März 1942 durch Eichmann über den geplanten Genozid unterrichtet worden war, zumal er in mehreren Aufzeichnungen festhielt, daß die »Endlösung der Judenfrage« das »Ziel restloser Vernichtung des Gegners« habe und »die im deutschen Machtbereich befindlichen Juden ihrer restlosen Vernichtung entgegen« gehen würden.¹⁰⁵ In den Pariser Tagebuchaufzeichnungen Ernst Jüngers, die allerdings nur sehr begrenzt als historisches Dokument gelten dürfen, gibt es Anfang 1942 Einträge über »Vernichtungstendenzen« und Massaker an Juden, die auf Nachrichten aus Berlin oder aus Osteuropa zurückgehen und von Leuten wie Hans Speidel und Karl-Richard Koßmann, beide nacheinander Chef des Kommandostabs in Frankreich, überbracht wurden.¹⁰⁶

Eine weitere Quelle, ebenfalls aus der Memoirenliteratur, findet bei Ulrich Herbert starke Beachtung, nämlich die Angaben des ehemaligen Kriegsverwaltungsrats in der Gruppe Justiz des Militärbefehlshabers Walter Bargatzky, dessen Erinnerungen 1987 unter dem Titel »Hotel Majestic« veröffentlicht wurden.¹⁰⁷ Herbert schreibt unter Berufung auf Bargatzky, »über das Schicksal der Juden ›im Osten‹ hätten in der Militärverwaltung ›spätestens seit Dezember 1941 wenig Illusionen‹ bestanden, denn durch einen von der Ostfront nach Paris abgeordneten Offizier habe der Leiter der Gruppe Justiz, Rudolf Bälz, »schon im Herbst 1941« genaue Informationen über den Massenmord in Babij Jar erhalten und schnell im Hause weiterverbreitet: »Von da an«, notierte Bargatzky, »gibt es auch im ›Majestic‹ kein Nichtwissen

Wege versuchen würden, über Unterstaatssekretär Woermann Protokoll dieser Unterstaatssekretärbesprechung zu erlangen und der Deutschen Botschaft Abschrift [zu]zusenden. Der Inhalt der Besprechung ist, wie Sie verstehen werden, für meine Aufgabe, Behandlung der Judenfrage, von grundlegender Bedeutung.« Zeitschel an Strack, 23.3.1942, Nürnberger Dok. NG-3668, NG-5412; s. oben Anm. 36.

105 Vermerk Dannecker, 13.5.1942, CDJC, XXVb-29; Bericht Dannecker, »Fahrt durch das unbesetzte Gebiet«, 20.7.1942, XXVb-87, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 377, S. 413–416. Es handelt sich um Schlüsseldokumente der Anklage im Kölner Prozeß gegen Lischka u. a. 1979/80. Ob Dannecker selbst den ersten Transport vom 27.3.1942 nach Auschwitz begleitet hat, ist fraglich; s. Dannecker an Stabsoffizier der Feldgendarmarie beim Kommandanten von Groß-Paris, 26.3.1942, CDJC, XXVb-22; Kommandant von Groß-Paris an RSHA IV B 4, 27.3.1942, XLIX-34.

106 Jünger (wie Anm. 94), S. 302 f., 323, 324 (Einträge vom 8.2., 30.3. und 6.4.1942). Vgl. Zeugenvernehmung Jünger, 12.7.1966, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 158, Nr. 1550, Bl. 1201–1203.

107 Hotel Majestic. Ein Deutscher im besetzten Frankreich, Freiburg 1987. – Das »Majestic« war der Sitz des Militärbefehlshabers in Frankreich.

mehr«.¹⁰⁸ Des weiteren zieht Herbert jene Darstellung heran, die Bargatzky von Heydrichs Besuch in Paris Anfang Mai 1942 gegeben hat, wobei er zunächst referiert und dann ein wörtliches Zitat Bargatzkys einfügt:

»Am 6. Mai kam Heydrich zur Amtseinführung Oberg nach Paris. Dabei legte er [...] den versammelten höheren Dienstgraden der deutschen Behörden in Paris die Richtlinien der weiteren politisch-polizeilichen Tätigkeit in Frankreich dar. In etwas kleinerem Kreis gab er dann einen genauen Bericht über den Stand und die weiteren Pläne in bezug auf die jetzt allenthalben so genannte ›Endlösung der Judenfrage‹. Dabei informierte Heydrich, wie wiederum Bälz berichtete, über die bei der Wannsee-Konferenz getroffenen Vereinbarungen mit den beteiligten Reichsressorts und gab auch Erläuterungen zu einzelnen Details: ›Busse, die für den Transport von Juden bestimmt sind, vom Bahnhof zum Lager, vom Lager zur Arbeitsstätte, und in die man während der Fahrt tödliches Gas einströmen läßt. Ein Versuch, der zum Leidwesen Heydrichs an unzureichender Technik scheitert. Die Busse sind zu klein, die Todesraten zu gering, dazu kommen noch andere ärgerliche Mängel. Weshalb er am Schluß größere, perfektere, zahlenmäßig ergiebigere Lösungen ankündigt ... Wie über die russischen Juden in Kiew, ist auch über die Gesamtheit der europäischen Juden das Todesurteil gesprochen. Auch über die französischen Juden, deren Deportation in diesen Wochen beginnt.«¹⁰⁹

Wie immer empfiehlt es sich, die Quelle selbst nochmals zu Rate zu ziehen. Die Erinnerungen des einstigen Kriegsverwaltungsrats, nachmaligen Staatssekretärs im Bundesgesundheitsministerium und späteren Präsidenten des DRK Walter Bargatzky sind widersprüchlich, und er war kein ganz unvoreingenommener Zeuge. Als Jurist hatte er sogleich nach der Besetzung Frankreichs an der Formulierung der ersten »Verordnung über Maßnahmen ge-

108 Herbert, *Die deutsche Militärverwaltung* (wie Anm. 70), S. 204; Zitat Bargatzky (wie Anm. 107), S. 103. – Die Rede vom »Schicksal« der Juden wird hier von Bargatzky übernommen und geht auf den euphemistischen Sprachgebrauch der westdeutschen Justizorgane wie der verhörten Zeugen und Beschuldigten zurück.

109 *Die deutsche Militärverwaltung* (wie Anm. 70), S. 205 f.; im zweiten Teil Zitat Bargatzky (wie Anm. 107), S. 103 f., 105. Die ausgelassene Passage S. 103 f. lautet: »... Lösungen ankündigt (beschlossen auf der ›Wannsee-Konferenz‹ vom Januar 1942, wie man nach dem Krieg erfährt).« Das Textstück von S. 105 (»... das Todesurteil gesprochen«) wird von Bargatzky nicht als Äußerung Heydrichs wiedergegeben. Heydrich kam am 5.5.1942 nach Paris; zwei verschiedene Vorträge Heydrichs sind nicht belegt, aber auch nicht auszuschließen, jedenfalls gab es mehrere Gesprächsrunden; Bargatzky erwähnt nur den »kleinen Kreis« im Majestic (ebenda, S. 94, 103; s. auch die in Anm. 128 und 129 genannten Zeugenvernehmungen). – Herbert verweist außerdem auf eine unsichere Angabe von David Pryce-Jones, *Paris in the Third Reich. A History of the German Occupation, 1940–1944*, New York 1981, S. 127.

gen Juden« mitgewirkt und dabei im August 1940 festgehalten, die Ausweisung von Juden aus dem besetzten Gebiet ließe sich »ohne weiteres mit der antideutschen Gesinnung der Juden und der daraus entspringenden Gefahr für die Besatzungsangehörigen rechtfertigen«. ¹¹⁰ Seit den 50er Jahren gehörte Bargatzky, damals noch Ministerialdirigent im Innenministerium, zu dem überwiegend aus hochrangigen Bonner Beamten zusammengesetzten Kreis der »ehemaligen MV-Angehörigen des Majestic«, die zu regelmäßigen Treffen in der Bundeshauptstadt zusammenkamen und die die Etagen des Pariser Luxushotels mit dem Konferenzzimmer im 3. Stock des »Haus Vaterland« vertauscht hatten. ¹¹¹ Man kann wohl unterstellen, daß dort – wie in manchen anderen organisierten Strukturen – auch Erinnerungen abgeglichen und spätere Aussagen gegenüber westdeutschen Justizbehörden vereinheitlicht worden sind.

Was die Frage des Kenntnisstandes über den Judenmord betrifft, so behauptet Bargatzky in seinen veröffentlichten Memoiren einerseits, Otto von Stülpnagel habe die »Ideologie, die zu der Internierung der Juden führt«, nicht geteilt (die Rede ist vom Lager Drancy) und man dürfe ihm nicht unterstellen, »daß er das spätere Schicksal der Internierten ahnt. Die »Endlösung« ist noch nicht beschlossen.« ¹¹² Selbst im Zusammenhang der Verschwörung des 20. Juli 1944 habe die Militärverwaltung nicht beweisen können, daß die Pariser SS-Führung »den Ausrottungszweck der Osttransporte« kannte. ¹¹³ Andererseits berichtet er, was Herbert referiert, »im November oder Dezember 1941« habe sich der zuletzt als Offizier im Osten eingesetzte Kriegsverwaltungsrat Knoke zum Dienstantritt in der Wirtschaftsabteilung der Militärverwaltung gemeldet und »uns die erste Kunde von Massenexeku-

110 »Die Behandlung der Juden im besetzten Gebiet«, 26.8.1940, CDJC, XXIV-3.

111 Einladungsschreiben von Dr. Dankmar Seibt und Namensverzeichnis, 6.10.1954, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 267, Nr. 855. Seibt gehörte zur Wirtschaftsabteilung des MBF, war nach dem Krieg im Bundeswirtschaftsministerium tätig und wurde in den 60er Jahren persönlicher Referent des Bundeskanzlers Erhard. Er gab die Sprachregelungen zu Protokoll, an die sich viele ehemalige Angehörige des »Majestic« gegenüber den westdeutschen Justizbehörden hielten, um die deutsche Militärverwaltung vom Vorwurf der Mitwirkung an der Judenverfolgung in Frankreich zu entlasten; vgl. Zeugenvernehmung Seibt, 20.9.1966, ZStL, 104 AR-Z 1670/61, Bd. VI, Bl. 997–1005; Zeugenvernehmung Rennert, 19.9.1966, ebenda, Bl. 988–996.

112 Bargatzky (wie Anm. 107), S. 99.

113 Ebenda, S. 102, 127; Bargatzkys Darstellung, wonach die Judendeportationen in einer von ihm verfaßten Anklage gegen Oberg u. a. an erster Stelle gestanden hätten, halte ich für fraglich; vgl. die in Anm. 120 und 121 genannten Erklärungen Bargatzkys von 1948 und 1966.

tionen« der Kiewer Juden durch SS-Einsatzkommandos gebracht, die Bälz »unter den Kollegen« verbreitete: »Von da an gibt es auch im ›Majestic‹ kein Nichtwissen mehr.«¹¹⁴ Bekanntlich fand das Massaker von Babij Jar, bei dem über 33000 Menschen erschossen wurden, am 29. und 30. September 1941 statt. Bargatzky datiert die Übermittlung der Nachricht und ihre Verbreitung in Paris auf November oder Dezember, Herbert zunächst vorsichtig auf den Herbst 1941. Dies muß ihm später entfallen sein, denn in einem Zeitungsartikel aus dem Jahr 1996 lesen wir über die schnelle Verbreitung des Wissens oder doch der Ahnung von den Massenmorden im Osten: »nur wenige Tage nach dem Massaker an Zehntausenden von Juden in Babi Jar bei Kiew sprach man darüber in den Kasinos der deutschen Offiziere in Paris.«¹¹⁵ Das hat wiederum Wolfram Wette und Hartmut Rüss dazu verleitet, in zwei neuerdings erschienenen Artikeln über Babij Jar diese Version Herberts für bare Münze zu nehmen: Im Zusammenhang mit der raschen Zirkulation von Informationen über das Massaker, so schreibt Wette, sei »auch der Tatbestand von Interesse, daß die Nachricht über Babij Jar schon im Oktober 1941 bei den Offizieren des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich in Paris die Runde machte.«¹¹⁶ Geschichtswissenschaft als »Stille Post«.

Was hat es nun mit dem Kriegsverwaltungsrat Knoke auf sich? Nach eigenen Aussagen, die er 1973 gegenüber einem Vernehmungsbeamten des LKA Düsseldorf machte, kam Dr. Georg Knoke erst Ende April 1942 (!) zum Militärbefehlshaber nach Paris, wo er der für die »Arisierung« zuständigen, von Dr. Kurt Blanke geleiteten Gruppe der Wirtschaftsabteilung zugeteilt wurde. Über Massenerschießungen machte Knoke selbst verständlicherweise keine Angaben und betonte, er habe zwar im Verlaufe seiner Tätigkeit in Paris erfahren, daß Juden in Frankreich festgenommen und in den Osten »abgeschoben« worden seien, aber »welches Schicksal die Juden am Ziel derartiger Transporte erwartete«, sei ihm unbekannt geblieben.¹¹⁷ Sein Vorge-

114 Ebenda, S. 102 f., vgl. S. 107; die Einzelheiten, die Bargatzky schildert, entsprechen nicht denen des Massakers von Babij Jar und dürften aus einer anderen Quelle stammen.

115 Ulrich Herbert, Aus der Mitte der Gesellschaft, in: Die Zeit, 14.6.1996. Im »Mittelweg« heißt es: »Wenige Tage später sprach man über Babij Jar bereits schauernd [?] in den Offizierskasinos in Paris.« Herbert, Vergeltung (wie Anm. 70), S. 37, vgl. S. 32.

116 Wolfram Wette, Babij Jar 1941, in: Wolfram Wette/Gerd R. Ueberschär (Hg.), Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt 2001, S. 158; ähnlich Hartmut Rüss, Kiev/Babij Jar 1941, in: Gerd R. Ueberschär (Hg.), Orte des Grauens. Verbrechen im Zweiten Weltkrieg, Darmstadt 2003, S. 103.

117 Zeugenvernehmung Knoke, 2.5.1973, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 267 Nr. 855.

setzter Blanke gab allerdings zu Protokoll, er habe, »was das Schicksal der Abtransportierten anbelangt, [...] zum ersten Male, als der Rußlandfeldzug schon einige Monate andauerte, von glaubwürdigen Augenzeugen, die nach Frankreich versetzt waren, von Massenerschießungen von Juden gehört, welche sie beobachtet hatten.«¹¹⁸ Ein weiterer schon in den 60er Jahren vernommener Zeuge, ebenfalls ehemaliger Angehöriger der Wirtschaftsabteilung, konnte sich erinnern, von »Erschießungen in Massen von Juden, Kommissaren und Zivilisten« im Osten erstmals »im Frühjahr 1942 durch Oberleutnant Freiherr von Gebsattel [...], der damals aus dem Osten nach Paris kam«, erfahren zu haben.¹¹⁹ Man kann also davon ausgehen, daß Bargatzkys Aussagen in diesem Punkt (die er in ähnlicher Form bereits in den 60er Jahren für die Staatsanwaltschaft niedergeschrieben hatte¹²⁰) zwar ungenau sein mögen und daß insbesondere die Übermittlung der Ereignisse von Babij Jar nicht gesichert ist, daß jene Aussagen aber einen beglaubigten Kern haben und daß der 1941 beginnende Massenmord an den sowjetischen Juden den Stäben des Militärbefehlshabers aus Berichten von der Ostfront bekannt geworden ist.

Schwieriger gestaltet sich die Überprüfung von Bargatzkys detaillierten Angaben über die Offenlegung der Ergebnisse der Wannsee-Konferenz durch Heydrich anläßlich eines Vortrags in Paris, auf die Herbert großes Gewicht legt – mit Recht, wenn sie sich tatsächlich als haltbar erweisen würden. Auch diese Angaben machte Bargatzky nicht erst in seinen veröffentlichten Memoiren, sondern bereits 1966 anläßlich einer Befragung durch die Staatsan-

118 Zeugenvernehmung Blanke, 24.10.1984, ZStL, 104 AR-Z 17/83. Blanke und Knoke gehörten wie Bargatzky zum Bonner Kreis der »ehemaligen MV-Angehörigen des Majestic«; s. oben Anm. 111.

119 Zeugenvernehmung Edrich, 2.11.1966, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 267, Nr. 730. Die Identität des genannten von Gebsattel konnte ich nicht ermitteln. – In diesem Zusammenhang ist auch daran zu erinnern, daß der ab Februar 1942 in Paris amtierende Militärbefehlshaber Karl-Heinrich von Stülpnagel als Befehlshaber der 17. Armee im Rußlandfeldzug das Massaker an den Juden von Lemberg wahrscheinlich »angeregt«, zumindest aber gedeckt hat; vgl. hierzu Sandkühler (wie Anm. 48), S. 114 ff.; Hannes Heer, Lemberg 1941: Die Instrumentalisierung der NKVD-Verbrechen für den Judenmord, in: Wette/Ueberschär (wie Anm. 116), S. 169 ff.

120 Niederschrift Bargatzky, 7.6.1966, ZStL, 104 AR-Z 1670/61, Bd. VI, Bl. 784–791 (»Nach Beginn des Rußlandfeldzuges wurde ein Angehöriger der im Osten kämpfenden Truppe oder der dort eingesetzten Militärverwaltung, dessen Name mir nicht mehr bekannt ist, in die Wirtschaftsabteilung des Militärbefehlshabers versetzt und berichtete von Massenerschießungen von Juden bei den Einnahme Kiews, wobei die Umstände der Exekution bis ins einzelne geschildert wurden.«)

waltschaft Köln im Rahmen des dortigen Ermittlungsverfahrens gegen die Hauptverantwortlichen für die »Endlösung« in Frankreich. Und auch hier treffen wir auf Widersprüche, die darauf zurückgehen, daß sich Bargatzky in der Frage, ob man in Paris um die »Endlösung« gewußt habe, in der unmittelbaren Nachkriegszeit festgelegt hatte – nämlich 1948 in Form einer eidesstattlichen Erklärung für Ernst von Weizsäcker vor dem Nürnberger Gerichtshof. In dieser Erklärung bemühte er sich in erster Linie um den Nachweis, daß von Beginn der Besatzung an nicht die Militärverwaltung, sondern ausschließlich der SD für Verhaftungen und Deportationen von Juden verantwortlich gewesen sei. Diese Entlastungsstrategie versuchte er mit dem Hinweis auf eine von ihm selbst im Auftrag des Militärbefehlshabers vorbereitete Anklage gegen die am 20. Juli in Paris kurzzeitig verhaftete SS-Führung Oberg/Knochen zu untermauern: »Wie ich daher weiß, hatte selbst im Sommer 1944 keiner von uns die positive Gewißheit erlangt, daß die deportierten Juden im Osten systematisch ausgerottet wurden. Andersfalls wäre dies zum Hauptanklagepunkt gegen den SD erhoben worden. Vielmehr wurde allgemein angenommen, daß die Juden im Osten zur Massensarbeit [sic] eingesetzt waren.«¹²¹

Im Jahr 1966 bestritt Bargatzky in einer Unterredung mit einem Kölner Staatsanwalt, während seiner Dienstzeit in Paris über die Errichtung von Konzentrationslagern für Juden und über die 1941/42 durchgeführten Razzien, insbesondere die vom Militärbefehlshaber im Dezember 1941 angeordnete Verhaftungsaktion, näheres erfahren zu haben. Auch zu der »entscheidenden Frage, wie weit in Paris das Schicksal der deportierten Juden unter den Angehörigen der Militärverwaltung bekannt gewesen sei«, konnte Bargatzky angeblich nichts weiter sagen: »Der Zeuge meinte, daß man damals in Paris an organisierte Massentötungen wohl nicht gedacht habe, sondern an einen Arbeitseinsatz der Juden unter solchen Bedingungen, daß ein Überleben unwahrscheinlich war.«¹²² Aber Bargatzky legte der Staatsanwaltschaft eine ausführliche Niederschrift vor, in der er seine Nürnberger eidesstattliche Erklärung zunächst aufrechterhielt (»selbst im Sommer 1944 [...] nicht die positive Gewißheit«), dann jedoch wörtlich fortfuhr, dem widerspreche es nicht, »daß in Kreisen des Militärbefehlshabers etwa ab 1942

121 Eidesstattliche Erklärung Bargatzky, 18.7.1948, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 158, Nr. 1665, Bl. 37. Siehe oben Anm. 113.

122 Vermerk Staatsanwaltschaft Köln, 16.6.1966, ZStL, 104 AR-Z 1670/61, Bd. VI, Bl. 792–798.

der Verdacht von Massentötungen an Juden im Osten aufgekommen« sei, und in der er nun erstmals den Vortrag Heydrichs im »Majestic« erwähnte, »zu dem ein beschränkter Kreis höherer Beamte[r] und Offiziere des Militärbefehlshabers geladen war und der sich u. a. mit Maßnahmen gegen Juden im Osten befaßte«. ¹²³ Den Zuhörern sei »die strengste Schweigepflicht auferlegt« worden, sein damaliger Vorgesetzter Bälz habe ihm »eine einzelne Einzelheit« wiedergeben: »Die Versuche, Juden in Gaswagen zu töten. Herr Bälz war von den Ausführungen Heydrichs in solchem Grade erschüttert, daß ich daraus noch auf sehr viel weitergehende Mitteilungen Heydrichs geschlossen habe, über die ich aber nichts näheres sagen kann.« ¹²⁴ Heydrich hätte demnach Anfang Mai 1942 in Paris über das Tötungsverfahren, das seit der Jahreswende 1941/42 von mehreren Einsatz- bzw. Sonderkommandos in der besetzten Sowjetunion erprobt worden war, oder über den gleichzeitig laufenden Mordprozeß im Vernichtungslager Chelmno berichtet, wo ebenfalls Gaswagen benutzt wurden. In seinen 1987 veröffentlichten Memoiren blieb Bargatzky bei dieser Darstellung, die er nun allerdings nachträglich mit genau jenen Details versah, die Ulrich Herbert zitiert und die eher einer Sekundärquelle entnommen sein dürften. ¹²⁵

Was immer Bargatzky bewogen haben mag, im Laufe der Jahre nicht nur ein »Versagen« der Militärverwaltung »in der Judentragödie« einzuräumen, ¹²⁶ sondern auch immer mehr »Wissen« über die »Endlösung« bei den Pariser Stäben zu konzedieren, läßt sich nicht ausmachen. ¹²⁷ Wichtiger wäre eine weitere Klärung der Frage, ob seine Erinnerungen an Heydrichs Ansprache in Paris – Erinnerungen, die wie gesagt aus späterer Kenntnis konkretisiert worden zu sein scheinen – im wesentlichen zuverlässig sind. Bargatzky war nach eigenen Angaben bei dem fraglichen Vortrag nicht anwesend, sondern bezog seine Informationen von Bälz. Dieser soll Heydrich aus Prag gekannt haben ¹²⁸ und hatte womöglich eigene Auskunftsquellen. Andere nach dem Krieg befragte Zeugen – wie der ehemalige Chefrichter des Militär-

123 Niederschrift Bargatzky, 7.6.1966 (wie Anm. 120).

124 Ebenda; vgl. Zeugenvernehmung Bargatzky, 26.11.1985, ZStL, 104 AR-Z 17/83.

125 Siehe oben Anm. 109.

126 Bargatzky, Hotel Majestic (wie Anm. 107), S. 96 f.; vgl. S. 98 f.

127 Gleichzeitig versuchte er weiterhin, ehemalige Angehörige der Militärverwaltung zu entlasten, gegen die wegen ihrer Beteiligung an der Deportation von Juden ermittelt wurde; s. Zeugenvernehmung Bargatzky, 26.11.1985 (wie Anm. 124).

128 Zeugenvernehmung Boetticher, 7.7.1966, ZStL, 104 AR-Z 1670/61, Bd. VI, Bl. 810–822.

befehlshabers, Dr. Hans Boetticher, der im Gegensatz zu Bargatzky selbst zu den Zuhörern der Rede Heydrichs gezählt hatte – konnten oder wollten Bargatzkys Aussage von 1966 nicht bestätigen.¹²⁹ Daß sie sich an Äußerungen Heydrichs über die Ermordung von Juden in Gaswagen nicht erinnerten, will nichts besagen, aber sie hielten solche öffentlichen Äußerungen auch für unwahrscheinlich, weil der Zweck von Heydrichs Besuch im Mai 1942 – die Installation eines Höheren SS- und Polizeiführers, die Schaffung eines guten Klimas für die Zusammenarbeit der Militärverwaltung mit Oberg sowie die Einleitung einer neuen Phase der deutsch-französischen Polizeikollaboration unter Zusage des Verzichts auf weitere Geislerschießungen – dem entgegenstanden hätte.¹³⁰ Andererseits hat Heydrich – einem Telegramm von Abetz' Stellvertreter Rudolf Schleier an das Auswärtige Amt zufolge – in seiner Besprechung mit dem französischen Polizeichef René Bousquet, die am 6. Mai stattfand, die baldige Deportation der in Drancy internierten staatenlosen Juden angekündigt.¹³¹ Ein weiterer Zeuge schließlich, Hans Crome, zum fraglichen Zeitpunkt Leiter der Abteilung Ic des Kommandostabs und damit im engsten Kreis des inzwischen ernannten Militärbefehlshabers Karl-Heinrich von Stülpnagel, gab 1966 auf die – durch Bargatzkys Aussage diktierte – Fragen des Ermittlers nach einem Vortrag Heydrichs vor höheren Beamten und Offizieren im Hotel Majestic folgendes an:

»An den Besuch Heydrich[s] kann ich mich erinnern. Ich kann mich auch erinnern, daß ich bei einem Gespräch zwischen Heydrich und dem General v. Stülpnagel mit anschließendem Essen zugegen war. An einen Vortrag im größeren Kreis kann ich mich nicht erinnern. Ich möchte glauben, daß das Gespräch sich im wesentlichen um die Übernahme der Aufgaben an die SS [sic] gedreht hatte.

129 Ebenda; allerdings schloß Boetticher nicht aus, daß Bälz in einem privaten Gespräch von Heydrich über Gaswagen informiert worden sein könnte. Vgl. auch Zeugenvernehmung Boetticher, 29.10.1949, BA, All.Proz. 21/217, Bl. 455–463; Zeugenvernehmung Kübler, 5.6.1966, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 158, Nr. 1553, Bl. 1934–1940; Zeugenvernehmung W. Ernst, 6.7.1966, ebenda, Bl. 1941–1947; Zeugenvernehmung Nährich, 18.7.1966, ZStL, 104 AR-Z 1670/61, Bd. VI, Bl. 834–849; Beschuldigtenvernehmung W. Ernst, 24.7.1975, ebenda, Bd. XIII, Bl. 2944–2954; Verantwortliche Vernehmung von Korff, 25.4.1977, HStA Düsseldorf, Gerichte Rep. 158, Nr. 1574, Bl. 6833–6840.

130 Zeugenvernehmung Boetticher, 7.7.1966 (wie Anm. 128).

131 Telegramm Schleier an AA, 11.9.1942, CDJC, DLXV-10, in: Klarsfeld, Vichy-Auschwitz (wie Anm. 2), S. 459. Vgl. Schleiers Aussage zum Besuch Heydrichs: Verhör Schleier, 3.9.1947, StA Nürnberg, Rep. 502, KV-Anklage, Interrogations, Nr. S 74.

Frage: Hat Heydrich damals nicht auch über Judenangelegenheiten gesprochen. Z.B. über Versuche, Juden in Gaswagen zu töten? (Quelle: Aussage Bargatzky [...]).

Antwort: Ich kann mit Bestimmtheit sagen, daß in meinem Beisein über Maßnahmen gegen Juden, Gaswagen u. dergl. nicht gesprochen worden ist. Ich halte es auch für unmöglich, daß in einem Vortrag vor einem größeren Kreis im Beisein von General v. Stülpnagel über derartige Fragen und Probleme gesprochen wurde.«¹³²

Daß Heydrich Anfang Mai 1942 in Paris – wie Herbert zusammenfaßt und wie inzwischen auch Longerich unterstellt – »über die bei der Wannsee-Konferenz getroffenen Vereinbarungen« informiert habe,¹³³ während Bargatzky den Inhalt des Vortrags erst rückblickend so einordnet hat¹³⁴ und seine Erinnerungen insgesamt als problematische Quelle bezeichnet werden müssen, kann also keineswegs als gesichertes historisches Faktum gelten, solange keine weiteren Belege dafür aufgefunden werden. Dabei wäre es – was Herbert und Longerich wissen müssen – von erheblicher Tragweite, wenn der Chef des Reichssicherheitshauptamts wenige Wochen vor seinem Tod tatsächlich ausgerechnet die Stäbe des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich in den wahren Charakter der »Endlösung« eingeweiht hätte.

Schlußbemerkung, Desiderate

Ich habe mich mit der historischen Fachliteratur hier so ausführlich auseinandergesetzt, weil sich hinter Fehlern und Ungenauigkeiten häufig Desiderate der Forschung verstecken. Auf solche Desiderate wollte ich im vorliegenden Beitrag hinweisen, und dazu bedurfte es der Aufklärung von Irrtümern. Allerdings wirft der fehlerhafte Umgang mit Dokumenten und leicht über-

132 Zeugenvernehmung Crome, 8.7.1966, ZStL, 104 AR-Z 1670/61, Bd. VI, Bl. 823–833.

133 Herbert, Die deutsche Militärverwaltung (wie Anm. 70), S. 205; Longerich (wie Anm. 45), S. 495: »Anfang Mai war Heydrich persönlich in Paris erschienen und hatte über das Ziel der Deportationen keinen Zweifel gelassen, als er in einem kleineren Kreis in groben Zügen über die bisherige Vernichtungspolitik informierte; es seien »größere, zahlenmäßig ergiebiger« Lösungen in Vorbereitung, über »die Gesamtheit der europäischen Juden« sei »das Todesurteil« gesprochen.« Diese Darstellung ist durch nichts mehr gedeckt; der letzte Halbsatz, der Bargatzkys eigene Schlußfolgerung bildet, wird im Anschluß an Herbert so zitiert, als habe Heydrich selbst ihn geäußert.

134 Siehe oben Anm. 109 (»beschlossen auf der »Wannsee-Konferenz« vom Januar 1942, wie man nach dem Krieg erfährt«).

prüfbaren Fakten im Bereich der Historiographie über die »Endlösung« die Frage auf, wie es um die wissenschaftlichen Maßstäbe und die professionellen Überprüfungsverfahren bestellt ist. Vielleicht rührt die ganze Misere daher, daß tausendseitige Druckwerke, die im übrigen ihre Verdienste haben mögen, ohnehin von niemandem mehr gründlich gelesen werden – jedenfalls von niemandem, dem die Mängel auffallen würden. So bleibt der Eindruck zurück, als würden die Inhalte zunehmend gleichgültiger. Mir scheint dies eine Tendenz in der jüngeren NS-Forschung der Bundesrepublik zu sein, über die aus fachlichen wie aus politischen Gründen an anderer Stelle zu diskutieren wäre.

Die Deportation der Juden aus Frankreich begann früher als im übrigen Westeuropa. Die zur Zeit verfügbaren Quellen und die vorliegenden Veröffentlichungen lassen viele Fragen nach den Gründen weiterhin offen. Möglicherweise wurden sie bislang nicht gestellt, weil man den Gegenstand für hinreichend erforscht hielt und sich mit Referaten aus zweiter Hand begnügt hat. Um die Bedeutung dieser Fragen für die allgemeine Diskussion um den Beginn der »Endlösung« hervorzuheben, möchte ich die klärungsbedürftigen Punkte abschließend noch einmal zusammenfassen:

- Läßt sich Himmlers frühe Zusage zur Deportation der in Frankreich bereits internierten Juden, die angeblich am 16. September 1941 gegeben wurde, durch weitere Dokumente belegen? Warum entschied die NS-Führung derart frühzeitig über Transporte aus Frankreich? Ging dies auf die Vorgaben der Militärverwaltung zurück, die seit dem Frühjahr 1941 Verhaftungen und Lagerinternierungen im besetzten Gebiet angeordnet hatte?
- In welchem größeren Entscheidungszusammenhang zur »Endlösung« kam der Vorschlag des Militärbefehlshabers in Frankreich an das Oberkommando des Heeres von Anfang Dezember 1941 zustande, anstelle der Massenerschießungen französischer Geiseln künftig Juden und Kommunisten »nach dem Osten« zu deportieren? Sind die ersten Transporte aus Frankreich ab März 1942, die in Verbindung mit »Sühnemaßnahmen« der Militärverwaltung angeordnet wurden, außerhalb der Programms der »Endlösung« zu sehen?
- Läßt sich aufklären, ob Heydrich bei seinem Besuch in Paris Anfang Mai 1942 die Dimension der »Endlösung der Judenfrage«, wie sie auf der Wannsee-Konferenz besprochen wurde, gegenüber hochrangigen deutschen Militärs offengelegt hat?

Peter Schöttler
Eine Art ›Generalplan West‹.
Die Stuckart-Denkschrift vom
14. Juni 1940 und die Planungen
für eine neue deutsch-französische
Grenze im Zweiten Weltkrieg

DER rasche Zusammenbruch der französischen Front im Frühsommer 1940 kam sogar für die deutsche Armee überraschend: Die »seltsame Niederlage« der französischen Republik (Marc Bloch) nahm ihren Lauf. Doch während die schnelle Besetzung Hollands und Belgiens schon vor dem Angriff »geplant« war, bedurfte die Sicherung des französischen Territoriums umfassender Verwaltungsmaßnahmen. Dabei konnte sich das deutsche Oberkommando (OKW) auf frühere Überlegungen und »Wunschlisten« stützen, musste aber auch Entwicklungen am Ort sowie die außenpolitische Gesamtkonstellation berücksichtigen. Vor allem zeigte sich, dass Hitler selbst keine festen Vorstellungen davon hatte, welche Rolle das besiegte Frankreich im weiteren Kriegsverlauf spielen sollte. Sollte es als Staat vollständig zerschlagen oder wenigstens solange geknebelt werden, bis auch England besiegt wäre? Oder sollte die französische Regierung für eine Zusammenarbeit, eine »Kollaboration« mit dem NS-Regime, ja vielleicht sogar für ein militärisches Bündnis gegen England gewonnen werden?

Bekanntlich hat sich Hitler weder für das eine noch das andere entschieden, auch wenn vieles für die These spricht, dass er sich nach einem »Endsieg« die Gelegenheit zur dauerhaften Vernichtung des »gefährlichsten Gegners« und »unerbittlichen Todfeindes des deutschen Volkes« nicht hätte entgehen lassen.¹

1 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München 1937, S. 699. Für weitere Belege siehe Eberhard Jäckel, *Frankreich in Hitlers Europa. Die deutsche Frankreichpolitik im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 1966, S. 13 ff.

Doch zunächst ließ er sowohl das OKW als auch die Pétain-Regierung – und erst Recht die übrige Welt – weitgehend im Unklaren, so dass sich im Laufe des Krieges unterschiedliche, ja widersprüchliche Strategien abzulösen schienen. Deren gemeinsamer Nenner bestand allerdings stets aus einer Kombination von militärischer Ausdehnung, ökonomischer Ausbeutung und antisemitischer Verfolgung.

Frankreich wird zerstückelt

Als ein Symptom dieser strategischen Unklarheit lassen sich die verschiedenen Grenzlinien betrachten, die seit dem Sommer 1940 das französische Territorium durchzogen. Während die faktische Annexion von ›Elsaß-Lothringen‹ (oder auch der ostbelgischen Kantone um Eupen und Malmedy) als eine bloße Wiederherstellung der Zustände vor 1918 erschien, gaben vor allem die innerfranzösischen Grenzziehungen den Zeitgenossen Rätsel auf. Nach dem Waffenstillstand vom 22. Juni 1940² entstanden in der Tat mehrere völlig neue Grenzverläufe, die ganz Frankreich in ›Zonen‹ oder ›Gebiete‹ aufteilten, zwischen denen jeder Übergang streng kontrolliert und häufig gänzlich verboten wurde. Die wichtigste dieser Grenzen war die sogenannte ›Demarkationslinie‹, die das besetzte vom unbesetzten Frankreich hermetisch abriegelte.³ Sie begann in den Pyrenäen und zog sich von dort – der Küste entlang – östlich von Bordeaux, Angoulême und Poitiers nach Norden; südlich von Tours bog sie nach Osten ab, von wo sie, an Moulins und Chalons-sur-Saône vorbei, in der Nähe von Genf die Schweizer Grenze erreichte. Jenseits dieser Linie, die wie eine Staatsgrenze von Polizei und Armee befestigt und bewacht wurde, lag die sogenannte *zone libre*, die bis zur Befreiung von der Regierung in Vichy verwaltet wurde. Um diese Grenze zu übertreten, mußte man einen Passierschein beantragen, der nur privilegierten Bevölkerungsgruppen erteilt wurde. Juden, zum Beispiel, durften grundsätzlich nicht in die ›besetzte Zone‹ einreisen. Je nach politischer

2 Text in: Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik, Serie D, Bd. IX, Dok. 523, Frankfurt/M. 1962, S. 554–558; Hermann Böhme, Der deutsch-französische Waffenstillstand im Zweiten Weltkrieg. Entstehung und Grundlagen des Waffenstillstandes von 1940, Stuttgart 1966, S. 364–367.

3 Vgl. zuletzt Eric Alary, La ligne de démarcation 1940–1944, Paris 2003. Die Linie war ca. 1200 km lang und durchschnitt 13 Départements. Im unbesetzten Teil Frankreichs lagen 34 Départements, im besetzten 41.

Konstellation nutzten die deutschen Behörden die Ausgabe von Passierscheinen als Druckmittel gegenüber einzelnen Bürgern oder der Pétain-Regierung, die aus nationalen ebenso wie aus ökonomischen Gründen darum bemüht war, ein Auseinanderdriften der beiden Zonen zu verhindern.⁴ Daher wurde die illegale, meist nächtliche Überschreitung der Grenze und der ständige Schmuggel von Personen oder Gütern zu einer der ersten Formen des Widerstandes gegen das Besatzungsregime.

Neben dieser Linie, die Norden und Süden bzw. Küste und Inland trennte, gab es noch weitere Grenzen, die Frankreich durchzogen: Da war zum einen die Grenze, die *innerhalb* des besetzten Nordens zwei Departements umfaßte (*Nord* und *Pas-de-Calais*), welche nicht dem Militärbefehlshaber Frankreich, sondern seinem Brüsseler Pendant unterstellt waren. Außerdem gab es eine Zone im Südosten Frankreichs (inklusive Korsika), die von Vichy abgetrennt und durch Italien besetzt wurde. Die Bildung einer eigenen Militärverwaltung ›Belgien und Nordfrankreich‹ hatte sich zwar anfänglich aus der Kriegsentwicklung ergeben und ließ sich anschließend noch eine zeitlang mit der Vorbereitung des ›Unternehmens Seelöwe‹ begründen, doch schon den Zeitgenossen fiel auf, dass ausgerechnet der ›flämische‹ Teil Frankreichs abgetrennt und – zusammen mit Belgien – einer mehr oder weniger systematischen Germanisierungspolitik ausgesetzt wurde. Sollten diese Departements also ›annexionsreif‹ gemacht werden?⁵

Noch eine weitere Grenze gab Rätsel auf, weil sie am wenigsten militärische Bedeutung zu haben schien: die sogenannte ›Nord-Ost-Linie‹, die kurz nach dem Waffenstillstand eingeführt und anfangs ebenso scharf bewacht wurde wie die vier übrigen (Demarkationslinie, Grenze zu Nordfrankreich-Belgien, Grenze zu Elsaß-Lothringen, Grenze zur italienischen Zone): Sie begann an der Mündung der Somme in den Ärmelkanal und verlief am Nordrand des Pariser Beckens und der Champagne entlang bis zu den Argonnen; von dort bog sie nach Süden ab und durchquerte westlich der Franche-Comté die Bourgogne, wo sie auf die Demarkationslinie zur unbesetzten Zone stieß, mit der sie gemeinsam die Schweizer Grenze erreichte

4 Um sich eine vage Vorstellung vom Alltag an der Demarkationslinie und den Ungewissheiten dieser Passierscheinerteilung zu machen, erinnere man sich nur an die Passierschein-Politik der DDR oder – heute – an die Schikanen der israelischen Besatzer gegenüber den Palästinensern.

5 Vgl. zuletzt Etienne Dejonghe/Yves Le Maner, *Le Nord-Pas-de-Calais dans la main allemande*, Lille 1999.

(siehe Karte). Östlich dieser Grenze lagen zwei Sperrgebiete: die *zone interdite* und die *zone réservée*, deren Sinn und Zweck kaum je erläutert wurde. Handelte es sich nur um einen provisorischen Grenzgürtel zum besseren Schutz der *de facto* annektierten Gebiete (Elsaß, Lothringen, Luxemburg) sowie der möglicherweise zur Annexion vorgesehenen Gebiete (Belgien und ›Nordfrankreich‹)? Oder bereiteten die Deutschen damit eine Annexion des gesamten östlichen Frankreich vor? War dies etwa der Grund, warum die Nordostlinie auch ›Führer-Linie‹ genannt wurde?

Darüber ist schon damals viel spekuliert worden, und die französischen Vertreter bei der Waffenstillstandskommission in Wiesbaden wurden nicht müde, gegen den geheimnisvollen Sonderstatus dieser Sperrzone zu protestieren.⁶ Auch Vichy war nämlich nicht verborgen geblieben, dass in den nördlichen und östlichen Grenzregionen, aus denen im Winter und Frühjahr 1940 Hunderttausende von Menschen evakuiert wurden (vor allem im Bereich der befestigten ›Maginot-Linie‹) oder vor dem Einmarsch der Deutschen geflohen waren, eine schleichende Transformation einsetzte: Da nur ein Teil der Flüchtlinge zurückkehren konnte, wollte oder durfte, standen Tausende von Dörfern und Bauernhöfen leer. Die Bergwerke drohten abzusinken, die lothringische Stahlindustrie kam zum Erliegen. Die Besatzungsmacht wollte alles wieder in Gang bringen, die Rückkehr der Bevölkerung jedoch nach Kriterien ›völkischer‹ Homogenität kontrollieren. Die als ›deutsch‹ geltenden Elsässer und Lothringer wurden privilegiert, ja geradezu umworben und systematisch aus ihren Zufluchtsorten im französischen Südwesten zurückgeholt. Dagegen durften Bauern, die als ›französischstämmig‹ galten, nicht auf ihre Höfe zurück. Deren Verwaltung wurde statt dessen von einer deutschen Treuhandgesellschaft übernommen, die bereits in Polen aktiv war und den Namen ›Ostland‹ trug (ab 1942 hieß sie ›Reichsland‹).⁷ Eigenen

6 Vgl. La délégation française de la commission allemande d'armistice. Recueil de documents publié par le gouvernement français, 5 Bde., Paris 1947–1957; Bd. II, S. 535 ff.; III, S. 111; IV, S. 192 f., 348 ff., 386 f. Aus der regionalhistorischen Literatur siehe bes. Jean-Marie Fossier, *Zone interdite. Nord/Pas-de-Calais, mai 1940–mai 1945*, Paris 1977. Allg. zur Besatzungspolitik und Zerstückelung des Territoriums vgl. Marc Olivier Baruch, *Das Vichy-Regime. Frankreich 1940–1944*, Stuttgart 1999, S. 69 ff.; Rita Thalmann, *Gleichschaltung in Frankreich 1940–1944*, Hamburg 1999, S. 16 ff. Übrigens bezeichnet in vielen Darstellungen und Dokumenten das Wort ›zone interdite‹ meist das gesamte Sperrgebiet, einschließlich der ›zone réservée‹.

7 Vgl. Jacques Mièvre, *L'›Ostland‹ en France durant la seconde guerre mondiale. Une tentative de colonisation agraire allemande en zone interdite*, Nancy 1973.

Angaben zufolge bewirtschaftete sie 1941 etwa 8900 Güter und Höfe, wobei als Arbeitskräfte anfangs vor allem französische Kriegsgefangene, später polnische Zwangsarbeiter (»Umsiedler« aus dem Warthegau) und zeitweilig sogar jüdische Gefangene eingesetzt wurden.⁸ In dem zunächst als »zone réservée« bezeichneten Gebiet kam es außerdem ab Herbst 1940 auf Betreiben des saarpfälzischen Gauleiters Bürckel zu massenhaften »Abschiebungen« von Franzosen und zur schrittweisen Ansiedlung von »Volksdeutschen« – Ansätze einer »Germanisierung«, die schon von den Zeitgenossen mit der »völkischen Neuordnung« in Polen verglichen wurde.⁹

Eine Denkschrift verschwindet

Im Zusammenhang mit dieser eigentümlichen Nordostgrenze wird in der Forschungsliteratur – schon seit den fünfziger Jahren¹⁰ – immer wieder auf ein geheimes Dokument über die deutsch-französische Grenze verwiesen, von dem es in der Regel heißt, das es leider verschollen sei, weshalb sich sein Inhalt nur indirekt – aufgrund späterer Zeugenaussagen – erschließen lasse.¹¹ Hitler selbst habe die Anweisung erteilt, »in dieser ganzen Angelegenheit möglichst kein Papier entstehen zu lassen«.¹² Gemeint ist eine Denkschrift, die Wilhelm Stuckart, Staatssekretär im Reichsinnenministerium und

8 Ebenda, S. 75 ff. Siehe auch den nach dem Krieg verfassten (apologetischen) Bericht von [Bernhard] Wermke: Einsatz der Reichsgesellschaft für Landbewirtschaftung in Frankreich, S. 4.; Bundesarchiv, Militärarchiv Freiburg (BArch-MF), Kleine Erwerbungen, Nr. 560, Bl. 1–34. Wermke leitete die französische Abteilung der »Ostland«.

9 Vgl. Uwe Mai, Ländlicher Wiederaufbau in der »Westmark« im Zweiten Weltkrieg, Kaiserslautern 1993, S. 47 ff.; ders., »Rasse und Raum«. Agrarpolitik, Sozial- und Raumplanung im NS-Staat, Paderborn 2002, S. 295 ff. u. 320 ff. Zu den Verbindungen zwischen Germanisierungspolitik und Westforschung siehe demnächst Wolfgang Freund, Volk, Reich und Westgrenze: Wissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945, phil. Diss., Saarbrücken 2002 (im Druck). Zu den daraus resultierenden Konflikten mit der deutschen Besatzungspolitik vgl. Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn 1996, S. 265 ff.

10 Vgl. Paul Kluge, Nationalsozialistische Europaideologie, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 3 (1955), S. 240–275, hier: S. 252.

11 Vgl. Jäckel (wie Anm. 1), S. 47, Anm. 4.

12 Zit. ebenda, S. 47, Anm. 4, sowie Hans Umbreit, Der Militärbefehlshaber in Frankreich 1940–1944, Boppard 1968, S. 54.

zuständig für die Reichsverwaltung¹³, im Juni 1940 für Hitler ausarbeitete. In der bis heute vielzitierten Darstellung von Jäckel heißt es zum Beispiel, dass Hitler, als sich der Sieg im Westen abzeichnete, »den Staatssekretär im Innenministerium, Stuckart, [angewiesen habe], eine Ausarbeitung über die künftige deutsche Westgrenze vorzulegen. Sie verlief nach seinen eigenen Angaben von der Küste in Flandern über die Ardennen und die Argonnen bis zum Plateau von Langres und entsprach damit seiner wiederholt geäußerten Absicht, auf den Westfälischen Frieden von 1648 oder den spätmittelalterlichen Verlauf der Reichsgrenze zurückzugehen. Stuckart sollte einen geschichtlichen Überblick über die bisherige Entwicklung der Grenze im Westen geben und die Auswirkungen der projektierten Grenzverschiebung darlegen.«¹⁴ Da die vorgeschlagenen Annexionen dem Führer nicht weit genug gingen, mußte Stuckart die Denkschrift sogar noch einmal überarbeiten. Wie der zuständige Ministerialrat, Hans Globke, im Vorfeld der Nürnberger Prozesse berichtete, verlief die neue Grenze »etwa von der Mündung der Somme, ostwärts am Nordrand des Pariser Beckens und der Champagne entlang bis zu den Argonnen, bog dort nach Süden ab und ging weiter über Burgund und westlich der Franche-Comté bis zum Genfer See«.¹⁵ Tatsächlich lässt sich dieser vorgeschlagene Grenzverlauf anhand *einer* der von Stuckart beigelegten Karten, die sich in den Akten der deutsch-franzö-

13 Zur Rolle und Karriere von Wilhelm Stuckart (1902–1953), NSDAP-Mitglied seit 1922, SS-Mitglied seit 1936 (zuletzt Obergruppenführer), Teilnehmer der Wannsee-Konferenz und zuletzt Reichsinnenminister in der Regierung Dönitz, vgl. bes. Dieter Rebentisch, *Führerstaat und Verwaltung im Zweiten Weltkrieg. Verfassungsentwicklung und Verwaltungspolitik 1939–1945*, Stuttgart 1989, S. 105 ff.; ders., *Die Staatssekretäre im Reichsministerium des Innern 1933–1945*, in: Wolfgang Michalka (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg. Analysen – Grundzüge – Forschungsbilanz*, München 1989, S. 260–274.

14 Jäckel (wie Anm. 1), S. 46 f.

15 Zit. ebenda, S. 47. Das Zitat entstammt der Vernehmung Globkes durch einen französischen Offizier am 13.10.1945 (Internationaler Militärgerichtshof [IMT], Bd. XXXVII, Nürnberg 1949, S. 222 f.). Im Plädoyer des stellvertretenden französischen Hauptanklägers, Edgar Faure, wurden 1946 diese Aussagen als Beweise für die deutschen Annexionspläne gegenüber Frankreich zitiert (ebenda, Bd. VI, S. 472). Bekanntlich wurde Globke (1898–1973) später Adenauers Intimus und Staatssekretär im Bundeskanzleramt. Vgl. John P. Teschke, *Hitler's Legacy. West Germany Confronts the Aftermath of the Third Reich*, Bern u. a. 1999, S. 173 ff.

sischen Waffenstillstandskommission erhalten hat¹⁶, genau verfolgen: Er stimmt weitgehend mit der realisierten Nordostlinie überein.¹⁷

In der parallel zu Jäckel publizierten Darstellung von Hermann Böhme, der 1940 als Chef des Stabes der Waffenstillstandskommission die Stuckart-Denkschrift selbst gelesen hatte, wird dieses Bild bestätigt. Böhme erinnert sich, dass die »sehr umfängliche« Denkschrift, die »in ängstlicher Absicherung vor dem Auswärtigen Amt und den anderen Reichsressorts« entstanden sei, ihre Annexionsvorschläge damit begründete, dass die nördlichen und östlichen Teile Frankreichs sowohl historisch wie geographisch »nicht zu West-, sondern zu Mitteleuropa und damit zum Reich gehörten«.¹⁸ Bis auf kleine Korrekturen, die »aus Gründen der einfacheren Überwachung« vorgenommen wurden, habe sich die von Stuckart – auf Anweisung Hitlers – vorgezeichnete Grenze mit der »Nordostlinie« gedeckt.¹⁹

Alle späteren Untersuchungen zur deutschen Expansions- und Okkupationspolitik im Westen – Umbreit (1968), de Jonghe (1972), Kettenacker (1973), Wagner (1974) usw. – haben sich hinsichtlich der geheimen Denkschrift im wesentlichen auf Jäckel und Böhme gestützt: Das Dokument selbst blieb dagegen verschollen.²⁰ Noch 1988 sprach Umbreit im Rahmen der

16 Umbreit zufolge handelt es sich »vermutlich um eine Kopie, die sich die [Waffenstillstands-]Kommission für ihre Zwecke anfertigte« (ders., Auf dem Weg zur Kontinentalherrschaft, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 5, Teil 1, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1988, S. 129, Anm. 488). Die Originalkarten wurden aus Geheimhaltungsgründen nach Berlin zurückgeschickt.

17 BArch-MF, RW 34/v.9. Vgl. auch Jäckel (wie Anm. 1), S. 47, Anm. 8. Diese Karte liegt auch der bei Umbreit, Kontinentalherrschaft (wie Anm. 16), S. 66, veröffentlichten Abbildung zugrunde. Vgl. außerdem Robert Specklin, La frontière franco-allemande dans les projets d'Adolf Hitler, in: Recherches géographiques à Strasbourg, H. 24, 1986, S. 5–26 (S. 25); Michael Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die »Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften« 1931–1945, Baden-Baden 1999, S. 710 (nach Specklin).

18 Böhme (wie Anm. 2), S. 250 u. 259.

19 Ebenda, S. 260.

20 Umbreit, Militärbefehlshaber (wie Anm. 12), S. 54 u. 73–77; Albert de Jonghe, Hitler en het politieke lot van België (1940–1944). De vestiging van een zivilvervalting in België en Noord-Frankrijk, Bd. 1, Antwerpen 1972, S. 49; Lothar Kettenacker, Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß, Stuttgart 1973, S. 296; Wilfried Wagner, Belgien in der deutschen Politik während des Zweiten Weltkrieges, Boppard 1974, S. 172; Hans Umbreit, Der Kampf um die Vormachtstellung in Westeuropa, in: Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 2, hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1979, S. 322. Vgl. auch Rebutisch, Führerstaat und Verwaltung (wie Anm. 13), S. 214f.

vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt veröffentlichen Kriegs- und Okkupationsgeschichte von »Stuckarts bisher nicht aufgefundene[r] Ausarbeitung«.²¹

Nachdem schon Kettenacker als erster die Vermutung geäußert hatte, dass sich die von Stuckart projektierte Neuregelung der Westgrenze auf wissenschaftliche Vorarbeiten der sogenannten *Westdeutschen Forschungsgemeinschaft* (WFG) gestützt haben könnte²², haben sich in den 1990er Jahren vor allem Wissenschaftshistoriker für die Denkschrift interessiert. Denn mit ihrer Hilfe ließ sich möglicherweise ein Zusammenhang nachweisen zwischen den »völkischen« Wissenschaftsprojekten und der historisch-geographischen Grenzforschung der 20er und 30er Jahre – siehe etwa das große *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums* (3 Bde., 1933–1941) –, und der konkreten Annexionspolitik während des Krieges. Aber auch Karen Schönwälder konnte in ihrer Studie über die deutschen Historiker und die NS-Außenpolitik das Rätsel nicht lösen.²³ Einige Jahre zuvor hatte der französische Geograph Robert Specklin an entlegener Stelle fast einen ganzen Aufsatz der verlorenen Denkschrift gewidmet, wobei er – noch vor Umbreit – die in den Akten der Waffenstillstandskommission erhaltene Karte veröffentlichte.²⁴ Schließlich hat dann Michael Fahlbusch, unter Berufung auf Specklin, das Geheimnis der Denkschrift dadurch zu lüften gemeint, dass er den Freiburger Geographen Friedrich Metz²⁵ zu ihrem wahren Verfasser erklärte.²⁶ Vielleicht sei das Papier aber auch aus mehreren Texten von Metz zusammengestellt worden.²⁷ Auf jeden Fall hätten Stuckart und Hitler Metzens Vorschläge für eine neue Westgrenze übernommen und »zum Dogma« erhoben.²⁸

21 Umbreit, *Kontinentalherrschaft* (wie Anm. 16), S. 129, Anm. 488.

22 Kettenacker (wie Anm. 20), S. 51 u. 296.

23 Karen Schönwälder, *Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus*, Frankfurt/New York 1992, S. 175 u. 348.

24 Specklin (wie Anm. 17), S. 9 ff.

25 Zu Metz vgl. Anm. 45.

26 Fahlbusch (wie Anm. 17), S. 474. Zu dieser Hypothese siehe weiter unten.

27 Ebenda, S. 708.

28 Ebenda, S. 711.

...und taucht wieder auf

Im Nachhinein muten alle diese Spekulationen und die jahrzehntelange Suche nach dem verlorenen Dokument etwas kurios an. Selbst die gewissenhaftesten Forscher lesen die Sekundärliteratur eben nicht immer mit der nötigen Sorgfalt. Allzu häufig verhalten wir uns wie die Polizei in Poes berühmter Novelle und übersehen den »gestohlenen Brief«, obwohl er für jeden sichtbar an der Wand hängt. So war auch die ominöse Denkschrift in Wahrheit keineswegs verloren, sondern lediglich an ungewöhnlicher Stelle archiviert – und im wesentlichen sogar seit 1962 gedruckt! Jäckel, Böhme und all die anderen hätten sie also längst lesen können. Außerdem gab es seit einigen Jahren Hinweise auf den Fundort, die jedoch niemand beachtete. So veröffentlichte 1990 der inzwischen verstorbene DDR-Historiker Ludwig Nestler in seiner in der Reihe *Europa unterm Hakenkreuz* erschienenen Dokumentation einen längeren Auszug – mit genauer Quellenangabe.²⁹ Auch der Verfasser dieser Zeilen zitierte 1997 aus der Denkschrift³⁰, wobei er als Quellen sowohl Nestler als auch jenes Buch angab, in dem der Text erstmals gedruckt wurde, nämlich die Memoiren des englischen Journalisten Sefton Delmer: *Die Deutschen und ich*.³¹ Diese Memoiren führten ihn auf die Spuren des Manuskripts, das wir im folgenden publizieren.

Sefton (genannt: Tom) Delmer (1904–1979) war einer der bekanntesten Reporter der englischen Boulevardzeitung *Daily Express*. Er hatte einen Teil seiner Kindheit in Berlin verbracht und war deshalb zweisprachig. Als Deutschland-Korrespondent lernte er in den 20er und 30er Jahren Hitler und andere Nazigrößen persönlich kennen, begleitete sie auf Reisen, führte zahlreiche Interviews. Während des Krieges arbeitete er für den britischen Geheimdienst und gründete den »Soldatensender Calais«. 1946 kam er wieder nach Berlin, und bei einem Streifzug durch die zerbombte Reichkanzlei bot ihm ein »alter Berliner Bauarbeiter, der dort den Schutt wegräumte, [...] ein Dokument an, das er gefunden und weggesteckt hatte. »Wat ganz extra Feines!« erklärte er. »Für'n Päckchen englische Zigaretten können se't

29 Ludwig Nestler unter Mitarbeit von Friedel Schulz (Hg.), *Die faschistische Okkupationspolitik in Frankreich (1940–1944)* (= *Europa unterm Hakenkreuz* Bd. 3), Berlin 1990, S. 111–113.

30 Peter Schöttler, *Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive*, in: ders. (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, Frankfurt/Main 1997, S. 215 f. und 245.

31 Sefton Delmer, *Die Deutschen und ich*, Hamburg 1962, S. 768–790.

ham.«³² Nachdem Delmer einen Blick auf das verschmutzte Manuskript geworfen hatte, reichte er dem Mann sofort *zwei* Schachteln: »Denn das Dokument, das das Datum vom 14. Juni 1940 trug, war nichts Geringeres als der 39 Seiten starke für den Führer vorbereitete Entwurf, in dem alle Gebietsabtretungen aufgeführt wurden, die man am Ende des Krieges von dem besiegten Frankreich zu fordern gedachte. Diesem Plan zufolge sollte Frankreich die Kanalküste bis nach Calais und das gesamte Industriegebiet im Nordosten abtreten sowie einen langen Streifen im Südosten bis zur Schweizer Grenze. Das Dokument, das mit den besonders großen Spezialtypen für die ermüdeten Augen des Führers geschrieben war, trug die Unterschrift von Dr. Wilhelm Stuckart, Staatssekretär im Ministerium des Innern.«³³

Für Delmer war die Denkschrift zunächst nur eine Trophäe, die er aus dem besiegten Berlin zurückbrachte. Ein paar Jahre später schenkte er sie seinem Verleger, Lord Beaverbrook, zum 80. Geburtstag.³⁴ Doch um 1960 wurde die internationale Öffentlichkeit – nicht zuletzt aufgrund einer Kampagne der DDR – auf die NS-Vergangenheit des zum Adenauer-Intimus aufgestiegenen Globke aufmerksam.³⁵ Neben Globkes Mitwirkung an den Nürnberger Rassegesetzen und anderen Unterdrückungsmaßnahmen spielte dabei seine Mitarbeit an den Annexionsplänen im Westen eine Rolle.³⁶ Wohl deshalb veröffentlichte Delmer im Anhang seiner Memoiren die seinerzeit in Berlin erworbene Denkschrift³⁷, wobei sein Verleger, Henri Nannen, den Bonner Staatssekretär zuvor noch um eine Stellungnahme bat. Globke antwortete sofort, aber – wie immer – ausweichend: Zwar treffe es zu, dass er »im Geschäftsbereich des Generalbevollmächtigten für die Reichsverwaltung« für den Friedensvertrag mit Frankreich zuständig gewesen sei, doch diese Aufgabe sei ihm erst »Anfang Juli 1940« übertragen worden. Auch

32 Ebenda, S. 667.

33 Ebenda.

34 Ebenda. Zur Biographie von William Maxwell Aitken (1879–1964), der 1918 geadelt wurde, vgl. Anne Chisholm/Michael Davie, Lord Beaverbrook. A Life, New York 1992.

35 Vgl. Norbert Jacobs, Der Streit um Dr. Hans Globke in der öffentlichen Meinung der Bundesrepublik Deutschland 1949–1973, phil. Diss., Bonn 1992.

36 Vgl. etwa: Globke und die Ausrottung der Juden. Über die verbrecherische Vergangenheit des Staatssekretärs im Amt des Bundeskanzlers Adenauer, hg. vom Ausschuss für Deutsche Einheit, Berlin 1960; Globke, der Bürokrat des Todes. Eine Dokumentation über die Blutschuld des höchsten Bonner Staatsbeamten bei der Ausrottung der Juden [dreisprachig], hg. vom Ausschuss für Deutsche Einheit, Berlin 1962, sowie bes. Reinhard-M. Strecker (Hg.), Dr. Hans Globke. Aktenauszüge. Dokumente, Hamburg 1961, S. 236–240.

37 Delmer besaß zu diesem Zeitpunkt nicht mehr das Original, sondern stützte sich auf eine Fotokopie, die er sich hatte machen lassen (Delmer, wie Anm. 31, S. 790).

habe es im Reichsinnenministerium noch »einen anderen Referenten« für denselben Bereich gegeben. Ferner sei es zwar richtig, »daß mir wie vielen anderen Beamten des Reichsministerium des Innern bekannt war, daß Hitler persönlich Staatssekretär Stuckart den Auftrag erteilt hat, eine Aufzeichnung über die Grenzziehung zwischen Deutschland und Frankreich zu machen. Nach Mitteilung von Staatssekretär Stuckart hat Hitler dabei den Verlauf der Grenze selbst bestimmt. Meines Erachtens sind aber diese utopischen Pläne schon damals von niemandem außer von Hitler ernstgenommen worden.« Im übrigen lasse sich allein schon aus der Datierung der Denkschrift »ersehen«, dass er damit nichts zu tun gehabt habe.³⁸ Dies war natürlich, wie wir noch sehen werden, eine äußerst wacklige Behauptung, denn schon vor dem 1. Juli war Globke im Innenministerium für »Westfragen« zuständig gewesen. Die Ausrede diene offenbar dem Zweck, angesichts des unmittelbar bevorstehenden deutsch-französischen Freundschaftsvertrages – im Januar 1963 leisteten Adenauer und de Gaulle ihre Unterschriften – jede Mitverantwortung eines hohen Bonner Beamten für die Annexionsplanungen von 1940 abzustreiten.

Nach der Lektüre von Delmers Memoiren war es nicht sonderlich schwer, das Originaldokument wiederzufinden. Der Autor selbst hatte die »Bonar Law-Bennett-Bibliothek in der Universität von New Brunswick« als Aufbewahrungsort genannt.³⁹ Auch wenn sich der Name der Bibliothek inzwischen geändert hat, genügte ein Blick ins Verzeichnis nordamerikanischer Bibliotheken und ein Brief, um fündig zu werden. Lord Beaverbrook vermachte in der Tat seine Papiere der Universität seines Heimatstaates New Brunswick in Fredericton N.B., wo sie heute in der *Harriet Irving Library* zugänglich sind. Von dort erhielt ich eine Fotokopie sowie eine genaue Beschreibung des Dokuments.⁴⁰ Aus beidem ergibt sich, dass es sich nicht um

38 Brief Globkes an den Nannen-Verlag v. 20.9.1962, abgedruckt in: Delmer (wie Anm. 31), S. 791; vgl. auch ebenda, S. 767.

39 Ebenda.

40 Diese Beschreibung der äußeren Beschaffenheit durch die Universitätsarchivarin Mary Flagg lautet wie folgt: »The document is bound in black buckram and the cover measures 30 cm x 21 cm. There are three end papers before the text. These pages do not have watermarks. [...] The titel is very dirty and the paper is pitted near the bottom as if sand or gravel had been ground into it. At the lower right is a stain which continues along the edge of the document to the last page where it is more severe. The paper measures 29,5 cm x 20,5 cm and has the same watermark throughout: J. W. ZANDERS B. GLADBACH NORMAL 3 BEHÖRDENEIGENTUM. [...] In the original, page 35 was bound after page 23.« Brief an den Verfasser v. 1.5.1995.

eine der Abschriften handelt, die im Lauf des Sommers 1940 an ausgewählte Personen oder Behörden (Göring, Himmler, das OKW, die Waffenstillstandskommission usw.) geschickt wurden. Denn das Dokument enthält keinerlei Paraphen oder Vermerke.⁴¹ Vielmehr haben wir es offensichtlich mit dem von Stuckart unterzeichneten Original zu tun, das – in schwarzes Leinen gebunden – Hitler persönlich vorlag und anschließend in der Reichskanzlei unter Verschluss blieb. Daher ist anzunehmen, dass die roten Bleistiftunterstreichungen, die in unserer Edition entsprechend gekennzeichnet sind, von Hitler selbst stammen.

Hypothesen zur Lektüre

Da nun die Denkschrift identifiziert ist, ergeben sich sofort viele Fragen: Worauf zielte sie? Mit welchen Argumenten? Und inwieweit entsprach das darin entworfene Programm den bislang bekannten Strategien der NS-Politik? Schließlich: Gibt es konkrete Hinweise auf den wahren Verfasser? Im folgenden kann auf diese und andere Fragen natürlich nur kurz und skizzenhaft eingegangen werden. Auch lassen sich nach wie vor eher Hypothesen formulieren als gesicherte Erkenntnisse. Doch der Zweck unserer Edition wäre schon erreicht, wenn das Dokument in der Forschung künftig nicht mehr als Mythos evoziert, sondern als reale und vielschichtige Quelle berücksichtigt würde.

Wie viele Denkschriften des ›Dritten Reiches‹, die sich in den Archiven erhalten haben, ist auch diese bemerkenswert ausführlich und nüchtern geschrieben.⁴² Die Argumentation ist gleichermaßen grundsätzlich und konkret, bis hin zur akribischen Beschreibung des vorgeschlagenen Grenzverlaufs, weshalb sich der Verlust der Karten verschmerzen lässt. Alle »abzutrennenden« (S. 28) Landschaften und Industrien, Städte und Städtchen, Wasserstraßen und Eisenbahnlinien werden genau aufgezählt. Dabei geht es um einen Raum von circa 50 000 Quadratkilometern – was etwa der Größe des heutigen Niedersachsen mit Hamburg und Bremen entspricht –, in dem

41 Globkes Versicherung von 1945, »alle diese Akten sind vernichtet worden« (IMT, Bd. XXXVII, S. 218), würde sich insofern als zutreffend erweisen. Er konnte ja nicht wissen, dass ausgerechnet das Original Exemplar des ›Führers‹ in der Reichskanzlei überdauert hatte.

42 Im folgenden verweisen alle im Text angeführten Seitenzahlen auf die Originalpaginierung der Stuckart-Denkschrift, die in unserer Edition jeweils durch Querbalken // angegeben wird.

vor dem Krieg über sieben Millionen Menschen wohnten. Die meisten von ihnen sollten »ausgesiedelt« werden (S. 25). Was sich wie eine sachliche Abhandlung präsentiert, erweist also bei näherem Hinsehen als der Entwurf zu einem Plan, der in letzter Konsequenz ganz Frankreich verändert, ja zerstört hätte.

Das große strategische Ziel, den Erbfeind »entscheidend« zu schwächen (S. 12) und ein für allemal auf seine spätmittelalterlichen Grenzen – vor dem Westfälischen Frieden von 1648 – zu reduzieren, wird gleich am Anfang als legitime Antwort auf die französischen Kriegsziele eingeführt. Die »neue Grenze« müsse sich sowohl an den natürlichen als auch an den völkischen, ökonomischen und militärischen »Gegebenheiten« orientieren (S. 1). »Gleichzeitig« bedeute sie eine neue »Abgrenzung von Mittel- und Westeuropa« (S. 1). In fünf Kapiteln werden diese Gesichtspunkte Schritt für Schritt ausgeführt. Dabei stützt sich der Autor ausdrücklich auf die Forschungen und Thesen – und wohl auch auf das Kartenmaterial – der sogenannten »Westforschung«, die seit den 20er und 30er Jahren vor allem an den rheinischen Universitäten die deutsche Grenzgeschichte gegenüber Frankreich, Belgien und Holland untersucht und propagandistisch aufbereitet hat.⁴³ Gleich zu Beginn werden einige Autoritäten genannt: die Geographen Otto Schlüter (Jena)⁴⁴ und Friedrich Metz (Freiburg)⁴⁵ sowie die Histo-

43 Vgl. Schöttler, Westforschung (wie Anm. 30). Aus der älteren Literatur siehe bes. Kettenacker (wie Anm. 20), S. 45 ff., und Schönwälder (wie Anm. 23). Auch das oben zit. Buch von Fahlbusch (wie Anm. 17) enthält reiches Material. Die Arbeit von Willi Oberkrome, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945, Göttingen 1993, beschränkt sich auf die Auswertung gedruckter Materialien und leidet unter einer fragwürdigen, schon im Untertitel vorgegebenen These. Ein neuer, umfangreicher Sammelband mit dem Titel: Griff nach dem Westen. Die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960), hg. von Burkhard Dietz u. a., 2 Bde., Münster 2003, enthält zwar eine Reihe interessanter Beiträge, doch »Frankreich« wird von den Hg. explizit ausgeklammert (vgl. meine Rezension unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/type=rezbuecher&id=2560>).

44 Otto Schlüter (1872–1959) war seit 1911 Professor für Geographie an der Universität Halle und galt als einer der Begründer der modernen Siedlungsgeographie. In den 20er Jahren veröffentlichte er mehrere Aufsätze zum Rheinland. Vgl. z. B.: Das Rheingebiet und seine geographische Stellung, in: Friedrich Metz (Hg.), Probleme des deutschen Westens, Berlin 1929, S. 30–46 (= Rheinische Schicksalsfragen, Heft 27/28). Schlüter war aber kein »Westforscher« im engeren Sinne.

45 Friedrich Metz (1890–1969), seit 1935 Professor für Geographie an der Universität Freiburg im Breisgau (1936–1938 auch Rektor). Seit Kriegsbeginn kommissarischer Vorsitzender der WFG, im Oktober 1940 auch offiziell zum Vorsitzenden ernannt. Schon in

riker Franz Steinbach (Bonn)⁴⁶ und Karl Linnebach (Potsdam)⁴⁷ (S. 3). Ein paar Seiten weiter werden noch einmal Steinbach und Franz Petri (Köln)⁴⁸ zitiert (S. 13/14). Auffällig ist dabei die Eingangsthese, dass es in der Natur »seltener Grenzlinien [...] als vielmehr Grenzräume« gebe, weshalb die neue deutsch-französische »Grenzziehung nach länderkundlichen Grundsätzen erfolgen« müsse (S. 1/2). Indirekt wird damit gesagt, dass die früher dominanten Gesichtspunkte der Diplomatie- und Militärgeschichte jetzt durch

den 20er Jahren hatte an der Leipziger »Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung« und am »Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums« mitgearbeitet. Bis zu seinem Tod war er ein unbeirrbarer Westforscher und Anhänger der »Einheit der Oberrheinlande«, worunter er eine Verschmelzung von Baden und Elsaß verstand. Siehe bes. seine Habilitationsschrift: *Die Oberrheinlande*, Breslau 1925, und seine Aufsätze: *Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung*, hg. v. Emil Meynen u. Rudhardt Oehme, Stuttgart 1961. Zur Biographie vgl. Mechthild Rössler, *Die Geographie an der Universität Freiburg 1933–1945*, in: *Geographie im Nationalsozialismus*, Kassel 1989 (= *Urbs et Regio* Bd. 51), S. 77–152, sowie Fahlbusch (wie Anm. 17), S. 360 ff.

46 Franz Steinbach (1895–1964) war seit 1928 Professor und Direktor des Instituts für die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn. Bis 1938 Vorsitzender der WFG, deren antifranzösische und antibelgische Ausrichtung er wesentlich prägte. Er förderte nachhaltig die Forschungen von Franz Petri. Von seinen zahlreichen Publikationen vgl. bes. seine »Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte« (Jena 1926) sowie die Broschüre »Zur Grundlegung der europäischen Einheit durch die Franken« (Leipzig 1939; gemeinsam mit Franz Petri). Vgl. außerdem: *Collectanea Franz Steinbach. Aufsätze und Abhandlungen zur Verfassungs-, Sozial-, und Wirtschaftsgeschichte, geschichtlichen Landeskunde und Kulturraumforschung*, hg. v. Franz Petri u. Georg Droege, Bonn 1967. Zu Steinbachs Engagement in der Westforschung vgl. Schöttler, *Westforschung* (wie Anm. 30), S. 210 ff.

47 Von Karl Linnebach (1879–?) ist bislang wenig bekannt. Er war Oberregierungsrat und Archivar am Reichsarchiv in Potsdam. Seine Publikationen betreffen einerseits die preußische Militärgeschichte (Scharnhorst, Clausewitz u. a.), andererseits den »Kampf um den Rhein« (vgl. unten Anm. 74).

48 Franz Petri (1903–1993), ein Schüler von Dietrich Schäfer, hatte sich bei Steinbach in Bonn mit einer umfangreichen Arbeit über das »Germanische Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich« habilitiert (2 Bde., Bonn 1937; 2. Aufl. 1942), die vielfach als Legitimation deutscher Gebietsansprüche gegenüber Belgien und Frankreich gelesen wurde (vgl. unten Anm. 54). Während des Krieges leitete er die Kulturabteilung der Militärverwaltung in Brüssel; 1941 wurde er außerdem zum Professor an der Universität Köln ernannt. Vgl. Schöttler, *Westforschung* (wie Anm. 30), S. 216 ff.; ders., *Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgeschichte – oder die »unhörbare Stimme des Blutes«*, in: Winfried Schulze / Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt/Main 1999, S. 93 ff.; Karl Ditt, *Die Politisierung der Kulturraumforschung im Dritten Reich. Das Beispiel Franz Petri*, in: *Griff nach dem Westen* (wie Anm. 43), S. 927–944.

völkische Aspekte zu ersetzen oder zu ergänzen seien, wie sie die ›Landeskunde‹ und ›Volksgeschichte‹ der 30er Jahre erarbeitet habe. *Ihren* Kriterien soll der vorgeschlagene Grenzverlauf offenbar entsprechen.

Doch eine solche ›interne‹ Lektüre würde von der Entstehung und dem Adressaten der Denkschrift völlig abstrahieren. Meines Erachtens muss man sich die logische – und auch chronologische – Reihenfolge genau andersherum denken: Zunächst war es Hitler, der im Mai 1940 das Prinzip der neuen Grenze verkündete (Rückkehr zur mittelalterlichen Reichsgrenze) und die von ihm gewünschte Linie in eine Karte einzeichnete.⁴⁹ Erst anschließend stellten Stuckart und seine Beamten die Argumente zusammen, mit denen sich diese Linie begründen ließ, wobei Hitlers Vorgaben nur noch konkretisiert und den örtlichen Bedingungen angepasst wurden. Einige Wochen später, nach dem Waffenstillstand, wurde dann mit der Realisierung begonnen. Denn die von Hitler gewünschte und in der Denkschrift begründete Grenze entsprach ja im wesentlichen der ›Nordostlinie‹. Dass letztere zunächst keine völkerrechtliche Verankerung und auch keinen dauerhaften Bestand hatte – in der Nacht vom 17. auf den 18. Dezember 1941 wurden die Wachkommandos abgezogen –, sollte Historiker nicht zur nachträglichen Verharmlosung verleiten. Im Gegenteil: Anderthalb Jahre lang setzte Hitler – gegen den Willen vieler Militärs – die Aufrechterhaltung dieser neuen, scheinbar »utopischen« (Globke)⁵⁰ Westgrenze durch.

Wenn diese Interpretation zutrifft, verändert das unseren Blick auf das Dokument: Man wird diesen Text dann nicht mehr als einen Versuch lesen, dem ›Führer‹ die Ziele einiger nationalsozialistischer ›Volkswissenschaftler‹ nahezubringen oder gar unterzuschieben, die damit zu ›Beratern der Macht‹ aufgestiegen wären (›Meinungsführer des Führers‹); vielmehr hätte Hitler das Heft in der Hand behalten und die ›Westforscher‹ hätten ihm lediglich

49 Vgl. IMT, Bd. 28, S. 431; Diensttagebuch des Chefs des Wehrmachtsführungsstabes im OKW, Jodl, v. 20.5.1940: »Der Führer ist außer sich vor Freude. Spricht im Worten höchster Anerkennung vom deutschen Heer und seiner Führung. Befaßt sich mit Friedensvertrag, der nur lauten soll, Rückgabe des seit 400 Jahren dem deutschen Volk geraubten Gebietes und sonstiger Werte«.

50 Das schillernde Wort ›Utopie‹ wirkt im Mund ehemaliger Mitwirkender immer etwas verharmlosend, ja apologetisch. Denn es ist nie auszuschließen, dass die Betreffenden vor 1945 mit Eifer an der Realisierung jener Utopie gearbeitet haben. Auch die ›Endlösung der Judenfrage‹ war zuallererst eine ›Utopie‹. Vgl. Hans Mommsen, Die Realisierung des Utopischen: Die »Endlösung der Judenfrage« im »Dritten Reich«, in: ders., Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze, Reinbek 1991, S. 184–232.

eine pseudo-wissenschaftliche Legitimation, eine Art rationales Supplement für seine Politik geliefert.⁵¹ Nicht die Denkschrift hätte Hitler beeinflusst, sondern Stuckart hätte den Text und die Karten genau so anfertigen lassen, dass Hitler damit zufrieden war. Die geographische und historische Herleitung, die volks- und rassenkundlichen Argumente, die Kritik am traditionellen Konzept der Sprachgrenze – das ja einer Annexion nichtdeutscher Territorien widersprach⁵² – sowie die im Kontext des Krieges besonders wichtigen militärischen und ökonomischen Gesichtspunkte wurden von vornherein so zusammengestellt, dass sie Hitler gefielen: In nüchterner Sprache und mit allerlei Details wurden dem ›Führer‹ seine eigenen vagen Vorstellungen von deutsch-französischer Geschichte und Geographie bestätigt und seine politischen Wünsche in ein scheinbar realistisches Programm übersetzt. Auf dieser Basis konnte er dann entscheiden – oder auch nur: eine *halbe* Entscheidung treffen, nämlich die Errichtung der Nordostgrenze, und alles weitere auf später verschieben.⁵³

Auch wenn die ›Westforscher‹ damit eher in der Rolle von Zuarbeitern denn als ›Vordenker‹ erscheinen, erinnert vieles in diesem Dokument an ihre Schriften: So beruhten sowohl die landeskundliche Skizze als auch das Zahlenmaterial vermutlich auf Vorarbeiten von Metz. Die Ausführungen zur mittelalterlichen Reichs- und Sprachgrenze stützen sich auf die Forschungen der ›Bonner Schule‹ (Hermann Aubin, Theodor Frings, Franz Stein-

51 Vgl. Schöttler, Geschichtsschreibung (wie Anm. 30), S. 17.

52 Dieser Widerspruch wird besonders deutlich, wenn man die Stuckart-Denkschrift mit einem etwa gleichzeitig verfassten Papier von Franz Steinbach vergleicht. Obwohl Steinbach als Historiker zwischen Sprach- und Siedlungsgrenzen unterschied, plädierte er im Krieg gegen weitreichende Annexionen und Umsiedlungen. Begründung: »Die Übertragung der gewaltigen völkischen Umsiedlungsvorgänge des Ostens auf den alten Kulturboden des Westens halte ich für unmöglich. Sie würde[n] jedenfalls hier mit sehr viel größeren Schwierigkeiten zu rechnen haben als im Osten. Unsere zukünftigen Grenzsetzungen im Westen müssen der Welt beweisen, dass Deutschland seine universale Sendung nicht in der Unterjochung fremder Völker erkennt, sondern in ihrer Führung und in der [...] Sicherung aller völkischen Lebensrechte seines Machtbereiches gegen englischen Imperialismus und französische Assimilierungspolitik.« Denkschrift o. Titel, S. 9; Archiv des Instituts für die geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Bonn. Ich danke Frau Dr. Marlene Nikolay-Panter für die Überlassung einer Kopie.

53 Bekanntlich war dieses ›Aufschieben‹ formeller Entscheidungen nicht nur für den ›Führer‹, sondern für die nazistische Okkupationspolitik insgesamt typisch. Vgl. Werner Röhr, Forschungsprobleme zur deutschen Okkupationspolitik im Spiegel der Reihe ›Europa unterm Hakenkreuz‹, in: ders. (Hg.), Europa unterm Hakenkreuz. Analysen, Quellen, Register, Heidelberg 1996, S. 304 ff.

bach usw.). Besonders ausführlich wird die von Steinbach und Petri vertretene These referiert, dass die deutsch-französische Sprachgrenze der Gegenwart keine fränkische Siedlungsgrenze, sondern eine »spätere Ausgleichsgrenze zwischen germanischen und romanischen Sprach- und Kulturströmen« sei. Petris Habilitationsschrift über das *Germanische Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich* wird sogar mit vollem Titel als entscheidendes Beweisstück angeführt (S. 14). Wie bekannt, hat sich Hitler im Mai 1942 noch einmal auf dieses Buch berufen, um die neuen Grenzen im Westen zu begründen: »Wenn wir die Rückgabe irgendeines Gebietes mit vollem Recht verlangen können«, erklärte er seinen Tischgenossen, »so die Walloniens und Nordfrankreichs«. ⁵⁴ Sollte er etwa durch die Denkschrift von 1940 zu dieser Lektüre angeregt worden sein?

Das Problem der Wallonen und der ›Volksgrenze‹ zwischen Germanen und Romanen spielt im Text in der Tat eine wichtige Rolle. Doch im Unterschied zu Petri, der sich in seinen Veröffentlichungen nie ganz festlegte und bis zuletzt die Hoffnung hegte, die Wallonen völkisch ›retten‹ zu können ⁵⁵, plädiert die Denkschrift dafür, die neue Reichsgrenze »ohne Rücksicht auf die Wallonen« durchzusetzen (S. 20). Dasselbe gilt für die frankophone Bevölkerung in den Departements Nord und Pas-de-Calais. Auch dort mahnte Petri 1941 gegenüber der Militärverwaltung zur Vorsicht, weil er genau wusste, dass selbst die flämische Minderheit jede Annexion ablehnte. ⁵⁶ Aus der Sicht der Berliner Führung zeichnete sich im Sommer 1940 jedoch die einmalige Chance ab, den gesamten westlichen Grenzgürtel umzumodeln und »wiederzugewinnen« (S. 25). Es galt, »den tausendjährigen Kampf um den Rhein endgültig zu Gunsten des deutschen Volkes zu entscheiden«, wobei

54 Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–42, hg. v. Gerhard Ritter, Bonn 1951, S. 425. Vgl. dazu Schöttler, *Westforschung* (wie Anm. 30), S. 220 u. 248 f.

55 Vgl. Schöttler, *Westforschung* (wie Anm. 30), S. 219 f., sowie zuletzt Marnix Beyen, Eine lateinische Vorhut mit germanischen Zügen. Wallonische und deutsche Gelehrte über die germanische Komponente in der wallonischen Geschichte und Kultur (1900–1940), in: *Griff nach dem Westen* (wie Anm. 43), S. 351–381.

56 Vgl. seine »Grundsätzlichen Bemerkungen zur Denkschrift des Vlaamsch Verbond van Frankrijk«, datiert Juli 1941. Darin heißt es zum Schluss: »Bei einer etwaigen Abgliederung bedeutender französischsprachiger Gebiete von Frankreich ist ohne Zweifel mit ersten volkspolitischen Konsequenzen zu rechnen. [...] Soweit Abgliederungen von Frankreich aus strategischen Gründen geboten sein sollten, sollten sie jedenfalls erfolgen nicht wegen, sondern trotz des Bevölkerungscharakters dieser Gebiete.« Westfälisches Archivamt, Münster, Nachlass Petri, Ordner T. II. 1–11.

die geplanten Annexionen als »Wiedergutmachung des hundertfältigen Unrechtes« betrachtet wurden, »das Frankreich Deutschland als Folge seines unberechtigten Strebens nach dem Rhein in den letzten tausend Jahren zugefügt hat« (S. 38/39). Dass dafür weit über die Hälfte der ansässigen Bevölkerung – in der Denkschrift ist von fünf Millionen die Rede (S. 30) – deportiert werden musste, und zwar vermutlich mit Gewalt, galt offenbar nicht als Hinderungsgrund. Im Gegenteil, da eine bloße »Beschränkung auf die Grenze von 1918 oder gar auf das deutsche Sprachgebiet« nicht ausreichen würde, um »neue Verwicklungen an der Westgrenze« zu verhindern (S. 12), diene ausgerechnet das Konzept vom »deutschen Volksboden«, das seit 1918 gegen die Versailler Gebietsabtretungen und überhaupt gegen »völkische« Ungerechtigkeiten im Flickenteppich Europas gerichtet worden war,⁵⁷ zur Rechtfertigung neuer Vertreibungen (vgl. S. 19, 25, 26): Erstens habe »das germanisch-deutsche Volkstum im frühen Mittelalter weit über die heutige Sprachgrenze nach Nord- und Ostfrankreich hinein bis an die Seine« gereicht (S. 14) (Steinbach-Petri-These), und zweitens sei das gegenwärtige Frankreich viel zu dünn besiedelt. Nur durch »Masseneinwanderung« aus den Nachbarländern und Afrika sei es noch in der Lage, seine »Schlüsselinindustrien [...] aufrechtzuerhalten« und »seine Ernährung sicher[zu]stellen« (S. 24). Schon jetzt würden »Hunderttausende und Millionen Deutsche und Flamen helfen [...], die französische Wirtschaft in Gang zu halten«, also »gegen das eigene Blut kämpfen« (S. 25). Hier müsse die »neue Grenzziehung [...] endgültig Wandel schaffen, indem sie Räume, die doch nicht vom französischen Volke bevölkert, bewirtschaftet und ausgenutzt werden können, dem deutschen Volkstum zur Besiedlung und Wiedergewinnung als deutschen Volksboden zur Verfügung stellt«. Die französische Bevölkerung dagegen müsse »zum grossen Teil ausgesiedelt« und in das »entvölkerten Kernfrankreich« transferiert werden (S. 25).

Auch wenn vor allem solche völkischen Gesichtspunkte Hitlers Obsessionen entsprachen, werden in der Denkschrift auch die wirtschaftlichen und materiellen Vorteile einer Annexion mit Nachdruck hervorgehoben. Der Autor lässt keinen Zweifel daran, dass die betreffenden Gebiete »wirtschaftlich die wertvollsten Teile Frankreichs« sind (S. 36). In Lothringen könnte das Deutsche Reich z. B. 94,8 Prozent der französischen Eisenerzproduktion

57 Vgl. programmatisch: Albrecht Penck, Deutscher Volks- und Kulturboden, in: Karl Christian v. Loesch (Hg.), Volk unter Völkern, Bd. 1, Breslau 1925, S. 62–73; Wilhelm Volz (Hg.), Der westdeutsche Volksboden, Breslau 1925.

und in den Norddepartements 61 Prozent der Steinkohlenförderung übernehmen. Kurzum, auch im Blick auf die Rüstungsproduktion wäre eine Annexion von entscheidendem Vorteil.

Welches Resümee lässt sich aus dieser kurzen Lektüre ziehen? Gestützt auf die Kenntnisse der ›Westforschung‹ liefert die Denkschrift erstens eine Argumentationshilfe und zweitens eine Art ›Fahrplan‹ für die Annexion weiter Gebiete entlang der deutschen Westgrenze: erst waren Luxemburg, Lothringen und Elsaß an der Reihe, dann Belgien und Nordfrankreich sowie schließlich ein breiter Streifen, der von den Argonnen bis Burgund reicht. Die Stoßrichtung ist eindeutig: Belgien und Luxemburg sollen von der Landkarte verschwinden, Frankreich soll auf ein »Kerngebiet« reduziert werden. Auf die ansässige Bevölkerung ist dabei keine Rücksicht zu nehmen. Allein die Deutschsprachigen und die Flamen sollen bevorzugt behandelt und »in den großdeutschen Raum« zurückgeholt werden (S. 19). Wollte man all dies auf einen Begriff bringen, könnte man tatsächlich von einem ›Generalplan West‹ sprechen, der analog zu den verschiedenen ›Generalplänen Ost‹⁵⁸ auf eine völlige Neugliederung Westeuropas und eine weitreichende ethnische ›Flurbereinigung‹ im Interesse des NS-Staates hinauslief. Dennoch gibt es erhebliche Unterschiede zwischen den Denkschriften für Ost und West: So ist z. B. im vorliegenden Dokument an keiner Stelle von der jüdischen Bevölkerung die Rede, und auch die anderen nicht-deutschen Bevölkerungsteile werden – trotz völkischer bzw. rassistischer Kriterien – bei weitem nicht so geringschätzig beschrieben, wie dies für Polen, Russen, Ukrainer usw. im Osten der Fall war. Zwar mag der sprachliche Unterschied zwischen ›Aussiedeln‹ (West) und ›Ausmerzen‹ (Ost) zunächst wie eine Nuance wirken, die eine spätere Radikalisierung nicht ausschloss, doch drückten sich darin eben unterschiedliche Prioritäten aus, die zumindest kurzfristig lebensrettende Bedeutung haben konnten. Hätte sich aber der Krieg anders entwickelt, wären wohl auch im Westen die in der Denkschrift entworfenen Ziele mit ungleich größerer Brutalität ›durchgesetzt‹ worden.

58 Vgl. Rolf-Dieter Müller, *Hitlers Ostkrieg und die deutsche Siedlungspolitik. Die Zusammenarbeit von Wehrmacht, Wirtschaft und SS*, Frankfurt/Main 1991, S. 83 ff.; Mechthild Rössler/Sabine Schleiermacher (Hg.), *Der »Generalplan Ost«. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik*, Berlin 1993, bes. den Beitrag von Karl Heinz Roth (S. 25 ff.).

Wer war der Autor?

Ein äußerst brisantes Dokument also – doch wer hat es geschrieben? Wurde es tatsächlich von Stuckart verfasst oder von einem seiner Mitarbeiter? Oder vielleicht von einem jener ›Westforscher‹, die sich in der Rolle von Politikberatern gefielen? Ein unzweifelhafter Beweis für die eine oder andere Hypothese konnte bislang nicht gefunden werden. Da die Denkschrift ohne Begleitkorrespondenz überliefert ist und wir für ihre Entstehungsgeschichte auf spätere Aussagen von Beteiligten angewiesen sind, die kein Interesse daran hatten, als Verfasser oder Mitverfasser bekannt zu werden, kann man über den Hergang nach wie vor nur spekulieren. Obwohl sich in den einschlägigen Aktenbeständen (Reichsinnenministerium, Reichskanzlei, Auswärtiges Amt, Waffenstillstandskommission usw.) nicht wenige Denkschriften erhalten haben – darunter einige zu den Westgrenzen⁵⁹ –, konnte nicht einmal der Aktenvorgang eindeutig rekonstruiert werden – ganz zu schweigen von der Provenienz unseres ›Führerexemplars‹.

Was die Entstehungs- und Planungsgeschichte angeht, so ist ihr Wagner in seiner Belgien-Studie von 1974 möglicherweise auf die Spur gekommen. In einer Akte der Reichskanzlei, die sich auf den »Krieg gegen Frankreich« bezieht, stieß er auf eine Mappe mit der Überschrift: »Denkschriften, Beschreibungen u.a. über Frankreich, Belgien und die Niederlande«. ⁶⁰ Darunter stand die Zeile: »Das Material wird im Assistentenzimmer verwahrt«. Angesichts zahlreicher Bearbeitungsvermerke und da ihm ein beteiligter Beamter versicherte, dass er sich an ein solches Zimmer nicht erinnern könne, wurde Wagner misstrauisch und schloss auf ein »höchst geheimes Planungsvorhaben für das westliche Europa«. ⁶¹ Dessen »Kern« war aber nicht mehr erkennbar, sondern nur noch der »formale Lauf des Geschäftsgangs«. Dennoch hielt Wagner es für wahrscheinlich, dass die »Bearbeitungsvermerke der Reichskanzlei in direktem Zusammenhang mit den Vorarbeiten zu der

59 Siehe die beiden Anm. 67 zit. Denkschriften von Reisman-Grone und Reche. Auch der Leiter der *Reichsstelle für Raumordnung*, Konrad Meyer, der 1942 den dritten ›Generalplan Ost‹ verfasste, legte im Juli 1940 eine Denkschrift über die »raumplanerischen Möglichkeiten einer Grenzziehung und Einteilung der Grenzräume im Westen« vor. Ein Exemplar ist im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes erhalten (R 105124). Dort findet sich auch eine umfangreiche Denkschrift des saarpfälzischen Gauleiters Bürckel v. Oktober 1941 mit dem Titel »Fragen gegenüber Frankreich« (R 105123).

60 BAArch BL, R 43 II, 676, Bl. 89.

61 Wagner (wie Anm. 20), S. 170.

Denkschrift Stuckarts stehen, die dieser auf Befehl Hitlers über eine neue Reichsgrenze im Westen angefertigt hat». ⁶²

Rund dreißig Jahre später bestätigt ein Blick in die Akte diese Vermutung. Die beteiligten Beamten des Innenministeriums, Globke und Klas, waren dieselben, die sich nach dem Krieg zur Stuckart-Denkschrift äußerten, und beide sagten, alle Akten seien vernichtet worden. Schon am 30. Mai 1940 übersandte Globke – der später behauptete, nicht zuständig gewesen zu sein! – der Reichskanzlei das angeforderte »Material«; weiteres Material werde »noch im Innenministerium zusammengestellt« und »baldmöglichst« folgen. ⁶³ Dass es sich bei diesem Vorgang um Planungen zur deutsch-französischen Grenze handelte, erhellt sich aus einem Vermerk vom 1. Juni: »Nach Mitteilung von ORR. Klas (MdI) ist das hier interessierende Material in der »Militärgeographischen Beschreibung von Frankreich« enthalten, die beim Generalstab des Heeres, Abt. für Kriegskarten und Vermessungswesen, zu erhalten ist.« ⁶⁴ Natürlich wurde das gewünschte »Kartenmaterial über die Niederlande, Belgien und Nordostfrankreich« sofort herbeigeschafft. ⁶⁵ Und ein paar Tage später übergab wiederum Globke »das anliegende weitere Material« ⁶⁶, von dem – wir ahnen es – leider nichts erhalten oder genauer beschrieben ist.

Dafür enthält dieselbe Akte zwei spätere Denkschriften, die man heute gleichsam als Kontrastfolie oder zur Ergänzung des Stuckart-Dokuments lesen kann: Die eine stammt von dem ehemaligen Essener Oberbürgermeister Theodor Reisman-Grone, der sich Ende Juni direkt an den »Führer« wandte, um mehr Rechte für das »geknechtete Flamentum« zu erbitten; die andere wurde im Dezember 1940 von Stuckart und Globke übersandt und stammt von dem Leipziger Rassekundler, Professor Otto Reche, der eine »raumstrategische und rassenpolitische« Analyse des »Nord- und Westraums« vorlegte. ⁶⁷

⁶² Ebenda, S. 172.

⁶³ BArch BL, R 43 II, 676, Bl. 95; Vermerk des persönlichen Referenten von Hans Heinrich Lammers v. 30.5.1940.

⁶⁴ Ebenda, Bl. 91; Vermerk v. 1.6.1940.

⁶⁵ Ebenda, Bl. 93; Vermerk v. 1.6.1940.

⁶⁶ Ebenda, Bl. 99; Vermerk v. 5.6.1940.

⁶⁷ Ebenda, Bl. 101–114 und Bl. 159–167. Auszüge aus der Reche-Denkschrift finden sich in: Ludwig Nestler u. a. (Hg.), *Die faschistische Okkupationspolitik in Belgien, Luxemburg und den Niederlanden (1940–1945)*, Berlin 1990 (= *Europa unterm Hakenkreuz* Bd. 4), S. 117 f. Vgl. auch Wagner (wie Anm. 20), S. 226–234. Obwohl dem Autor das Verdienst zukommt, diese Materialien erstmals kritisch ausgewertet zu haben, fällt dem heutigen Leser auf, dass er die NS-Annexions- und Umsiedlungspläne in der Tendenz sehr stark herunterspielt oder als unrealistische Phantastereien abtut, die schon damals »in die Archive der Kanzleien« gewandert seien (S. 234). Siehe dazu erneut das in Anm. 50 Gesag-

Beide Verfasser schlugen radikale Grenzveränderungen und Umsiedlungen vor, die weit über Stuckarts Vorschläge hinausgingen. Doch gerade in ihren ›Übertreibungen‹ bestätigen sie, dass die von Hitler angeforderte und genehmigte Denkschrift keineswegs ›utopisch‹, sondern im Gegenteil vergleichsweise ›realistisch‹ war oder wenigstens 1940 so erscheinen musste.⁶⁸ Deshalb diente sie bis auf weiteres als heimlicher Orientierungsplan.

Allein schon dieser geheime und exekutive Charakter der Denkschrift dürfte erklären, warum noch nicht einmal Entwürfe des Textes in den Akten aufbewahrt wurden. Darüber hinaus spricht er meines Erachtens aber auch gegen die These, dass die Denkschrift von einem akademischen ›Westforscher‹ verfasst worden ist. Der von Fahlbusch als Verfasser vermutete Friedrich Metz amtierte zwar seit Kriegsbeginn als kommissarischer Vorsitzender der WFG – doch besaß er wirklich den nötigen Einfluss, um eine so wichtige ›Führervorlage‹ komplett formulieren zu können?⁶⁹ Auch inhaltlich und stilistisch spricht einiges gegen Metz als Verfasser, z. B. die mehrfachen Hinweise auf die ›Geopolitik‹, eine Richtung in der Geographie, die er ablehnte.⁷⁰ Und schließlich lässt sich der von Fahlbusch als (einziger) Beleg angeführte Aktenvermerk – worin der Generaldirektor der Preußischen Archive erklärt: »Prof. Metz hat eine Denkschrift hierüber für Staatssekretär Stuckart bearbeitet« – im Kontext auch anders lesen, nämlich als ein etwas wichtigtuerscher Hinweis auf Zuarbeiten für das Innenministerium, der sich keineswegs auf *diese* Denkschrift bezogen haben muss.⁷¹

te. Im übrigen stützt sich Wagner ausgerechnet bei diesem Thema auf Mitteilungen von »Herrn Professor Dr. Franz Petri, Bonn« (S. 175 ff.), der den jungen Doktoranden sicher zu einer milden Bewertung angehalten hat. Zum grundsätzlichen Problem von Zeitzeugen, die als ehemalige ›Täter‹ in den ersten Jahrzehnten der bundesdeutschen NS-Forschung zur Verharmlosung vieler Darstellungen beigetragen haben, vgl. den Aufsatz »Der Beginn der ›Endlösung‹ in Frankreich – offene Fragen« von Ahlrich Meyer in diesem Heft.

68 Das ergibt auch ein Vergleich mit Denkschriften der deutschen Admiralität, die nicht nur Ostfrankreich, sondern die »Kanalküste bis Brest« annektieren wollte. Vgl. Michael Salewski, *Die deutsche Seekriegsleitung 1935–1945*, Frankfurt/Main 1973, Bd. III, S. 105 ff.

69 Vgl. Fahlbusch (wie Anm. 17), S. 474 u. 708. Zu Metz siehe oben Anm. 45.

70 Als einschlägige ›geopolitische‹ Stellungnahme siehe z. B. Karl Haushofer, *Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung*, Heidelberg 1939. Zur Geschichte der ›Geopolitik‹ vgl. u. a. Michel Korinman, *Quand l'Allemagne pensait le monde. Grandeur et décadence d'une géopolitique*, Paris 1990, sowie zuletzt die kritischen Beiträge in: Irene Diekmann u. a. (Hg.), *Geopolitik. Grenzgänge im Zeitgeist*, 2 Bde., Potsdam 2000.

71 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin, Rep. 178, VII, 3 A 5, Bd. 1, Bl. 142; Aktenvermerk von Generaldirektor Zipfel v. 23.10.1940 über ein Gespräch mit Prof. Metz in Freiburg. Darin heißt es gleich zu Beginn: »In mehrstündiger Unterredung werden

Welche weiteren Verfasser kommen noch in Frage? Dieselben grundsätzlichen Überlegungen sprechen auch gegen andere ›Westforscher‹, wie etwa Franz Steinbach oder Franz Petri, Max Hildebert Boehm oder Kleo Pleyer, Walter Geisler oder Ernst Anrich. Sie alle haben sich vor dem Krieg und im Krieg mit Grenzfragen befasst und mehr oder weniger radikale Vorschläge zur Revision der Versailler Regelungen publiziert. Die meisten von ihnen unterhielten gute Beziehungen zu den Institutionen und Behörden, die mit Planungen zur Neugestaltung unter anderem des westlichen ›Großraums‹ befasst waren. Ihre Schriften standen sicher auch im Handapparat der zuständigen Ministerialbeamten. Dennoch gibt es bislang keinen Hinweis darauf, dass Stuckart einen diesen Professoren ins Vertrauen zog und ihn eine Vorlage oder gar den endgültigen Text schreiben ließ. Dies ist in der Tat der entscheidende Punkt: Es geht hier nicht um ein unverbindliches Gutachten oder einen bloßen Entwurf, sondern um ein ausgearbeitetes *Programm*. Auch wenn nach dem schnellen Sieg über Frankreich große Eile herrschte, enthielt die Denkschrift bereits eine Zusammenfassung vieler Vorschläge und Formulierungsversuche. Die Grundidee stammte ohnehin von Hitler selbst. Deshalb scheint es unwahrscheinlich, dass der Text von einem Außenstehenden, etwa einem Universitätsprofessor, verfasst sein könnte. Vielmehr dürfte es sich um eine ministerielle Denkschrift handeln, die von einem oder mehreren hohen Beamten geschrieben wurde. Ob Stuckart dabei den Hauptanteil hatte – immerhin betätigte er sich häufig als Autor⁷² –, oder

besonders folgende Punkte erörtert: 1. Politische Neugestaltung des Raumes Lothringen-Oberrhein-Burgund-Schweiz: Prof. Metz hat eine Denkschrift hierüber für Staatssekretär Stuckart bearbeitet. Für einen künftigen Gau Lothringen sei nicht Saarbrücken, sondern Nanzig [Nancy] der richtige Mittelpunkt. Straßburg, Bisanz [Besançon] und Nanzig müßten Hauptorte der künftigen deutschen Verwaltung und des kulturellen Lebens werden. Die Gaue dürften aber nicht zugunsten dieser Städte ausgehöhlt werden. Deswegen spricht sich Prof. Metz für Erhaltung des Staatsarchivs in Kolmar aus. Er wendet sich scharf gegen die überall hervortretenden partikularistischen Bestrebungen.« Spätestens nach der Lektüre der Stuckart-Dokumente dürfte klar sein, dass hier nicht von derselben Denkschrift die Rede ist, auch wenn beide Texte offenbar von den zu annektierenden Gebieten handelten.

- 72 Stuckart verfasste zahlreiche juristische Fachbücher, Aufsätze und Gesetzeskommentare (darunter jenen für die ›Nürnberger Gesetze‹). Er war einer der Hg. der ›Festgabe für Heinrich Himmler‹ (1941) und gab zusammen mit Werner Best und Reinhard Höhn die Zeitschrift ›Reich – Volksordnung – Lebensraum‹ heraus. Vgl. Ahlrich Meyer, Großraumpolitik und Kollaboration im Westen. Werner Best, die Zeitschrift ›Reich – Volksordnung – Lebensraum‹ und die deutsche Militärverwaltung in Frankreich 1940–42, in: Modelle für ein neues Europa. Ökonomie und Herrschaft im Großwirtschaftsraum, Berlin 1992, S. 29–76 (= Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 10), sowie Herbert (wie Anm. 9), S. 271 ff.

sein Mitarbeiter Globke oder ein anderer Referent, wird sich vielleicht eines Tages aufgrund neuer Aktenfunde klären lassen. Für die Lektüre des Dokuments ist dies nicht mehr sonderlich wichtig. Festzuhalten bleibt dagegen, dass sich der Text bei näherem Hinsehen als eine Art Melange präsentiert, in der allerlei wissenschaftliche und populärwissenschaftliche Beiträge zur deutsch-französischen Grenzgeschichte zusammenfließen: von der Landeskunde zur Geopolitik, von der Siedlungsgeschichte über die Sprachgeschichte bis zur Nationalökonomie. Dabei könnte es sein, dass sich die ministeriellen Autoren – wie Specklin am Beispiel von Hitlers Frankreichbild zeigen konnte⁷³ – in einzelnen Punkten nicht etwa auf gelehrte Literatur, sondern ebenso auf anschauliche Propagandabroschüren oder »braune« Handbücher, Atlanten oder Enzyklopädien gestützt haben. Genauere Textanalysen werden dies vielleicht einmal zeigen. Dies würde auch die etwas überraschenden Hinweise auf Schlüter und Linnebach erklären (S. 2), die keine »Westforscher« im engeren Sinne waren, sich aber in den 20er Jahren für den »deutschen Rhein« engagiert hatten. So hatte Linnebach in der Reihe *Rheinische Schicksalsfragen* mehrere Propagandabroschüren vorgelegt, darunter ein Bändchen mit 42 Karten zum »tausendjährigen« Kampf um die Westgrenze.⁷⁴ Vielen Politikern und NS-Aktivisten – zu denen bekanntlich auch Stuckart gehörte – waren solche Materialien, die in den Jahren des »Rheinkampfes« in hohen Auflagen kursierten, bestens vertraut.⁷⁵ Da sie aber wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügten, hätte sich ein Lehrstuhlinhaber wohl kaum darauf berufen. Allein, den »Führer« und seine »kämpfende Verwaltung« störte das nicht.

73 Vgl. Specklin (wie Anm. 17), S. 10.

74 Karl Linnebach unter Mitwirkung von Ernst Hengstenberg, *Die gerechte Grenze im deutschen Westen – ein 1000jähriger Kampf*, Berlin o. D. (1926) (= *Rheinische Schicksalsfragen*, Heft 13/14).

75 Weit verbreitet war auch die Broschüre des Berliner Geographen Walther Vogel: *Frankreichs Länderraub seit 1000 Jahren*, Berlin o. D. (Verlag des Deutschen Schutzbundes). Zur deutschen geographischen und kartographischen Propaganda vgl. Guntram Henrik Herb, *Under the Map of Germany. Nationalism & Propaganda 1918–1945*, London 1997. Zum Streit mit den französischen Historikern vgl. außerdem Peter Schöttler, *Der Rhein als Konfliktthema zwischen deutschen und französischen Historikern in der Zwischenkriegszeit*, in: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts*, 9 (1994), H. 2, S. 46–67 (aktualisierte Fassung im Internet unter: <http://www.deuframmat.de/>).

Fassen wir zusammen: Die hier edierte Denkschrift zur deutsch-französischen Grenze im Zweiten Weltkrieg ist zwar im strengen Sinne keine ›Erstveröffentlichung‹, doch für viele Historiker dürfte dieses Dokument, das in der Literatur bis heute als verschollen gilt, eine Entdeckung sein. Der für Grenzfragen und Annexionen zuständige Staatssekretär im Reichsinnenministerium, Stuckart, begründet darin, warum und mit welchem Ziel im Juni 1940 die deutsche Wehrmacht quer durch den besetzten Teil Frankreichs noch eine weitere Grenze zog. In dieser sogenannten ›Nordostlinie‹ sah Hitler die künftige Westgrenze des ›Großdeutschen Reiches‹. Auch wenn die Wachposten an dieser Grenze im Dezember 1941 abgezogen wurden, hat Hitler selbst das Projekt niemals aufgegeben. Insofern erinnert es in mancher Hinsicht an eine ähnlich dauerhafte – und am Ende vergebliche – Priorität, nämlich Hitlers ständige Forderung nach Umwandlung der belgischen Militärverwaltung in eine Zivilverwaltung, die im Juli 1944 symbolisch noch vollzogen wurde.⁷⁶ Das mag den ›utopischen‹ Charakter solcher Maßnahmen unterstreichen, beweist jedoch zugleich, wie *real* sie kurzfristig sein konnten – mit dramatischen Folgen für die davon betroffenen Menschen. Auch deshalb lässt sich die Denkschrift vom Juni 1940 mit ihren sehr realen Umsiedlungsvorhaben als eine Art ›Generalplan West‹ bezeichnen, ohne dass damit die erheblichen Unterschiede zur genozidalen Politik in Mittel- und Osteuropa verwischt würden. Im übrigen belegt dieses Dokument erneut – ähnlich wie die 1992 in dieser Zeitschrift edierte ›Schieder-Denkschrift‹⁷⁷ –, welche Folgen das nazistische Engagement deutscher Wissenschaftler, in diesem Fall: der deutschen ›Westforscher‹, für die Politik des ›Dritten Reiches‹ haben konnte.

*Abschließend möchte ich mich bei der Archivarin der University of New Brunswick, Mary Flagg, sowie beim Direktor der Universitätsbibliothek, John Teskey, bedanken, die diese Publikation geduldig unterstützt haben.*⁷⁸

76 Vgl. Wagner (wie Anm. 20), S. 235 ff., sowie Nestler, Belgien (wie Anm. 67), S. 75 ff.

77 Vgl. Angelika Ebbinghaus / Karl Heinz Roth (Hg.), Vorläufer des ›Generalplan Ost‹. Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenkschrift vom 7. Oktober 1939, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 7 (1992), 1, S. 62–94.

78 Hier noch einmal der genaue Fundort des Dokuments: University of New Brunswick, Kanada, Harriet Irving Library, Archives and Special Collections.



Quelle: Nach BA-MA, Kart RH 2 W/94; aus BA-MA, RW 34/v.9.

Vorbemerkung zur Edition:

Das Dokument umfasst 41 einseitig beschriebene Blätter im Format A4, geschrieben auf einer Schreibmaschine mit großen Typen, wie sie für Vorlagen bei Hitler benutzt wurde. Das erste Blatt enthält den Titel, das zweite Blatt ein »Inhaltsverzeichnis«, das die Überschriften der sieben Kapitel und der sieben Abschnitte des VII. Kapitels aufführt. Auf die Wiedergabe dieses Blatts wurde hier verzichtet.

Nur der eigentliche Text des Dokuments, der 39 Blätter umfasst, ist paginiert.

Seitenumbrüche im Original werden im folgenden jeweils durch Querbalken angezeigt: / /.

Neben maschinenschriftlichen Unterstreichungen, die hier *kursiv* gesetzt sind, enthält der Text eine Reihe handschriftlicher Unterstreichungen mit rotem Stift, die im folgenden durch Unterstreich gekennzeichnet sind.

Die besondere Schreibweise des Originals – z. B. die häufige Verwendung von »ss« statt »ß« – wurde durchweg beibehalten. Lediglich zwei Tippfehler wurden stillschweigend korrigiert; desgleichen wurde die Schreibweise der Zahlen leicht modernisiert.

Alle Anmerkungen stammen vom Herausgeber. Einfügungen sind durch eckige Klammern [] gekennzeichnet.

»Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich«

I.

Das Ziel der Grenzföhrung und Grundsätze der Grenzbestimmung

Das Kriegsziel der Westmächte, Deutschland in den Zustand der Zersplitterung nach dem Westfälischen Frieden zurückzuführen und den Rhein in seiner ganzen Länge zur französisch-deutschen Grenze zu machen, gibt auch Deutschland das Recht, bei der Bestimmung der neuen deutsch-französischen Grenze weit in die Vergangenheit zurückzugehen, als die Grenze gegenüber Frankreich dort lag, wo sie nach den natürlichen Verhältnissen liegen muss. Das Ziel der Grenzföhrung muss ein mehrfaches sein:

1. Die neue Grenze muss den natürlichen Gegebenheiten und geographischen Tatsachen Rechnung tragen.
2. Deutsches Volkstum darf nicht länger vor den Toren des Reiches bleiben.
3. Dem Reich muss der zu Mitteleuropa gehörende Wirtschaftsraum im Westen geschlossen zugeteilt werden.
4. Die natürlichen und strategisch notwendigen Verteidigungslinien im Westen müssen dem Reich gesichert werden.

Bei der Grenzziehung zwischen Deutschland und Frankreich, die gleichzeitig die Abgrenzung von Mittel- und Westeuropa ist, muss als ein wesentlicher Gesichtspunkt gelten, dass die Natur seltener Grenzlinien schafft als vielmehr Grenzräume. Vor allem aber muss man sich darüber /2/ klar sein, dass grosse Landräume oder gar Großstaaten niemals auf Grund *einer* geographischen Tatsachenreihe abgegrenzt werden können. Es ist nicht möglich, nur nach geologischen oder nur nach klimatischen oder hydrographischen Erscheinungen Grenzen zu ziehen. Vielmehr muss eine solche Grenzziehung nach länderkundlichen Grundsätzen erfolgen und sämtliche geographischen Tatsachen, insbesondere auch die der geographischen Lage und des inneren räumlichen Zusammenhangs berücksichtigen. Dazu kommen geschichtliche

und politische Zusammenhänge, die Verbreitung von Rasse, Volkstum und Sprache und nicht zuletzt die Erscheinungen der Kulturlandschaft.

Die Forschung ist in den Arbeiten von zahlreichen Geographen und Geopolitikern, von denen hier vor allem Schlüter, Metz, Steinbach und Linnebach¹ erwähnt seien, unter Zugrundelegung aller in Betracht kommenden obenangeführten Gesichtspunkte zu einer im wesentlichen übereinstimmenden Begrenzung Frankreichs gegenüber dem germanischen Osten gelangt, die im allgemeinen der Grenze des altdeutschen Reiches im Mittelalter entspricht. Das tausendjährige Ringen um die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, das man oft als den Kampf um den Rhein bezeichnet, (weil im Hintergrund der französischen Eroberungsgelüste allezeit als lockendes Ziel der Besitz des Rheins stand und steht) ist nicht ein Kampf um die Stromrinne des Rheins, sondern um die Landschaft, durch deren Mitte der Rhein fließt. Der Kampfplatz wird gleichsam abgesteckt durch das ganze Stromgebiet des Rheins, /3/ zu dem im weiteren Sinne auch Maas und Schelde gehören, einschliessende Westgrenze des Reichs im Mittelalter, welche die weiteste Ausdehnung Deutschlands nach Westen darstellt, sowie durch die den Rhein mehrfach überschreitende Ostgrenze des Napoleonischen Kaiserreiches zwischen 1810 und 1813, welche die weiteste Ausdehnung Frankreichs nach Osten bezeichnet (Karte 1)². /4/

II.

Die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich

Der Begriff Mitteleuropa deckt sich im Westen nach der Auffassung der deutschen Landeskunde mit dem Begriff des geographischen Deutschland. Er ist gekennzeichnet durch den Dreiklang des deutschen Bodens: Alpenland, Mittelgebirge und Tiefland. Wo einer dieser drei Töne im Westen ausklingt, hört Mitteleuropa auf und beginnt Westeuropa und damit Frankreich.

1 Otto Schlüter (1872–1959), Geograph mit dem Schwerpunkt »Siedlungsgeographie«, seit 1911 Professor an der Universität Halle; Friedrich Metz (1890–1969), Geograph mit den Schwerpunkten »Siedlungsgeographie« und »Westforschung«, seit 1935 Professor an der Universität Freiburg im Breisgau (1936–1938 auch Rektor); Franz Steinbach (1895–1964), Historiker mit den Schwerpunkten »rheinische Landesgeschichte« und »Westforschung«, seit 1928 Professor an der Universität Bonn; Karl Linnebach (1879–?), Historiker mit den Schwerpunkten »Rheinland« und »Militärgeschichte«, Archivar am Reichsarchiv in Potsdam.

2 Die im Text erwähnten 16 Karten konnten bislang nicht gefunden werden.

Das niederdeutsche Tiefland reicht über Holland, Belgisch- und Französisch-Flandern hinaus, um an der Schwelle der Artois zu enden. Bis dort hin reicht auch die für das niederdeutsche Küstengebiet eigentümliche landschaftliche Dreigliederung: Dünengürtel, Marsch- oder Polderland und Geest, in Flandern als Houtland (Holzland) bezeichnet. Auf der Karte wird die Veränderung des Landschaftsbildes noch weiter unterstrichen durch eine scharfe Umbiegung der Küste nach Süden. An dieser Stelle liegt auch die Grenze zwischen der Nordsee und dem Kanal.

Die Ardennen stellen nur den westlichen Teil des rheinischen Schiefergebirges dar, mit dem sie nach ihrem geologischen Bau und ihren Oberflächenformen übereinstimmen. Die Ardennen sind zusammen mit der Eifel und dem luxemburgischen Ösling ein typisches deutsches Mittelgebirge. /5/

Zu Mitteleuropa gehören ferner die Vogesen in ihrer Gesamtheit, die mit dem Schwarzwald in allen wesentlichen Teilen übereinstimmen. Zu Mitteleuropa gehören aber auch schliesslich die Sichelberge, die Argonnen und der Jura, der politisch zwischen der Schweiz und Frankreich aufgeteilt ist.

Für die Zugehörigkeit eines Raumes und dessen inneren Zusammenhang ist das Gewässernetz von grosser Bedeutung. In den Flußsystemen kommt infolge der Sicherheit, mit der das Wasser stets die Tiefenlinie findet, die Oberflächengestaltung am feinsten und vollkommensten zum Ausdruck. Die Grenzen der Stromgebiete sind daher fast stets auch Grenzen natürlicher Landschaften. Wasserscheiden sind hier in der Regel natürliche Grenzen. Die Mosel gehört mit ihrem Gewässernetz zum Einzugsgebiet des Rheins. Aber schliesslich gilt auch für die Maas, dass sie sich in ihrem Unterlauf mit dem Rheinsystem vereinigt. Zur Maas gehörte ursprünglich auch das Gewässernetz der Schelde. Mosel- und Maasgebiet, sowie das Scheldegebiet stellen sich damit in deutlichem Gegensatz zu dem Gewässernetz, das im Pariser Becken seinen Mittelpunkt besitzt. Die Wasserscheide zwischen dem Maas- und dem Seinesystem tritt damit als eine klare Trennungslinie zwischen Mittel- und Westeuropa in die Erscheinung, und diese Linie ist durch den Argonnerwald besonders unterstrichen. Dieser dicht bewaldete Sandsteinrücken, der sich 60 km in der Länge und 12 km in der Breite erstreckt, stellt eine natürliche Hinderniszone dar, wie das auch /6/ die heftigen Kämpfe dort im Weltkriege beweisen. Im Süden schliesst sich als weitere Barriere des Seinebeckens das wichtige Plateau von Langres an (Karte 2).

Die Landschaft östlich dieser Wasserscheide, die linksrheinische Landschaft im weiteren Sinne, und die rechtsrheinische Landschaft bilden eine natürliche Einheit, durch die sich der Rhein als Mittelachse hindurchzieht.

Diese Landschaft rechts und links des Rheins ist gleichmässig und symmetrisch aufgebaut. Die Landschaft links des Rheins ist von Basel bis zur Mündung fast immer das Spiegelbild der rechtsrheinischen, wenn auch von Südwesten nach Nordosten etwas verschoben (Vogesen – Schwarzwald; Haardt – Odenwald; lothringische Stufenlandschaft – schwäbische und fränkische Stufenlandschaft; Schweizer Jura, Sichelberge und Côtes Lorraines – schwäbisch-fränkischer Jura; Zaberger Bucht – Kraichgau; Hunsrück – Taunus; Eifel, Hohes Venn und Ardennen – Westerwald, Siebengebirge und Sauerland). Diese einheitliche und symmetrische Gestaltung springt besonders im geologischen Aufbau in die Augen. Die Landschaft rechts und links des Rheins bis zur obenerwähnten Wasserscheide des Argonnerwaldes weist eine fast völlige geologische Einheitlichkeit und Symmetrie auf. *Die Antwort der Geologie auf die Frage nach der natürlichen Grenze zwischen Deutschland und Frankreich kann daher nur lauten, dass diese Grenze mit der Ostgrenze des Seinebeckens, d.h. mit der Wasserscheide zwischen den Flußsystemen der Seine und der Maas zusammenfällt.* Die einheitliche geologische Vergangenheit des Rhein- und /7/ Maasstromgebietes, die sich in seinem gleichartigen geologischen Aufbau ausspricht, hat auch eine einheitliche, gleichartige und symmetrische Oberflächengestaltung zur Folge gehabt. Die der Rheinebene zugekehrte Seite der Randgebirge zeigt rechts und links des Rheins steilen Abfall, während sich der dem Rheintal abgekehrte Hang sanft zu den Stufenlandschaften hinuntersenkt. Die gleiche Erscheinung kehrt bei den Schichtstufen der Stufenlandschaften wieder, die alle nach innen steil, nach aussen sanft und allmählich abfallen.

Zur weiteren Klärung der Frage der Grenze zwischen West- und Mitteleuropa muss auch auf das Klima abgestellt werden. Hier ergeben die Beobachtungen, dass der gesamte lothringische Raum östlich der Argonnen klimatisch nicht zum Westen Europas, sondern zu Mitteleuropa gehört. Während im atlantisch bestimmten Klima ausgeglichene Temperaturen und eine Steigerung der Niederschläge im Winter, Frühjahr und Herbst vorherrschen, trägt Lothringen sehr viel stärker kontinentales Gepräge. Die Temperaturgegensätze zwischen Sommer und Winter sind wesentlich grösser, und die Niederschläge häufen sich im Sommer im Gefolge von Wärmegewittern. Das findet eine entsprechende Auswirkung auch in der Pflanzenwelt und im landwirtschaftlichen Anbau. Der Wald gewinnt im lothringischen Raum übereinstimmend mit dem deutschen Mittelgebirge sehr viel grössere Bedeutung als im waldarmen Pariser Becken und in den küstennahen Landschaften Frankreichs. Auch die lothringische Landwirtschaft stimmt mit der

von /8/ Mitteleuropa, aber nicht mit jener der atlantischen Gebiete Frankreichs überein.

Entwässerung, Flußsystem und Wasserscheide, geologischer Aufbau, Oberflächengestaltung und Klima ergeben danach *folgende natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich: Schweizer Jura – Plateau von Langres – Waldgürtel der Argonnen und Hügelschwelle des Artois*. Zwischen den Argonnen und dem Hügelland des Artois liegt das flache Land der Picardie und des Hennegaues, Landschaften, die immer wieder als Völkertore und Schlachtfelder in der Geschichte erscheinen. Hier kann eine klare natürliche Grenzlinie nicht gefunden werden. Das gleiche gilt für die zwischen dem Schweizer Jura und dem Plateau von Langres liegende Senke der Saône (Karte 3). /9/

III.

Die geschichtliche deutsche Westgrenze im Mittelalter

Es ist daher auch kein Zufall, dass Frankreich seine politische und staatliche Einheit im Seine- und Loirebecken, dem eigentlichen Kerngebiet Frankreichs, gefunden hat und dass die ursprüngliche politische Ostgrenze Frankreichs während des ganzen Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein über die Höhenzüge des Artois und der Argonnen verlief.

Die Ardennen und die Vogesen mit der Burgunder Pforte bilden einen zweiten natürlichen Grenzgürtel, der jedoch das einheitliche Stromgebiet Rhein-Maas in das des Rheins und das der Maas im wesentlichen teilt. Zwischen dem äusseren und diesem inneren Grenzgürtel liegt ein Zwischengebiet, das auch bezeichnenderweise immer wieder Anlass zu staatlichen Zwischenlösungen gab. Das kam bereits in den karolingischen Reichsteilungen zum Ausdruck wie später in der Bildung des grossburgundischen Staates und einer Reihe von kleinen Territorien, die als Pufferstaaten schliesslich der stärkeren Macht erliegen mussten. Keine der Staatsbildungen in diesem Zwischengebiet hat bisher in der Geschichte Bestand gehabt. Die Lehre der Geschichte geht daher dahin, diesen Raum wieder dem Staatsgebilde zuzuteilen, zu dem er ursprünglich gehört hat, und bei dem er im Verlaufe der letzten tausend Jahre weitaus am längsten gewesen ist. /10/

Ausgangspunkt für die Geschichte der Westgrenze ist der Vertrag von Verdun mit der Aufteilung des Reiches Karls des Grossen in drei Reiche, das Ostreich, das Mittelreich und das Westreich, im Jahre 843. Im Vertrag von Mersen im Jahre 870 wurde das Mittelreich in der Weise geteilt, dass unter

anderem Aachen, Trier, Diedenhofen, Metz und Strassburg deutsche Städte wurden. Nach der Schlacht von Andernach im Jahre 876 gewann das Ostreich dann auch noch die westliche Hälfte des ehemaligen Mittelreiches mit den Städten Antwerpen, Löwen, Cambrai, Verdun, Bar und Toul. Als im Vertrag von Ribemont im Jahre 880 auch Flandern bis zur Schelde und 925 ganz Lothringen an das Ostreich gefallen war, entstand so die deutsch-französische Grenze, die nach Abrundungen im flandrischen Raume (Westflandern und Artois) ohne grundlegende Veränderungen bis zur Besetzung der Bistümer Metz, Toul und Verdun (1552) bzw. bis zum Westfälischen Frieden galt. Jahrhunderte hindurch verläuft diese Grenze von der Kanalküste in einem Bogen bis nördlich Cambrai und weiterhin nach Bapaume. Die Gegend von Bapaume bildet Jahrhunderte lang eine wichtige Ausfallstellung und macht die Picardie zu einem naturgegebenen Kampfplatz. Von Bapaume wendet sich die Grenze zur Maas hinüber, die sie etwas unterhalb Mézières erreicht, von da ab verläuft sie auf den Höhen des Argonnerwaldes und entlang dem Plateau von Langres nach dem Tal der Saône und Rhône. Das gesamte Gebiet der Maas war damals deutsch bis auf den Oberlauf einiger linker Nebenflüsse. Die natürlichen Sperrlandschaften /11/ gegen Frankreich, die Vogesen, die Argonnen, die Ardennen und das Hügelland des Artois, waren damit in deutscher Hand, ebenso die historischen Übergänge und Schlachtfelder an der burgundischen Pforte, an der mittleren Mosel, im Oberlauf der Maas, der Sambre und der Schelde bis zur Wasserscheide, die zu den Flüssen herüberführt, deren Wasser nach Frankreich gerichtet sind, nämlich der Somme, der Oise, der Aisne und des Doubs (Karten 4–6).

Seit dem Mittelalter ist es das immer stärker hervortretende Bestreben Frankreichs, sich den Besitz der Landschaft zwischen dieser deutschen Westgrenze und dem Rhein zu setzen. Deutschlands Verhältnis zu Frankreich ist bestimmt durch das immer wieder auf französischer Seite auftauchende Begehren nach dem Rhein. Von der Schlacht bei Andernach (876), in der Karl des Kahlen Ansprüche auf das ganze Lothringen zurückgewiesen und damit jene frühen Versuche Frankreichs, den Rhein als Ostgrenze zu gewinnen, zum Scheitern gebracht werden, und von den Einfällen Lothars von Frankreich in Lothringen und die Rheinlande unter Kaiser Otto II. (Überfall in Aachen 978) führt eine Linie über die begehrlische Politik Philipps IV., des Schönen (1285–1314), dessen Kronjuristen Maas und Rhein zur natürlichen Grenze Frankreichs erklären wollten, weiter über die Besetzung der Bistümer Metz, Toul und Verdun durch Heinrich II. (1552) und über die Übergriffe unter Richelieu und Mazarin (Besetzung des Herzogtums Loth-

ringen und der Städte Mainz und Worms im 30jährigen Krieg) und die Gewaltakte Ludwigs XIV. (Wegnahme Strassburgs /12/ 1681) zur weitesten Ausdehnung des napoleonischen Kaiserreiches bis an und über den Rhein (1810–1813) und zur Rheinbundpolitik des Korsen, zu dem durch Napoleon III. entfesselten Kampf mit dem Ziele der Eroberung des ganzen linken Rheinuferes nebst einigen Brückenköpfen und schliesslich zur Aussenpolitik der französischen Republik, die zwangsläufig in den Weltkrieg einmündete und zur Abtrennung Elsass-Lothringens, Eupen-Malmedys, zur Unterstellung des Saargebietes unter die Herrschaft des Völkerbundes, zur Entmilitarisierung des Rheinlandes und zu seiner Besetzung durch die Feindbundmächte führte (Karten 7 und 8). *Immer ist der Rhein Deutschlands Schicksalsstrom; sind seine beiden Ufer mit der zu seinem Stromgebiet gehörenden Landschaft unbestritten in deutschem Besitz, dann ist die Zeit deutscher Grösse da; sind sie in der Hand der Franzosen, dann durchleben wir Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung.* Die immer wiederkehrenden masslosen Forderungen Frankreichs, die steten Beunruhigungen und die Notwendigkeit der Zurückerkennung der deutschen Westgrenze im Laufe der letzten tausend Jahre zwingen dazu, Frankreich nunmehr endgültig in seine natürliche Ausgangsstellung, in das Pariser Becken, zurückzudrängen. Erst dann wird im Westen eine ruhige Entwicklung gewährleistet sein. Eine Beschränkung auf die Grenze von 1918 oder gar auf das deutsche Sprachgebiet würde den Keim zu neu wiederkehrenden Ausdehnungsgelüsten Frankreichs und damit zu neuen Verwicklungen an der Westgrenze in sich tragen. Erst eine entscheidende Schwächung Frankreichs wird an der Westgrenze den Frieden bringen. /13/

IV. Die Sprachgrenze

Es ist auffallend, dass die geschichtliche Grenze, die ein dreiviertel Jahrtausend lang nur wenige Änderungen erfuhr, nicht mit der romanisch-germanischen Sprachgrenze zusammenfällt. Die deutsch-französische Sprachgrenze zeichnet sich durch einen ausserordentlich gradlinigen Verlauf aus, im Gegensatz zu den vielfach unübersichtlichen Verhältnissen des Ostens. Sprachliche Mischgebiete sind im Westen eine Ausnahme. In neuerer Zeit haben sich durch Zuwanderung flämische Minderheiten in Wallonien gebildet und deutschsprachige Minderheiten in den an Elsass-Lothringen sich anschliessenden Departements. Der gradlinige Verlauf der Sprachgrenze

verleitete früher zu der Auffassung, dass es sich hier um eine Grenzlinie handele, die bereits in der Völkerwanderungszeit geschaffen worden sei. Jedoch wurde in der Literatur auch schon früher darauf hingewiesen, dass der heutigen Sprachgrenze im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung breite germanische Sprachstreifen und viele Sprachinseln im romanischen Sprachgebiet vorgelagert waren (Karte 9). Man nahm aber an, die heutige germanisch-romanische Sprachgrenze decke sich mit der Grenze der von Osten her durchgeführten Massensiedlungen der Franken, von denen nur kleinere Gruppen weiter nach Südwesten vorgedrungen seien. Steinbach³ hat nachgewiesen, dass die Lehre vom plötzlichen Abbruch der Massensiedlung an der Sprachgrenze falsch ist. /14/ Die Sprachgrenze ist keine ursprüngliche Siedlungsgrenze, sondern eine spätere Ausgleichgrenze zwischen germanischen und romanischen Sprach- und Kulturströmen. Petri⁴ hat dann in neuester Zeit in seinem Werk „Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, die fränkische Landnahme in Frankreich und in den Niederlanden und die Bildung der westlichen Sprachgrenze“ bewiesen, dass die germanische Volkssiedlung die ganze Wallonei und die angrenzenden Teile Frankreichs in nahezu gleicher Weise erfasst hat, wie die nordöstlich anschliessenden germanischen Siedlungs- und Kulturgebiete in den Niederlanden, im Rheinland und sonst in Nordwestdeutschland. Den ursprünglich deutschen Charakter jener Gebiete unterstreichen in besonderem Masse die Bau- und Kunstwerke. Erinnert sei hier an die gotischen, d.h. deutschen Rathäuser vieler belgischer und französischer Städte und an die gotischen Dome von Paris, Reims, Amiens usw. In Wirklichkeit also reichte das germanisch-deutsche Volkstum im frühen Mittelalter weit über die heutige Sprachgrenze nach Nord- und Ostfrankreich hinein bis an die Seine, was durch zahllose Reihen- gräberfelder und nicht minder zahlreiche germanische Orts- und Flurnamen bezeugt wird. Auch die germanischen Siedlungs- und Flurformen haben sich über Nord- und Ostfrankreich verbreitet, wo, wie in den angrenzenden Gebieten des Reiches, die dorfmassige Siedlung und die Gewanneinteilung vorherrscht. Eine zerstreute germanische Siedlung, die als eine Herrensiedlung

3 Vgl. Franz Steinbach, *Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte*, Jena 1926; ders./Franz Petri, *Zur Grundlegung der europäischen Einheit durch die Franken*, Leipzig 1939. Zu Steinbach vgl. Anm. 1, zu Petri Anm. 4.

4 Vgl. Franz Petri, *Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Die fränkische Landnahme in Frankreich und den Niederlanden und die Bildung der westlichen Sprachgrenze*, 2 Bde., Bonn 1937. – Franz Petri (1903–1993), Historiker mit dem Schwerpunkt »Westforschung«, wurde 1941 Professor an der Universität Köln.

aufgefasst werden kann, reichte sogar bis an die Loire. An dem /15/ Aufbau der nordfranzösischen wie der wallonischen Bevölkerung ist germanisches Volkstum, vor allem fränkisches Volkstum in starkem Masse beteiligt. In die burgundische Pforte drang das alemannische Volkstum vor, das jedoch vor den Burgundern wieder zurückweichen musste. Beide germanischen Volksstämme aber, Alemannen und Burgunder, haben zum Aufbau der Bevölkerung in Burgund wesentlich beigetragen; das kommt auch in zahlreichen Ortsnamen, in Bodenfunden und in der Siedlungsart zum Ausdruck.

Für den Nordwestraum verschwinden die Abweichungen der geschichtlichen und der Sprachgrenze zum grössten Teil, wenn neben der romanisch-germanischen Sprachgrenze die wallonisch-französische mit in die Betrachtung gezogen wird, wozu, wie oben dargelegt, die neueren Forschungsergebnisse berechtigen. Die südlichere Randlinie der drei stärksten Dichtigkeitsstufen fränkischer Ortsnamen deckt den Raum zwischen der derzeitigen deutsch-germanischen Sprachgrenze einerseits und der historischen und der natürlichen Grenze andererseits fast völlig ab (Karte 10).

Mit dem Erstarken des französischen Staates wird die deutsche Sprachgrenze überall zurückgedrängt. Der folgenschwerste Einbruch erfolgte im Artois auf einer Breite und Tiefe von etwa 50 km. Der belgische Forscher Gottfried Kurth⁵ aus Arel setzt die niederdeutsche Sprachgrenze des 13. Jahrhunderts bei Boulogne an. Niederdeutsche Ortsnamen und andere Tatsachen weisen jedoch darauf hin, dass /16/ das geschlossene deutsche Sprachgebiet damals noch weiter südlich, und zwar bis zur Canche reichte. Südlich der Canchemündung finden wir noch eine Siedlung, die den deutschen Namen Berk trägt. Für die Flamen heissen die Städte Calais und Boulogne heute noch Kales und Boonen. Das Flämische hat im hohen Mittelalter grosse Verluste erlitten im Raum von Lille (Rijssel), Roubaix (Robeeke), Tourcoing (Tourkonje). Im Herzogtum Lothringen wurde die Sprachgrenze in dem Raum von Château Salins (Salzburg), Vic (Vich), Moyenvic (Medevich), Marsal, Dieuze (Duss), Mörchingen und Saarburg auf eine Breite von etwa 50 km und eine Tiefe von 20 bis 25 km zurück-

5 Godefroid Kurth (1847–1916), belgischer Historiker. Einer der Lehrer von Henri Pirenne. Seine »deutsche« Herkunft – er wurde in Arlon/Arel geboren – wurde von nationalistischen deutschen Historikern gerne hervorgehoben (vgl. Ernst Striefler, *Gottfried Kurth. Ein deutsch-belgisches Grenzlandschicksal*, Leipzig 1941), daher die deutsche Schreibweise seines Vornamens. Kurth verfasste die erste große Darstellung zur frühmittelalterlichen Sprachgrenze: *La frontière linguistique en Belgique et dans le Nord de la France*, 2 Bde., Brüssel 1896/1898.

geworfen. Die Vogesen waren im Mittelalter an mehreren Stellen vom Deutschtum in westlicher Richtung überschritten worden. Von Markkirch aus verbreitete sich das mittelalterliche Deutschtum vor allem dem Bergbau folgend bis über St. Diedel (St. Dié) hinaus und in ähnlicher Weise am Südrand der Vogesen im Raum Giromagny nördlich Belfort. Vom Münstertal erfolgte eine landwirtschaftliche Erschließung des Westabhanges der Hochvogesen bis über Gerdsee (Gerardmer) und Langensee (Longemer) nach Woll (Lapresse) hinaus. Jenes ältere über den Vogesenkamm nach Westen vorgestossene Deutschtum konnte sich aber nicht halten. Auch in der Gegend von Belfort ist die deutsche Sprache nach dem Verlust dieser Stadt im Westfälischen Frieden zurückgegangen; unter österreichischer Herrschaft war das kleine Belfort eine wesentlich deutschsprachige Stadt. Sehr stark hatten sich die deutschen kulturellen und sprachlichen /17/ Einflüsse in der württembergischen Herrschaft Mömpelgard (Montbéliard) und der Freien Reichsstadt Bisanz (Besançon) durchgesetzt, und sie sind heute dort noch fühlbar. /18/

V.

Die Volkstumsverhältnisse beiderseits der Sprachgrenze
bis zur natürlichen Grenze

Auf germanischer Seite sind die Anwohner der romanisch-germanischen Sprachgrenze von der Schweizer Landesgrenze bis zu dem Ort Aubel südwestlich von Aachen Deutsche, von da ab bis zu ihrem Auslauf am Meere zwischen Dünkirchen und Calais Flamen.

Die Zahl der Einwohner deutscher Muttersprache in Elsass-Lothringen beträgt rd. 1½ Millionen. Im Ober- und Unterelsass hat sich die Sprachgrenze in jüngerer Zeit nicht mehr wesentlich verändert. Dagegen waren in Lothringen, bedingt durch den gewaltigen Aufschwung des Bergbaus und der Hüttenwerke, nach 1871 bedeutende Veränderungen zugunsten der deutschen Sprache erfolgt. Nach Versailles kam wieder ein Rückschlag, der aber selbst nach dem Urteil ausländischer Beobachter im Minettegebiet Lothringens keinesfalls ein so grosses Ausmass annahm, wie die französische Statistik es darzustellen versuchte. Die deutsche Sprache ist allerdings wieder stark zurückgegangen in Städten wie Metz, Diedenhofen, Château Salins, Dieuze, Mörchingen und Saarburg, wo an die Stelle der deutschen Behörden und Truppen französische traten.

Das bisherige Grossherzogtum Luxemburg hat rd. 297.000 Einwohner, die bis auf einen Teil der darin mitenthaltene(n) rd. 38.000 Staatsfremden deutschen Volkstums (Moselfranken) sind. /19/

Die Notwendigkeit der Einbeziehung der Flamen in den grossdeutschen Raum bedarf keiner näheren Begründung. Die Territorien auf dem belgisch-niederländischen Raum verdanken zu allen Zeiten ihre mehr oder weniger grosse Selbständigkeit lediglich der Rivalität ihrer grossen Nachbarn England und Frankreich untereinander und gegenüber einem schwachen Deutschen Reich. Erst mit dem Erscheinen Preussens auf breiter rheinischer Front im Jahre 1815 konnten Hoffnungen auf Wiedergewinnung des verlorenen wertvollen deutschen Volksbodens bis zur alten deutschen Westgrenze, wie sie vor dem Westfälischen Frieden bestand, geweckt werden. Die Zeit für die Erfüllung dieser Hoffnungen erscheint nunmehr gekommen. Die Zahl der flämisch sprechenden Bevölkerung Belgiens beträgt rd. 4,5 Millionen.

Etwa 180.000 bodenständige Flamen wohnen im Departement Nord in einem Gebiet, das im Westen bis an die Aa reicht (Karte 11). Die alten flämischen Städte Dünkirchen, Gravelingen und Sint Omars (St. Omer) sind der Verwelschung anheimgefallen. Immerhin gibt es in Dünkirchen noch eine starke flämische Minderheit. Das Flämische hat sich dagegen in Bergen, Cassel, Belle (Bailleul) und Hazebrouck vollständig gehalten und von Belgisch-Flandern erfolgte eine so starke Zuwanderung, dass die Sprachgrenze in der Gegend von Komen (Comines) und Werwik (Werwicq) sich sogar nach Süden verschiebt.

Nur auf *alt*französischem⁶ Boden sind die Anwohner /20/ auf der romanischen Seite der Sprachgrenze Franzosen, dagegen in den ehemals zum alten deutschen Reich gehörenden südbelgischen und zum Teil auch in den angrenzenden französischen Gebieten Wallonen, Nachkommen der Reichsromanen. Es handelt sich bei den Wallonen im wesentlichen um eine erst in neuerer Zeit unter französischen Einfluss geratene rassisch und sprachlich von Deutschen und Franzosen unterschiedliche Urbevölkerung, die in den unzugänglichen Gebieten der Ardennen die Stürme der Völkerwanderung überstanden hatte, aber doch stark unter fränkischen Einfluss gekommen war. Heute ringt diese wallonische Bevölkerung infolge ihrer geringen Kinderzahl stark um ihren Bestand und ist nur auf Grund der seit langem bestehenden flämischen Einwanderung in der Lage, ihre Einwohnerzahl aufrechtzuerhalten. Die Zahl der belgischen Wallonen beträgt 3½ Millionen. Als ein spitzer bis

6 Kursivierte Silbe im Original gesperrt.

in die Nähe von Maastricht nach Norden gerichteter Keil schiebt sich die wallonische Bevölkerung zwischen das flämische und das deutsche Gebiet. Sie hat in dieser Lage seit der Völkerwanderung bis ins 19. Jahrhundert hinein alle Schicksale des Deutschen Reiches teilen müssen, das auf seine natürlichen Grenzen nicht dieses Keiles wegen verzichten kann. Die Sicherheit des deutschen Volkes darf daher in Zukunft nicht von Wallonen und ihrer Hinneigung zum Franzosentum abhängig bleiben. Die deutsche Reichsgrenze muss vielmehr ohne Rücksicht auf die Wallonen geführt werden. /21/

Die Feststellung, dass ausser den Veränderungen der Sprach- und Volkstumsgrenze in Westflandern und Lothringen die deutsch-französische Sprach- und Volkstumsgrenze im Laufe der Jahrhunderte keine allzu grossen Veränderungen erfahren hat, darf jedoch nicht zu der Annahme verleiten, dass im Westen ein darüber hinausgehender Verlust an deutschem Volkstum nicht eingetreten sei. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Seit dem Mittelalter ergiesst sich ein Strom von deutschen Menschen nach Frankreich, der in die vielen Hunderttausende geht. Allein die Zahl der Schweizer, die in fremden Heeren Söldnerdienste taten, wird auf 2 Millionen beziffert. Davon haben mehr als 1 Million unter französischen Fahnen gekämpft. Es gab Zeiten, wo erhebliche Teile des französischen Heeres aus Deutschen bestanden, und mit deutschen Truppen wurden vielfach die Eroberungskriege gegen das Reich geführt, angefangen von den Reitern Philipps des Schönen bis zu den Soldaten Napoleons I. Die Westwanderung betraf in früheren Jahrhunderten, von den Soldaten und Studenten abgesehen, vor allem Handwerker und bestimmte Facharbeiter wie Bergleute, Glockengiesser, Geschützgiesser und andere Metallarbeiter, Bierbrauer, Buchdrucker usw. Im 19. und 20. Jahrhundert nimmt diese Wanderung bisher ungekannte Ausmasse an. Französische Sachverständige berechnen die Zahl der eingewanderten Belgier auf 600.000, wovon mindestens $\frac{2}{3}$ flämischer Herkunft sind. Diese Einwanderung ging vor allem in die Departements Nord und Pas de Calais, wo sie sogar zu einer Veränderung der Sprachgrenze führte. In den /22/ grossen Industriestädten des Nordens, in Lille, Roubaix und Tourcoing gibt es heute flämische Minderheiten, die sich jeweils auf 20.000 bis 40.000 Köpfe beziffern. Die flämische Einwanderung aus Belgien hat sich aber auch sehr stark der Landwirtschaft zugewandt. Eingewanderte flämische Bauern und Pächter findet man über den ganzen Nordwesten Frankreichs verbreitet bis zur Seine. Diese Flamen haben ihre völkische Eigenart noch durchaus bewahrt und halten vielfach noch enge Fühlung mit ihrer Heimat und mit den heimatlichen Organisationen auf kirchlichem und wirtschaftlichem Gebiet.

Von grösster Bedeutung ist aber auch die Zuwanderung aus Elsass-Lothringen. Die Zahl der zugewanderten deutschsprachigen Elsass-Lothringer beträgt mindestens 300.000, liegt aber wahrscheinlich höher. Es sind vor allem die dem Elsass und Lothringen benachbarten Departements Meurthe et Moselle, Vosges, Belfort und Doubs, die von den Einwanderern aufgesucht wurden. Nach 1871 wanderte aus zollpolitischen Gründen ein Teil der oberelsässischen Textil- und Maschinenindustrie nach Belfort und in die französischen Vogesentäler. In den Landschaften und vor allem in den Städten der genannten Departements wohnen viele zehntausende von Elsässern, zu denen sich noch tausende von Schweizern und Reichsdeutsche gesellen. Belfort entwickelte sich von einer Festung und kleinen Bürgerstadt zum modernen Industrieplatz, so dass das kleine Territorium Belfort heute 100.000 Einwohner zählt. Die Zahl der Einwohner elsässischer Herkunft dürfte in diesem Gebiet /23/ gegen 20.000 betragen. Der Zusammenbruch der oberelsässischen Industrie nach dem Weltkrieg hat weitere Zehntausende in den Raum der Burgunder Pforte nach Mömpelgard und darüber hinaus nach Besançon gezogen, wo vor allem die Metall- und Uhrenindustrie vertreten ist. Eine grosse Anziehungskraft übten die Peugeot-Werke der Automobilindustrie aus, die zwischen Belfort und Mömpelgard entstand.

Die Zahl der Schweizer in Frankreich, unter denen die Deutsch-Schweizer völlig überwiegen, wird heute auf rd. 150.000 angegeben. Diese Schweizer Einwanderung erfolgte vor allem in die Departements Belfort, Jura, Doubs (Besançon), aber auch nach Elsass und Lothringen. Sie wendet sich in gleicher Weise der Industrie wie der Landwirtschaft zu.

Die Zahl der Luxemburger in Frankreich beträgt rd. 40.000.

Das eingewanderte deutsche und flämische Volkstum ist demnach in grösster Masse in den an das Reich und Belgien angrenzenden Gebieten vertreten.

Überschaut man diese Gesamtentwicklung, so kommt man zu dem Ergebnis, dass die dem Reich in seinen Grenzen von 1871 bis 1918 vorgelagerten Gebiete von der Küste bis zum Schweizer Jura erhebliche germanisch-deutsche Einflüsse zeigen, die einmal bedingt sind durch Vorgänge der Völkerwanderungszeit, zum anderen aber auch durch die Wanderungsbewegungen, die im letzten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichten. Die Prozentzahlen der fremden /24/ Staatsangehörigen in den östlichen Departements sind aus anliegender Statistik⁷ zu ersehen.

7 Die im Text erwähnte statistische Aufstellung wurde bisher nicht gefunden.

Nach Ausweis der amtlichen französischen Statistik beträgt die Zahl der Ausländer in Frankreich 2,7 bis 2,9 Millionen. Dazu kommen noch etwa 300.000 Naturalisierte, die in der amtlichen Statistik von 1936 erschienen sind. Sicher handelt es sich dabei um Mindestziffern. Die Zahl der Ausländer dürfte mit 4 Millionen nicht zu hoch angesetzt sein und der Wirklichkeit am nächsten kommen. Die letzte Ursache der Masseneinwanderung liegt in der nicht nur auf die hohen Verluste Frankreichs im Weltkrieg zurückzuführenden ausserordentlich geringen natürlichen Vermehrung und der dadurch bedingten geringen Volksdichte. Frankreich wirkt auf seine Nachbarstaaten ansaugend wie ein luftleerer Raum. So erklärt sich die ausserordentliche Zuwanderung aus dem deutschen Volksgebiet der Schweiz, des Reichs, Elsass-Lothringens und Luxemburgs und aus Belgien, zu der noch eine starke Zuwanderung aus Spanien, Portugal, aus Italien und aus Afrika kommt.

Ohne die Mitwirkung dieser Länder könnte Frankreich weder seine Schlüsselindustrien und seine Rüstungsindustrie aufrechterhalten noch seine Ernährung sicherstellen. Nur durch die Zuwanderung vor allem der Italiener gelingt es, verödete Landstriche im Midi und in den Alpen wieder zu besiedeln und zu bewirtschaften. Frankreich ist vor allem nicht mehr in der Lage, seinen Boden aus eigener Kraft zu verteidigen, vielmehr muss es grosse Massen von /25/ Farbigen heranziehen, was seinen Niedergang vielleicht am deutlichsten kennzeichnet. Rechnet man die bodenständigen Volksgruppen der Basken, Katalanen, Italiener, Bretonen, Flamen und Deutschen und die in jüngerer Zeit zugewanderten Ausländer zusammen, so kommt man auf die erstaunliche Zahl von 7 bis 8 Millionen Nichtfranzosen. Frankreich hat damit den Beweis erbracht, dass es nicht in der Lage und nicht Willens ist, seinen Raum aus eigener Kraft mit eigenen Menschen zu füllen und auszunutzen.

Für uns ergibt sich vor allem die traurige Feststellung, dass hunderttausende und Millionen Deutsche und Flamen helfen müssen, die französische Wirtschaft in Gang zu halten, dass sie gegen das eigene Blut kämpfen müssen, während bei einer anders verlaufenen politischen Geschichte, bei einer anderen Grenzziehung es unschwer möglich gewesen wäre, dieses deutsche Volkstum, das in Frankreich untergeht, jedenfalls dem Deutschtum verloren geht, im Anschluss an den geschlossenen deutschen und flämischen Volksboden planmässig anzusetzen. Die neue Grenzziehung muss auch hier endgültig Wandel schaffen, indem sie Räume, die doch nicht vom französischen Volke bevölkert, bewirtschaftet und ausgenutzt werden können, dem deutschen Volkstum zur Besiedlung und Wiedergewinnung als deutschen Volksboden zur Verfügung stellt. Das heute in diesen Räumen siedelnde französi-

sche Volkstum wird zum grossen Teil ausgesiedelt werden können und ausreichenden Siedlungsraum und ausreichende Ernährungsmöglichkeiten im entvölkerten Kernfrankreich finden. /26/

VI. Die natürlichen Verteidigungslinien im Westen

Wie die Wasserscheide zwischen dem Seineflußsystem einerseits und Rhein-Mosel-Maas-Scheldesystem andererseits die natürliche Grenze gegenüber Frankreich darstellt, so sind auch die Hügelschwelle des Artois, die Südwesthänge der Ardennen, der 60 km lange Höhenzug der Argonnen, das Plateau von Langres und schliesslich die Burgunder Pforte mit ihrem Vorgelände die natürlichen Sperrlandschaften gegenüber dem kernfranzösischen Gebiet. Mit dem Besitze dieser Höhenzüge dürften auch die strategisch wichtigen Verteidigungslinien in deutscher Hand sein. /27/

VII. Grenzvorschlag

Nachstehend ist der Versuch gemacht, eine diesen lebenswichtigen Forderungen entsprechende Grenze zu finden. Neben den bereits erörterten geographischen, geschichtlichen und militärischen Gesichtspunkten sind besonders die Forderungen des Verkehrs und der Wirtschaft bei der Grenzführung entscheidend gewesen (Karten 3 und 12–16).

1.) Die Grenze beginnt an der Kanalküste südwestlich Montreuil sur Mer, schliesst den Unterlauf der Canche und die Stadt St. Pol ein und läuft südlich des flandrischen Hügellandes und des Flussgebiets der Scarpe und südlich der Stadt Arras vorbei. Sie schliesst weiter den gesamten Strassenzug der route nationale Nr. 39 und die Städte Cambrai, Le Cateau und Hirson ein, wo sie alsdann in südöstlicher Richtung die Südhänge der Ardennen erreicht. Südöstlich Charleville biegt die Grenze nach Süden ab und läuft über die Westhänge des Argonnerwaldes, alsdann östlich Bar le Duc über die Wasserscheide zwischen Marne und Maas bis auf das Plateau von Langres. Nach Einbeziehung der Stadt Langres hält sich die Grenze im wesentlichen an die Grenze der Departements Haute-Saône und Doubs, so dass das obe-

re Saône- und Doubestal mit Besançon und der Eisenbahnübergang zur Schweiz nordwestlich Lausanne von Frankreich abgetrennt werden. /28/

2.) Landschaftlich umfassen die abzutrennenden Gebiete:

- a) Zunächst das unmittelbare Flussgebiet des Rheins, das Elsass. Alle Flüsse und Bäche des Elsass ausser in dem kleinen nach Lothringen hineinragenden Teil, dem sogenannten krummen Elsass, führen unmittelbar zu Rhein.
- b) Das Flussgebiet der Mosel und der Saar, Deutsch-Lothringen, die Woëvre-Ebene, das Tal der Meurthe (Nebenfluss der Mosel von den Vogesen bei St. Dié kommend) und die Westabdachung der Vogesen.
- c) Im Süden das Flussgebiet der Saône und des Doubs zwischen den Vogesen und den Monts Faucilles (Sichelbergen), dem Plateau von Langres und dem Jura. Nach Südwesten ist die Grenze in Richtung Rhône offen.
- d) Das Maastal mit seinen westlichen und östlichen Vorbergen.
- e) Im Norden das Gebiet der Sambre, der Schelde, der Scarpe, der Lys und der Canche.

Die höchsten Erhebungen sind in den Vogesen und zwar im südlichen Teil dieses Gebirges (Grosser Belchen 1.423 m, Elsässer Belchen 1.245 m, Grosser Hohnack 1.361 m). Im Norden der Vogesen ist der Donon (über 1.000 m) der höchste Berg.

Im Jura steigen die Berge bis auf über 1.200 m und in den Gebirgen südlich Mömpelgard auf fast 900 m an.

Das in mehreren Treppen nach Osten zur Saône abfallende Plateau von Langres erhebt sich auf über 500 m. /29/

Das Gebirge zwischen der oberen Mosel und der oberen Maas erreicht ebenfalls 500 m.

Die Maashöhen sind weniger hoch. Die Höhe von 400 m wird hier weder in den Argonnen noch in den östlich der Maas gelegenen Teilen überschritten. Ebenso erreichen die Ardennen auf französischem Boden nur Höhen bis zu 400 m.

Westlich der Ardennen ist nur noch Hügelland vorhanden, so das Flandrische Hügelland und die Schwelle von Artois.

Im übrigen umfasst das abzutrennende Gebiet den Südwestflügel der Oberrheinischen Tiefebene im Elsass, die Lothringische Hochfläche und das Flachland in Flandern und Artois (Karte 3).

3.) Das nach dieser Grenzföhrung von Frankreich abzutrennende Gebiet umfasst schätzungsweise 59.000 qkm mit 7.100.000 Einwohnern. Es entfallen also ungefähr 120 Einwohner auf 1 qkm. Frankreich verliert ganz:

- a) die bis 1919 deutschen Departements im Elsass und Lothringen (Haut-Rhin, Bas-Rhin und Moselle),
- b) die Lothringischen Departements Meurthe et Moselle (Nanzig) und Vosges (Epinal),
- c) das Territorium Belfort,
- d) die burgundischen Departements Doubs und Haute-Saône.

Ferner verliert Frankreich:

- a) fast das ganze Norddepartement mit Düнкirchen, Lille, /30/ Cambrai und Valenciennes,
- b) ungefähr $\frac{3}{4}$ des Departements Pas de Calais mit Calais, Boulogne und Arras,
- c) den Nordteil des Departements Ardennes mit Mézierès, Charleville und Sedan,
- d) einen kleinen Zipfel des Departements Aisne mit Hirson und La Capelle,
- e) den Ostteil des Departements Meuse einschliesslich Verdun, St. Mihiel und Commercy,
- f) den Ostzipfel des Departements Haute Marne mit Langres. (Karte 12)

Von den ungefähr 7.100.000 Einwohnern sind deutschsprachig ungefähr 1.500.000 und zwar fast das ganze Elsass mit Ausnahme kleinerer Teile in den Vogesen (westlich Rappoltsweiler und um Saales-Schirmeck im Breuschthal), ferner Lothringen nördlich der Linie Diedenhofen, Falkenberg, Saarbürg. Im französischen Teil Flanderns wohnen noch ungefähr 180.000 Flamen, so besonders bei Bergues, Cassel und Hazebrouck. Die Zahl der Franzosen und Wallonen in den abzutretenden französischen Gebieten beträgt also ungefähr 5.000.000 Einwohner.

Die einzelnen abzutretenden Gebiete sind sehr verschieden dicht bevölkert. Die höchste Volksdichte ist um Lille und Valenciennes, ferner um Maubeuge, Metz, Briey und Belfort, sowie im gesamten Elsass vorhanden. /31/

Im Departement Nord wohnen 350 Einwohner, im Departement Pas de Calais 205 Einwohner, in Belfort 164 Einwohner auf den qkm. Diese 3 Gebiete liegen erheblich über dem Reichsdurchschnitt. Die beiden elsässischen Departements entsprechen mit 149 bzw. 145 Einwohnern auf den qkm

ungefähr dem Reichsdurchschnitt. Die teilweise industriell hochentwickelten Departements Meurthe et Moselle und Moselle liegen trotz der Industrialisierung mit 109 und 112 Einwohnern auf den qkm bereits erheblich unter dem Reichsdurchschnitt. In den restlichen Gebieten ist die Volksdichte nur in der Umgebung der Städte dichter, das Land ist im Gebirge (Argonnen, Ardenen, Vogesen und Jura) sehr dünn besiedelt (teilweise unter 30 Einwohnern auf den qkm). Aber auch in den Flusstälern macht sich ein grosser Bevölkerungsschwund bemerkbar, so besonders im Departement Haute-Saône.

4.) Die grössten Städte in dem abzutrennenden Gebiet sind:

Im Norden	Lille	193.000 Einwohner
	Dünkirchen	28.500 Einwohner
	Calais	66.000 Einwohner
	Boulogne	51.000 Einwohner
	Valenciennes	40.000 Einwohner
	Roubaix	105.000 Einwohner
	Tourcoing	77.000 Einwohner
	Douai	38.000 Einwohner
	Arras	28.000 Einwohner
	Cambrai	27.000 Einwohner
	Maubeuge mit Vororten	60.000 Einwohner /32/

Im Maasgebiet sind von grösserer Bedeutung die Städte:

Charleville	22.000 Einwohner
Mézières	11.000 Einwohner
Verdun	20.000 Einwohner
Sedan	19.000 Einwohner

Im Moselgebiet sind zu erwähnen die Städte:

Remiremont	10.500 Einwohner
Spinal (Epinal)	28.000 Einwohner
St. Dié (St. Dié)	20.000 Einwohner
Toul	13.000 Einwohner
Nanzig	121.000 Einwohner
Lunéville	24.000 Einwohner
Pont à Mousson	11.000 Einwohner
Metz	83.000 Einwohner
Diedenhofen	19.000 Einwohner
Longwy	14.000 Einwohner

PETER SCHÖTTLER

Im Elsass liegen:

Strassburg	193.000 Einwohner
Mülhausen	47.000 Einwohner
Colmar	50.000 Einwohner

Im Süden sind zu erwähnen:

Belfort	46.000 Einwohner
Besançon	65.000 Einwohner
Vesoul	12.000 Einwohner
Langres	8.000 Einwohner

5.) Verkehrswesen.

a) Wasserstrassen.

Ausser den schiffbaren natürlichen Wasserstrassen des Rheins, der Mosel und der Maas sind noch die Schelde, die Sambre und die Lys zu erwähnen, die durch Anlage von /33/ Kanälen teilweise schiffbar sind. Überhaupt zeichnet sich das Land durch ein enges Netz von Binnenwasserstrassen aus. Die schiffbaren Flüsse sind fast alle durch Kanäle miteinander verbunden. Im Norden sind die fächerförmig ausstrahlenden Nebenflüsse der Schelde untereinander sowie mit Calais und Dünkirchen durch Kanäle verbunden.

Zu erwähnen sind besonders:

Rhein-Marnekanal, Rhein-Rhônekanal, Saarkanal, Ardennenkanal, der Kanal von St. Quentin (Somme-Schelde) und der Sambre-Oisekanal (Karte 13).

b) Das Bahnnetz ist ebenfalls sehr eng. Die grossen Bahnlinien sind im Osten die Linien

Lauterburg – (bezw. Weissenburg) – Strassburg – Colmar – Mülhausen – Basel,

Mülhausen – Belfort – Besançon,

Strassburg – Saarburg – Nanzig – Commercy – Bar le Duc – Paris (teilweise viergleisig),

Saarbrücken – Metz – Bar le Duc – Paris,

Nanzig – Metz – Diedenhofen – Trier,

Nanzig – Epinal – Mülhausen,

Saarbrücken – Diedenhofen – Longuyon – Sedan – Paris,

Mézières – Sedan – Verdun – Ragny – Neufchâteau – Malindrey (bei Langres). /34/

Im Norden sind zu nennen die Linien:

Maubeuge – Le Cateau – St. Quentin – Paris,
Valenciennes – Douai – Arras,
Lille – Calais,
Lille – Dünkirchen,
Lille – Lens – Arras – Amiens.

Die Grenzföhrung ist so vorgesehen, dass alle grossen Bahnlinien an keiner Stelle unterbrochen sind. Ferner ist von Besançon im Süden angefangen Bahnverbindung entlang der Grenze bis in den Norden bei Boulogne vorhanden (Besançon – Vesoul – Langres – Commercy – Verdun – Sedan – Mézières – Hirson – Cambrai – Douai – Béthune – Boulogne) (Karte 14).

c) Der gleiche Gesichtspunkt war bei der Grenzföhrung auch hinsichtlich der Landstrassen massgebend (Karte 15).

Die grosse route nationale Nr. 39 von Montreuil sur Mer über St. Pol, Arras, Cambrai, Le Cateau, Hirson, Mézières verläuft geschlossen innerhalb des abzutrennenden Gebiets; desgleichen die route nationale Nr. 64 von Mézières – Sedan – Verdun – Commercy – Neufchateau – Luxeuil – Belfort. Hauptstrassenverbindung besteht auch entlang dem südlichen Teil der Grenze von Neufchateau – Langres – Besançon – Schweizer Grenze südlich Pontarlier.

An besonders ausgebauten Strassen sind noch zu erwähnen *im Süden* die Strassen:

Basel – Mülhausen – Colmar – Strassburg – Lauterburg, /35/
Strassburg – Zabern – Lunéville – Nanzig – Vitry le François – Paris,
Luxemburg – Diedenhofen – Metz – Nanzig – Spinal – Vesoul – Besançon,
Basel – Belfort – Vesoul – Langres;

im Norden:

Maubeuge – Valenciennes – Lille – Calais,
Düнкirchen – Calais – Boulogne – Montreuil.

6.) Wirtschaft (Karte 16).

a) Land- und Forstwirtschaft

Das abzutrennende Gebiet umfasst in den Gebirgen wenig ertragreiche Landstriche, die hohen Vogesen, den Jura, die Maashöhen und das Plateau von Langres sind landwirtschaftlich arme Gegenden. Am westlichen Hang der Vogesen und im Jura sind die Viehzucht und die Milchwirtschaft besonders entwickelt. Auffallend ist die starke Abholzung in einzelnen Teilen des Gebietes.

Landwirtschaftlich wertvoll sind das Elsass (bedeutender Wein- und Obstbau), das Moseltal (ebenfalls Wein und Obst, besonders um Metz und Nanzig), das lothringische Stufenland (Roggen und Hafer) und der gesamte Norden (Flandern und Artois). Der Norden ist Teil des Weizen- und Zuckerrübengebiets von Frankreich.

Ausgedehnte Forsten sind besonders im Gebirge vorhanden, so in den Süd-Vogesen und Jura (Nadelwald). Ertragreiche Laubwälder sind im nördlichsten Teil der Vogesen, /36/ auf den Moselhöhen südwestlich von Metz, den Maashöhen und in den Ardennen anzutreffen.

In der Ebene sind grössere Wälder vorhanden: in der Rheinebene (Hagenauer Forst, Bienwald und Hartwald im Oberelsass), in der Woëvre Ebene westlich Metz und bei Maubeuge.

b) Gewerbliche Wirtschaft

Die abzutrennenden Gebiete sind wirtschaftlich die wertvollsten Teile Frankreichs. Hier liegen die grossen Industriezentren.

Die grösste Bedeutung kommt dem Bergbau zu. Eisenerze werden in grossen Mengen in Lothringen gewonnen. Die Lagerstätten beginnen bei Esch und Differdingen in Süd-Luxemburg und ziehen sich über Longwy, den Kreis Diedenhofen-West, Briey bis südwestlich von Metz hin. Um Nanzig sind weitere Lager vorhanden. Die lothringische Minette hat einen Eisengehalt von 25 % bis 30 % und wird vielfach im Tagbau abgebaut. Ursprünglich war sie wegen ihres starken Phosphorgehaltes nicht verhüttungsfähig. Seit der Erfindung des Thomas-Verfahrens hat sich dies geändert. Der Abbau der Erze stieg von Jahr zu Jahr an und betrug vor dem Weltkrieg im deutschen Teil des Abbaubereiches allein 21 Millionen Tonnen jährlich. Heute besitzt Frankreich mehr als die Hälfte der europäischen Eisenerzvorräte in insgesamt 25 Departements. Alle Lagerstätten sind jedoch gegenüber den lothringischen Minette-Gruben von ganz untergeordneter Bedeutung. 94,8 % der /37/ gesamten französischen Eisenerzeugung stammen aus Lothringen.

Das nordfranzösische Steinkohlenbecken mit Vorgelände liegt geschlossen in dem von Frankreich abzutretenden Gebiet. Steinkohle ist im Industriegebiet südlich und südöstlich Lille vorhanden, so besonders um Valenciennes, Douai, Lens und Béthune. Hier im Norden werden allein 61 % der französischen Gesamterzeugung an Kohlen gewonnen. In diesem Kohlenbecken sind alle Sorten von Steinkohlen und Anthrazit vorhanden. Ein weiteres Steinkohlengebiet liegt als Fortsetzung des Saarreviers in Lothringen um Forbach, St. Avold und Bolchen. Hier werden 11 % der französi-

schen Gesamterzeugung gewonnen. Wegen ihres grossen Fettgehaltes werden die lothringischen Kohlen besonders als Gas- und Schmiedekohlen verwendet. Ein weiteres Steinkohlengebiet am Westhang der Vogesen hat nur örtliche Bedeutung.

Kali wird im Oberelsass nördlich von Mülhausen und in geringeren Mengen bei Besançon gewonnen. Erdöllager sind nur im Unterelsass nördlich von Hagenau, im sogenannten Pechelbronner Gebiet, vorhanden. Die Erzeugung fällt im Rahmen der Weltvorräte nicht ins Gewicht. Bedeutende Steinsalzlager befinden sich um Nanzig und Salzburg (Château Salins). Das Salz wird in Bergwerken und teilweise auch in Salzquellen gewonnen. Kochsalzbergwerke sind auch im Jura anzutreffen.

Ein Grossteil der industriellen Erzeugung Frankreichs ist ebenfalls in den abzutrennenden Gebieten beheimatet. /38/ So befindet sich mehr als die Hälfte der französischen Kokereien im nordfranzösischen Industriegebiet. Die Roheisen- und Stahlerzeugung liegt zu 75 % in Lothringen. 10 % der Verhüttung findet in Nordfrankreich statt. Fertigfabrikate aus Metall werden hauptsächlich in den unmittelbaren Rohstoffgebieten, den Departements Meurthe et Moselle und Nord, hergestellt.

Grosse Bedeutung hat noch die Textilindustrie im Elsass, im Departement Vosges und im nordfranzösischen Industriegebiet. Nach dem Krieg von 1870 haben zahlreiche Spinnereien ihren Betrieb von Mülhausen und Umgebung auf die westliche Seite der Vogesen verlegt. Auf diese Weise hat die Textilindustrie in den westlichen Vogesentälern einen grossen Aufschwung genommen. Im nördlichen Industriegebiet ist besonders die Baumwollindustrie und die bedeutende Spitzenindustrie von Valenciennes zu erwähnen.

7.) Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die vorgeschlagene Grenze alle wesentlichen Grundlagen besitzt, die geeignet sind, einer Grenze Dauer zu verleihen. Zugleich ist sie zusammen mit einer zielbewussten Siedlungs- und Volkstumspolitik im Westen geeignet, den tausendjährigen Kampf um den Rhein endgültig zu Gunsten des deutschen Volkes zu entscheiden und damit dem Reiche eine friedliche Entwicklung im Westen zu gewährleisten. Schliesslich und nicht zuletzt ist sie eine Wiedergutmachung des hundertfältigen Unrechtes, das Frankreich Deutschland als Folge /39/ seines unberechtigten Strebens nach dem Rhein in den letzten tausend Jahren zugefügt hat.

[handschriftlich:] Dr. Stuckart 14.6.1940

Sergio Bologna

Der Operaismus als Objekt der historischen Forschung

SEIT einem Jahrzehnt weckt die Geschichte der Protestbewegungen und der sozialen Kämpfe in den europäischen Ländern der siebziger Jahre kein politisches Interesse mehr. Die *new economy* hat die Kommunikationsstrukturen und Arbeitsverhältnisse radikal verändert. Ihre Manifestationsformen finden weitaus mehr Beachtung, sei es von Bewunderern oder Kritikern. Die *new economy* – auch Postfordismus genannt – bewirkte einen derartigen Bruch mit der Vergangenheit, dass das Bild des vorherigen Zyklus dadurch verdrängt oder verzerrt wurde.

Es gibt jedoch eine Ausnahme von dieser allgemeinen Tendenz: In Italien hat die Kritik am Postfordismus nicht nur bei den stark ethisch-religiös geprägten jungen Bewegungen der Globalisierungsgegner, sondern auch bei der viel älteren Bewegung der »centri sociali« eine wichtige Rolle gespielt. Diese selbstverwalteten Jugendinitiativen hatten seit Beginn der neunziger Jahre eine Widerstandsstrategie gegen die Entsolidarisierungstendenzen der postfordistischen Produktionsweise entwickelt und waren dabei durch die Analysen einiger Intellektueller der vor-68er und 68er Generation unterstützt worden. Es bildete sich ein schmales und prekäres Bündnis zwischen den Generationen, das der Verdrängung der Geschichte eine Grenze setzte. Die sozialen Auseinandersetzungen der sechziger und siebziger Jahre wurden dabei weder idealisiert noch mythisiert. Das Gefühl von »Tradition«, vor allem von theoretischer Tradition, blieb so einigermaßen intakt.¹

Diese Intellektuellen hatten unter harten Repressionsmaßnahmen zu leiden, Sie wurden interniert oder mussten ins Exil gehen. Als politische Emigranten hatten sie in den Zufluchtsländern neue Kontakte aufgebaut. So

1 Vgl. dazu Centri sociali: geografia del desiderio. Dati, statistiche, mappe, progetti, divenire, Milano 1996.

war bei einigen jugendlichen Aktivisten der neuen Generation in Italien und im Ausland ein gewisses Interesse an der Geschichte dieser Intellektuellen entstanden: Nicht an der Geschichte ihres individuellen Lebens, sondern an der Entstehung und Entfaltung einer kollektiven Denkungsart.

Die Gruppe dieser Intellektuellen hatte gemeinsam ihre politische Motivation darin gefunden, dass sie sich auf die Kommunikations- und Erfahrungsprozesse der Arbeiterklasse in den Großbetrieben während der sechziger Jahre einließ. Sie hatte damit ein ehrgeiziges Ziel verbunden: Die Neubegründung eines radikalen antikapitalistischen Denkens, das über die kommunistische Weltanschauung hinaus strebte und eine Neuinterpretation von Marx versuchte, um auch über Marx hinaus zu gelangen. Sie sammelte sich um die Redaktion der Zeitschrift »Classe Operaia« (Arbeiterklasse). Daher wurden sie »Operaisten« genannt: Anhänger einer emanzipatorischen Programmatik, die sich an den Arbeitern ihrer Epoche orientierte, die durch die fordistisch-tayloristische Massenproduktion geprägt war.

Zusammen mit den Betroffenen, den Massenarbeitern, versuchten sie aus der Dynamik der fordistischen Ausbeutungsmethoden eine Dynamik der Befreiung zu entziffern, als ob der »Wissenschaftlichen Betriebsführung« Frederick W. Taylor's eine unorthodoxe, wissenschaftlich fundierte Befreiungsmethode entgegengesetzt werden konnte. Dies klingt abstrus und banal. Der italienische Operaismus hat tatsächlich versucht, aus dieser Banalität – der Banalität der Utopie – eine politische Theorie zu begründen. Er hat analytische Instrumente geschaffen, um die Gegenwart besser zu verstehen, um sich gegen die drohende Ausrottung der Menschen und ihrer Umwelt wirksam zur Wehr zu setzen. Solche Instrumente werden auch heute gebraucht, in einer Epoche, in der die Kontrolle über Information und Wissen viel raffinierter und umfassender als während der fordistischen Ära ist.

Forscher der jungen Generation, die sich mit dieser Geschichte auseinandersetzen wollen, sind mit einer schwierigen Aufgabe konfrontiert. Kein Mitglied der Gründungsgruppe des Operaismus hat versucht, seine eigene Geschichte zu schreiben oder die Geschichte seiner kollektiven Erfahrung festzuhalten. Nur wenige haben persönliche Zeugnisse zu Papier gebracht. Trotzdem gibt es natürlich eine Geschichte des Operaismus, genauer gesagt eine Geschichte der außerparlamentarischen Gruppe »Potere Operaio« (Arbeitermacht): Diejenige, die Polizei und Richter bei ihren Ermittlungsverfahren und in ihren Gerichtsurteilen geschrieben haben.

Dass keiner der unmittelbar Betroffenen seine »Erinnerungen« geschrieben hat, lässt sich aus verschiedenen Gründen erklären. Erstens: Trotz der gemein-

samen Matrix ist jeder seinen eigenen Weg gegangen, und diese Wege gingen weit auseinander. Zweitens: Wer über seine eigene Geschichte schreibt, setzt seine eigene Person in den Mittelpunkt und kann sich kaum vor der Tendenz zur Selbstrechtfertigung bewahren. Aber auch für diejenigen, die sich auf die Spurensuche begaben, waren die individuellen Wege der Betroffenen uninteressant. Auch sie haben glücklicherweise mehr Interesse für die theoretische Arbeit gezeigt. Sie fragen nach der Aktualität dieser Theorie. Sind die theoretischen Ansätze des Operaismus noch aussagekräftig? Kann man aus ihnen noch etwas für die Analyse der heutigen Verhältnisse lernen? Taugen diese Ansätze noch für eine emanzipatorische Theorie und Praxis der Gegenwart?

Hinzu kommen einige spezifische Voraussetzungen, die glücklicherweise eine Annäherung an die Geschichte des Operaismus ermöglichen:

- a) Die von einer »Generation der Mitte« in den achtziger und neunziger Jahren betriebene theoretische Arbeit, die sich als Brücke zwischen der alten Generation der sechziger Jahre und der gegenwärtigen Generation erwiesen hat. Ihre Beiträge – beispielsweise die Arbeiten von Christian Marazzi oder von Paolo Virno – berufen sich auf die Voraussetzungen des Operaismus, weisen aber gleichzeitig viel Originalität auf. Sie gründete Zeitschriften, Verlagshäuser wie »Derive e Appodi«, und Initiativen, die für die kritische Orientierung der Generation der *new economy* eine wichtige Funktion erfüllt haben.
- b) Die Existenz einiger Informations- und Kulturzentren, so die von Primo Moroni gegründete und bis zu seinem Tod geführte Buchhandlung »Calusca« in Mailand, die sicher die wichtigste war. In den schwierigen Zeiten von Demütigung und Niederlage gelang es Primo Moroni, ein System der Kommunikation und Verbindung zwischen den unterschiedlichen und manchmal gegensätzlichen politischen Tendenzen aufzubauen, das die Herausbildung von Sekten und kleinen Insidergruppierungen verhinderte. Moroni verkörperte nicht nur Toleranz und Kreativität, sondern er besaß auch die Fähigkeit, die Modernisierungstendenzen der kapitalistischen Gesellschaft im Voraus zu sehen, und dies machte die Buchhandlung »Calusca« zu einen Anziehungs- und Ausstrahlungspunkt für die ganze autonome Bewegung in Italien.
- c) Die innovative theoretische Arbeit zum Thema »Postfordismus«, die von den Zeitschriften wie »Altre ragioni« und anderen Projekten vorangetrieben wurde, um über den Operaismus hinaus bestimmte theoretische Grenzen zu überwinden, die das kritische Verstehen der *new economy* blockierten.

Und nun stehen seit dem Jahr 2002 die ersten Ergebnisse dieses Interesses an der Geschichte des Operaismus zur Verfügung. Eines kommt aus dem englischsprachigen Raum, das andere aus Italien. Sie unterscheiden sich in der Methode und von den sozialen Zusammenhängen her, in denen sie entstanden sind. *Storming Heaven. Class composition and struggle in Italian Autonomist Marxism* von Steve Wright² ist das Resultat einer für eine Doktorarbeit durchgeführten Untersuchung und die erste Arbeit, die die geschichtliche Rekonstruktion der Theorie und Praxis des italienischen Operaismus anhand von Kriterien der Quellenkritik in Angriff nimmt. Sie ist mit dem notwendigen Abstand zum Untersuchungsgegenstand geschrieben, aber auch mit einer Fähigkeit des Verstehens, die sich einem starken Gefühl der persönlichen Anteilnahme und des Einverständnisses mit den Gründen der revolutionären Bewegungen verdankt. Im selben Jahr erschien in Italien das von Guido Borio, Francesca Pozzi und Gigi Roggero herausgegebene Buch *Futuro Anteriore. Dai 'Quaderni Rossi' ai movimenti globali: ricchezze e limiti dell'operaismo italiano* (Vorweggenommene Zukunft. Von den 'Quaderni Rossi' zu den globalen Bewegungen: Reichtum und Grenzen des italienischen Operaismus).³

Das in London veröffentlichte Buch ist die erste historische Abhandlung über den italienischen Operaismus. Es unterbricht nicht nur die bis jetzt verfügbare autobiographische Literatur, sondern auch die Produktion und Reproduktion der im allgemeinen negativen Vorurteile. Dagegen stellt die Publikation der drei italienischen Autoren einen Versuch zur Neuinterpretation und Aktualisierung der theoretischen Ansätze des Operaismus dar. Es präsentiert aber auch eine Reihe von Zeugnissen ehemaliger Operaisten in einem Umfang, wie dies bisher in keiner anderen Veröffentlichung zu finden war.

Steve Wright musste für sein komplexes Thema einen Leitfaden wählen. Er entschied sich für den Begriff »Klassenzusammensetzung« und verlieh ihm damit einen heuristischen Wert, der von den Operaisten kaum erkannt worden war, da sie ihn als Kriterium der Empirie der »großen politischen Theorie« (über den Staat, über die Partei, über die Revolution, über den *general intellect* und so weiter) untergeordnet hatten. Wright unterstreicht zu Recht, dass der Begriff der »Klassenzusammensetzung« eng mit der Untersuchungsmethode der »conricerca« (»Mit-Forschung« oder »Begleit-

2 London 2002.

3 Milano 2002.

forschung») zusammenhängt. Denn beide verweisen auf eine für die italienischen Operaisten charakteristische Art und Weise, in der sie eine Zusammenarbeit zwischen Intellektuellen und Arbeitern im weitesten Sinne begründen, die sich grundsätzlich vom Verhältnis zwischen Partei und Klasse, das die II., III. und IV. Internationale charakterisiert hatte, unterschied. Die italienischen Operaisten wollten nicht »die Führer« der Klasse sein, kein politischer Stand und keine »kleine Partei«. Sie lebten den Widerspruch dessen, der zwar einer politischen Theorie anhängt, aber gleichzeitig die traditionellen organisatorischen Modelle der Arbeiterbewegung ablehnt.

Wright fragt sich, warum der italienische Operaismus in der angelsächsischen Welt so lange unbekannt blieb und bemerkt dazu, dass nur dank der Arbeiten einiger weniger wie Ed Emery überhaupt erst die sprachlichen Bedingungen geschaffen wurden, damit die Schriften von Antonio Negri, Mario Tronti, Romano Alquati und Paolo Virno kursieren konnten. Heute müssen wir dem noch den außerordentlichen Publikumserfolg des Buchs »Empire« von Toni Negri und Michael Hardt hinzufügen.⁴

Das erste Kapitel von Wright's Buch ist einer kurzen Beschreibung der politischen Strömungen und Persönlichkeiten gewidmet, die kurz nach Kriegsende im Italien der vierziger und fünfziger Jahre nach einer »linken« Alternative zur Politik des PCI (Kommunistische Partei Italiens) im allgemeinen und zu Palmiro Togliatti im besonderen suchten. Er skizziert so herausragende Persönlichkeiten wie Rodolfo Morandi und Raniero Panzieri, den Begründer und die Seele der *Quaderni Rossi* (»Rote Hefte«), in deren Redaktion sich zum ersten Mal sämtliche Protagonisten des italienischen Operaismus zusammenfanden.

Bemerkenswert ist auch das zweite Kapitel, weil es anhand einer intelligenten Auswahl aus den in den *Quaderni Rossi* publizierten Schriften von Mario Tronti über das Thema »Fabrik und Gesellschaft« das theoretische Selbstverständnis des italienischen Operaismus vermittelt. Trontis Arbeiten haben den Marxismus des 20. Jahrhunderts anhand einer Neuinterpretation des I. Bands des Marx'schen »Kapitals« erneuert, indem er Marx Elemente von großer Originalität hinzugefügt hat (*Tronti's discoveries*). Damit lieferte Tronti die »Grundbegriffe« des Operaismus. Gleichzeitig erkennt Wright das Innovative der Beiträge von *Quaderni Rossi* und den »Anstoß«, den dieses Periodikum der italienischen Arbeiterbewegung gab, um sie nach der

4 Michael Hardt / Antonio Negri, *Empire*, Cambridge (Mass.)/London 2000; deutsche Ausgabe Frankfurt a. M./New York 2002.

Krise, die sie – auch intellektuell – nach der Niederlage der frühen fünfziger Jahre erlitten hatte, wieder anzuregen. Dieser »Neuanfang« geschah durch die »Arbeiteruntersuchung« (*inchiesta operaia*): Wo muss man bei der Arbeiteruntersuchung beginnen? Von wo muss man bei ihr ausgehen? Als erstes muss man von der Kenntnis der Arbeiterklasse, der »neuen« Arbeiterklasse, ausgehen. Darüber hinaus muss man die Mentalität der neuen Generationen von Fabrikarbeitern verstehen, die die Demokratie gegen die Wiederkehr der neofaschistischen Strömungen verteidigt und im Juli 1960 bei den Straßenkämpfen Widerstand geleistet hatten.

Der entscheidende Promotor der »Arbeiteruntersuchung« war Romano Alquati. Er entwickelte zusammen mit Romolo Gobbi und Gianfranco Faina die Methode der *conricerca*. Faina wird in Wrights Buch allerdings nicht erwähnt, obwohl er in dieser allerersten Phase des italienischen Operaismus sehr wichtig war. Faina war Geschichtsdozent an der Universität von Genua, der Stadt, die das Epizentrum der Straßenaufstände vom Juli 1960 bildete, die das neo-autoritäre Experiment der Regierung Tambroni stoppten. Er hatte an den Erfahrungen der Zeitschrift *Classe Operaia* teil, nicht aber an jenen von *Potere Operaio*. In den siebziger Jahren hatte er auch Verbindungen mit Gruppen anarchistischen Ursprungs, die Formen des bewaffneten Kampfs unterstützten. Er kam ins Gefängnis und starb 1981 in der Haft an einem Krebsleiden.⁵

Wright setzt sich auch mit Raniero Panzieri's Beitrag zur Genesis der operaistischen Theorie auseinander. Parallel zu Tronti zeigte Panzieri mit seiner Interpretation des I. Bands des »Das Kapital« neue theoretische Horizonte auf, indem er seine Überlegungen auf das Verhältnis von Arbeiterklasse und technologischer Innovation – »das Problem der Maschinen« – fokussierte. Seine Schlussfolgerungen führten auch zu einer Kritik an der Gewerkschaftskultur der CGIL, deren subalterne Haltung gegenüber der kapitalistischen Entwicklung er nicht gut hieß. Damit wies Panzieri auf eine Problemstellung hin, die die weitere Entwicklung der *Quaderni Rossi* wesentlich beeinflusste und auch heute von brennender Aktualität ist: Ist eine Soziologie der Arbeit und der Industrie möglich, die sich nicht an der technologischen Neuerung des Kapitals orientiert, sondern an dem Arbeiterkampf? Panzieri forderte somit einen radikalen Paradigmenwechsel in der Soziologie, und nicht zufällig sind aus der Redaktion der *Quaderni Rossi*

5 Siehe den Nachruf von Rinaldo Manstretta und Pierpaolo Poggio in: *Primo Maggio*, Nr. 19/20, Winter 1983/84.

einige der bedeutendsten italienischen Soziologen hervorgegangen (Rieser, Mottura, Paci und andere).

Warum brach Raniero Panzieri mit allen, die später die Gruppe von *Classe Operaia* gründeten, jener Zeitschrift, die den italienischen Operaismus schließlich initiierte? Warum verließen Tronti, Negri und Alquati die *Quaderni Rossi*? Steve Wright gibt zwar nur vorsichtige Antworten, doch sie entsprechen den Tatsachen. Panzieri wollte einen Wendepunkt *innerhalb* der Arbeiterbewegung, der CGIL (Confederazione Generale Italiana del Lavoro), der italienischen Sozialistischen Partei (in welcher er Mitglied des Zentralkomitees war) und des PCI herbeiführen. Die Konzeption der anderen sah dagegen eine neue Art und Weise vor, gemeinsam mit der Arbeiterklasse Politik zu machen. Sie wollten eine neue Bewegung ins Leben rufen, die die post-kommunistische Ära eröffnen sollte. Hier spielte die Person von Toni Negri eine zentrale und entscheidende Rolle. Niemand anders als er hatte den »Willen«, sich in ein Unternehmen dieser Art zu stürzen, und deshalb versuchte er Panzieri und Vittorio Rieser mit allen Mitteln zu überzeugen, dass sein Weg der richtige sei. Der definitive Bruch vollzog sich Anfang September 1963 in einer Mailänder Wohnung, die ich mit zwei Gruppenmitgliedern der *Quaderni Rossi* teilte. Diese Auseinandersetzungen hatten einen sehr realen Hintergrund. Sich für das Konzept Negris zu entscheiden oder wenigstens innerhalb der Tradition der Arbeiterbewegung zu positionieren, bedeutete auch, gewisse Formen des Fabrikkampfes und gewalttätige Auseinandersetzungen auf den Straßen zu teilen – wie jene, die Turin im Sommer 1962 erschütterten und als die »*scontri di Piazza Statuto*« (Zusammenstöße auf der Piazza Statuto) bekannt wurden. Damals stürmten die Arbeiter sogar den Sitz der sozialdemokratischen Gewerkschaft UIL (Unione Italiana del Lavoro), weil diese für die Arbeitgeber Partei ergriffen hätten.

Das dritte Kapitel widmet sich der Analyse der Schriften Tronti's und Alquati's in der Zeitschrift *Classe Operaia* sowie den Diskussionen und Polemiken, die sie hervorriefen. An dieser Stelle bleibt Steve Wright jedoch recht einseitig in einer Rekonstruktion der Theoriegeschichte befangen. Es fehlt eine Geschichte dieser Zeitschrift in allen ihren Facetten sowie eine Analyse der Rolle und des Beitrags Toni Negri's, es fehlt aber auch eine Bewertung der Bedeutung des Internationalismus der italienischen Operaisten und damit zusammenhängend des Konzepts des »multinationalen Arbeiters«. Auch die Intensivierung der Beziehungen mit der *new left* Nordamerikas, bei der Ferruccio Gambino eine wichtige Rolle zukam, bleibt unerörtert. Dabei handelt es sich um Aspekte, die für die Auseinandersetzung der

Operaisten mit der Studentenbewegung von 1968, den Basiskomitees von 1968/69 und den Bewegungen der siebziger Jahre von großer Bedeutung waren. Wright hat sich allzu sehr auf die – allerdings entscheidenden – Theorieproduzenten des italienischen Operaismus beschränkt.

Von großer Bedeutung war zweifelsohne die Wende in Trontis Denken, die sich in einem kleinen Artikel »Lenin in England« in der Nr. 1 von *Classe Operaia* ankündigte. Dieser Artikel eröffnete die heiße Phase des Operaismus und provozierte gleichzeitig eine Krise, die einen neuerlichen Bruch zur Folge hatte, nämlich die Schließung der Zeitschrift zwei Jahre später und den Wiedereintritt von zentralen Figuren wie Tronti, Asor Rosa und Rita di Leo in die PCI. Dieser Artikel setzte die Thematik der Partei wieder auf die Tagesordnung. Er widmete sich dem Thema der »Taktik« und verlangte von den militanten Aktivisten, dass sie sich mit der institutionalisierten Politik auseinandersetzten. Andererseits bereicherte er auch mit dem Paradigma »Gesellschaft – Fabrik« die theoretische Debatte und eröffnete damit neue Handlungsperspektiven. Romano Alquati und andere, die in den Städten mit einer großen Arbeiterpräsenz aktiv waren (Mailand, Turin, Porto Marghera), versuchten die Dynamik der Bewegungen der Arbeiterklasse zu verstehen, um die Zeitpunkte von Rebellion und Streik vorherzusehen und sie miteinander verbinden zu können. Die Operaisten wollten so einen Beitrag zur »Wiedervereinigung der Arbeiterklasse« leisten. *Classe Operaia* war also nicht nur ein außergewöhnliches Ideenlabor, sondern initiierte auch in den Städten, in denen es militante Aktionen gab, eine Reihe von avantgardistischen politischen Erfahrungen, die sich in viele Milieus ausbreiteten. 1964 trugen die zu Beginn der Frühschichten vor den 15 großen Fabriken zwischen Mailand, Sesto San Giovanni und anderen Zonen der Peripherie verteilten Flugblätter der *Classe Operaia* zur Aufnahme von Arbeitskämpfen in der Kraftfahrzeugfabrik Innocenti bei, die in großen Arbeiterumzügen innerhalb der Stadt mündeten. Die Studentenbewegung von Trento – die 1965 gegründete Universität von Trento wurde eines der Zentren der Studentenrevolte von 1968 – lernte dank der Zeitschrift *Classe Operaia* Jimmy Boggs auf einer enthusiastischen Diskussionsveranstaltung kennen. Auch die Schüler des Mailänder Philosophieprofessors Enzo Paci (Nanni Filippini, Giairo Daghini, Paolo Gambazzi, Guido Neri, Paolo Caruso) und Psychologen wie Renato Rozzi hatten Verbindungen zur *Classe Operaia*.

Der Operaismus übte bereits vor 1968 aufgrund seiner innovativen Positionen eine starke Faszination auf viele junge Intellektuelle aus. So auf viele Architekten, Stadtplaner und Studenten dieser Fächer, die die Thematik des

Operaismus in ihre Disziplin mit aufnahmen, wie Alberto Magnaghi aus Turin – Generalsekretär von Potere Operaio 1971 – und viele andere. Als die Zeitschrift *Classe Operaia* 1966 ihr Erscheinen einstellte, hatte sie bereits eine Gruppe »neuer« Aktivisten der jüngeren Generation hervorgebracht, die 1968 und in den siebziger Jahren eine entscheidende Rolle spielten. Viele von ihnen sind nach wie vor aktiv und bekannt.

Als die Redaktion von *Classe Operaia* sich auflöste, begannen in gewisser Weise die Anfänge von 1968. Steve Wright weist in diesem Zusammenhang auf zwei wichtige Aspekte hin: erstens die Diskussion über die Rolle der »Techniker«, die in den naturwissenschaftlichen Fakultäten und den Technischen Hochschulen vielfach aufgegriffen wurde; und zweitens die Beteiligung einiger italienischer Operaisten am französischen Mai sowie eine Vielzahl von Veröffentlichungen, die einen präzisen Überblick über die Studenten- und Arbeiterrevolten in Paris gaben. Auf diese Weise wurden die in Frankreich gemachten Erfahrungen von den italienischen Operaisten nach Italien »vermittelt«.

Andere Lücken in Wright's Buch betreffen die Frage, welche politische Dynamik zur Intervention bei Fiat in Turin im Frühling 1969 führte. Um diesen wohl größten politischen Sieg des italienischen Operaismus genau rekonstruieren zu können, wäre es wahrscheinlich notwendig, Archivmaterial – besonders die Flugblätter, die man damals in den Fabriken verteilte – zu nutzen. Diese Materialien finden sich zum Teil in den privaten Sammlungen einzelner Aktivisten, zum größten Teil sind sie jedoch während und nach der Verhaftungswelle von 1979 beschlagnahmt und vernichtet worden. Eine zentrale Rolle spielten zwei Flugschriften der operaistischen Gruppe *Linea di massa*. Die erste Flugschrift, »Lotte alle Pirelli« (Die Kämpfe bei Pirelli) basierte auf Aussagen eines der Gründer des Basiskomitees bei Pirelli/Mailand, Raffaello De Mori; die zweite »Lotte dei tecnici alla Snam Progetti« (Die Kämpfe der Techniker bei Snam Progetti) kam aus dem Forschungslabor der Ente Nazionale Idrocarburi (ENI) in San Donato Milanese und wurde aufgrund der Berichte der Techniker des Basiskomitees bei ENI sowie der staatlichen Erdölindustrie geschrieben, die bis heute in diesem Sektor aktiv sind. Diese beiden Flugschriften repräsentierten zusammen mit der Zeitung *La Classe* – deren erste Nummer am 1. Mai 1969, einen Monat vor dem Ausbruch der spontanen Kämpfe bei Fiat in Turin im Juni/Juli 1969 erschien – den Höhe- und Scheitelpunkt des italienischen Operaismus.

In den für das Schicksal der revolutionären Bewegung in Italien entscheidenden Jahren 1967, 1968 und Frühjahr 1969 war Mailand und seine Peri-

pherie der Ort, wo die wichtigsten Erfahrungen zusammenkamen. An diesem Prozess waren Gruppen beteiligt, die sich mit der chinesischen Revolution beschäftigten und wohl auch identifizierten (*Edizioni Oriente*); hinzu kam ein Netzwerk, das die lateinamerikanische Guerrilla in Venezuela, Bolivien und Peru unterstützte (*Centro Frantz Fanon*). Eine große Rolle spielten auch Verlagshäuser und historische Forschungszentren (der Feltrinelli-Verlag, die Bibliothek G.G. Feltrinelli, die Edition *Avanti!*) sowie die Redaktionen avantgardistischer Zeitschriften wie *Quaderni Piacentini*, das Zentrum zum Studium der Volkskultur (Istituto Ernesto di Martino) und eine Gruppe zur Erforschung der Volkslieder (*Nuovo Canzoniere Italiano*). Die Aktionsfelder dieser Initiativen waren die Automobilindustrie (Alfa Romeo, Innocenti, O.M., Pirelli, Magneti Marelli), die chemischen und pharmazeutischen Fabriken (Snia Viscosa, Montecatini, Farmitalia, Carlo Erba), die Schwer- und Leichtmetallindustrie (Siemens, Breda, Falck, T.I.B.B.), die Labors der Erdölindustrie der ENI und die Büros für Industriedesign und Werbegrafik von Olivetti. In den sechziger Jahren hatte der Operaismus zu all diesen Orten mehr oder weniger Verbindung. Nach dem Ausbruch der spontanen Fiat-Kämpfe (Mai/Juni 1969) und dem Streikzyklus des »Autunno Caldo« (Heißen Herbstes) – vom September bis Dezember 1969 – war es kein Zufall, dass ausgerechnet in Mailand der folgenreiche Staatsterrorismus begann: am 12. Dezember 1969 explodierte die Bombe auf der Piazza Fontana. Wenige Wochen vorher war der verantwortliche Redakteur der Zeitung *Potere Operaio* festgenommen worden.

In den siebziger Jahren bezeichneten sich nur noch wenige der Begründer dieser Bewegung und Aktivisten als Operaisten. Der Operaismus durchlief jetzt eine paradoxe Entwicklung. Auf der Organisationsebene der politischen Bewegungen war seine Rolle entschieden reduziert. Jedoch verhalf die Dämonisierung von »Potere Operaio« und darauffolgend die der »Autonomia Operaia« seitens der Medien dazu, dass der Operaismus sich nicht selbst überlebte. Steve Wright konstatiert zu Recht die sich nun manifestierende theoretische und politische Schwäche von »Potere Operaio«. Die Gruppe der Aktivisten war durch die Fabrikkämpfe inzwischen an den Rand gedrängt. Sie drehte sich im Leerlauf und suchte nach neuen Bezugspunkten: so bei den Kämpfen der Afroamerikaner und den arbeitslosen Südtalienern. Da sie dabei aber keine wirkliche Verankerung fand, betonte sie mehr und mehr den selbstgewählten spätleninistischen Charakter ihrer militanten Aktionen. Zugleich kam es aber bei »Potere Operaio« zu einem Aufstand der Frauen, und aus den Reihen der Operaisten entstand die erste feministische

Frauengruppe der siebziger Jahre in Italien. Sie gründete eine Zeitung, deren Titel *Le operaie della casa* (die Hausarbeiterinnen) Programm war. Spätestens jetzt wurde die Krise der Organisation offensichtlich.

Aus nunmehr großem zeitlichen Abstand kann man sagen, dass die Gründung der Gruppe »Potere Operaio« eine enorme Forcierung der damaligen politischen Bewegung darstellte, für die ich selbst mitverantwortlich gewesen war. Und sie erscheint um so größer, wenn man die geringen Erfahrungen von »Potere Operaio« mit den vielfältigen Erfahrungen vergleicht, die in den siebziger Jahren gemacht wurden. Die Kreativität und der Optimismus, mit welchen man versuchte die Welt zu verändern – »vom Kopf auf die Füße zu stellen« –, bezogen sich auf die Bedeutung von Sachverhalten des beruflichen wie alltäglichen Lebens. An alledem hatte »Potere Operaio« nur wenig teil. Die Basisorganisationen in den Fabriken wurden von den Gewerkschaften akzeptiert und umfassten Zehntausende Arbeiter und Angestellte. Die sozialen und politischen Kämpfe in den Krankenhäusern, in den Schulen und im Transportwesen bestimmten das gesamte Jahrzehnt in Italien. Was bedeutete im Vergleich mit alledem eine kleine Gruppe, die zwar das Verdienst hatte, den revolutionären Elan beflügelt zu haben, aber nicht die Fähigkeit besaß, ihn dort zu sehen, wo er wirklich war, und sich auf diese Realität zu beziehen, die ungleich reicher war als alle Proklamationen?

Abgesehen von einigen, die zusammen mit mir nach wenigen Monaten aus »Potere Operaio« austraten, war es Toni Negri, der dieses Problem als einer der ersten sah. Ihm gelang es, einen bemerkenswerten Neuanfang an Kommunikation und Theoriebildung zu begründen, der sich in den Texten der Reihe »Materiali marxisti« des Feltrinelli-Verlags niederschlug. Texte wie *Operai e Stato* (Arbeiter und Staat), *Crisi e organizzazione operaia* (Krise und Arbeiterorganisation), *L'operaio multinazionale* (Der multinationale Arbeiter) und andere setzten wichtige Markierungspunkte.⁶ Sie trugen dazu bei, dass die Gruppe »Potere Operaio« auch eine Reihe von Personen, die nicht an ihr teilhatten, entscheidend beeinflusste und zu einem Radikalismus des Denkens führte, der in keinen anderen Zusammenhängen zu finden war.

Jedoch war »Potere Operaio« gewissermaßen eher eine »private« Sache, die politische Bewegung ging ohne die Operaisten weiter. Mit Recht sieht Wright darin eine Dynamik, die zur Bildung einer »politischen Klasse« als

⁶ Sergio Bologna u. a., *Operai e stato. Lotte operaie e riforma dello stato capitalistico tra rivoluzione d'Ottobre e New Deal*, Milano 1972; Sergio Bologna / Paolo Carpignano / Antonio Negri, *Crisi e organizzazione operaia*, Milano 1974; A. Serafini u. a., *L'operaio multinazionale in Europa*, Milano 1975.

einer losgelösten Einheit führte. Die Konzeption des »Aufstands nach Tagesbefehl« und die Rückkehr »bolschewistischer« Einstellungen warfen »Potere Operaio« um 50 Jahre zurück und waren letztlich die Negation der Voraussetzungen des Operaismus selbst. Wäre »Potere Operaio« etwas länger als »linkeste« Kraft im Spektrum der außerparlamentarischen Gruppen verblieben, hätte sie sich vielleicht einen Platz zurückerobern können. Doch sobald Gruppen wie die *Brigate Rosse* (Rote Brigaden) und andere zu handeln begannen, war ihre Zeit um. »The most valuable lesson of the 1960s – the attentive study of working-class behaviour – was to be sacrificed in a greater or lesser degree to political impatience and an increasingly rigid conceptual apparatus« (S. 151).

Die nächsten zwei Kapitel des Buchs sind Toni Negri und seinen Theorien des »sozialen Arbeiters« sowie den geschichtstheoretischen Arbeiten der Zeitschrift *Primo Maggio* gewidmet. Es ist bemerkenswert, dass der Verfasser die militanten Aktionen einer Gruppe, über die Toni Negri und die Herausgeber der Zeitschrift *Rosso* die Entwicklung des politischen Organisationsbegriffs vorantrieben, mit den Aktivitäten einer Gruppe, die sich selbst als einfache Zeitschriftenredaktion verstand, in einem großen Abschnitt untersucht. Dabei handelt es sich um unterschiedliche Zeitschriftenkonzepte, da ihnen verschiedene politische Positionierungen zugrunde lagen. Inwieweit ein Leser dies bei der Lektüre von Steve Wright's Rekonstruktionen wahrzunehmen vermag, bleibt zweifelhaft.

Die Ausführungen über Toni Negri tragen durchaus zum Verständnis der »Autonomia Operaia« als Politikform und Revolutionstheorie bei. Aber man sollte die »Inkubationszeit« der »Autonomia Operaia« der Jahre 1973 bis 1975 von jener Phase trennen, in der sie auf eine »neue« Bewegung traf, die sich von der zehn Jahre zuvor entstandenen Generation der 68er grundlegend unterschied. Die Zeitschrift *Rosso* gehörte zur Bewegung von 1977 – dem Jahr, in dem es in Italien für kurze Zeit »knallte« –, so wie *Classe Operaia* zur 68er Bewegung gehört hatte. In Padua und seiner Peripherie bildete sich eine neue Organisationsstruktur, und zwar teilweise aus den Überresten von »Potere Operaio« und teils von einer neuen Generation militanter Aktivisten getragen, die sich als »Autonomia Operaia« definierte, sich aber zum großen Teil aus Studenten und jugendlichen Proletariern zusammensetzte. Auch wenn aus den Überresten der außerparlamentarischen Gruppen und der neuen Generation in anderen Städten analoge Strukturen entstanden, blieb jene von Padua und danach von Mestre-Venezia trotz der Verhaftungen fast aller Aktiven in den Jahren 1979 bis 1981 die stärkste und dauerhafteste

Struktur, die bis heute eine Komponente der autonomen italienischen Bewegungen bildet. Im Verlauf der Jahre hat sie sich jedoch radikal verändert und lehnt insbesondere Gewaltanwendung und den bewaffneten Kampf ab.

Der Fall der Zeitschrift *Primo Maggio* hat hingegen eine völlig andere Geschichte. Es ist zwar richtig, dass *Primo Maggio* von einigen Mitgliedern der Gruppe »Potere Operaio« gegründet wurde (Lapo Berti, Franco Gori, Andrea Battinelli, Guido de Masi und mir selbst), aber typisch für sie war, dass sie sich mit einem Netz von selbstverwalteten Initiativen verband, für die sie aktiv war: »a servizio del movimento« – (zu Diensten der Bewegung). Die Buchhandlung *Calusca* von Primo Moroni in Mailand war die originellste und wichtigste dieser Initiativen. Wäre die Redaktion von *Primo Maggio* nicht Teil dieses Netzes gewesen, dann hätte ihre Zeitschrift nie einen solchen Einfluss gewonnen, aufgrund dessen sie noch heute bekannt ist.

Es ist durchaus zutreffend, wenn Steve Wright *Primo Maggio* in die Tradition des italienischen Operaismus stellt. Während sich die Redaktionsgruppe explizit in diesem Erfahrungsspektrum verortete und dies auch in Zukunft wollte, war für Toni Negri der Operaismus bereits 1973 tot, denn für ihn war die Geschichte des Operaismus mit dem Ende von *Classe Operaia* abgeschlossen. Der zweite Grund, warum *Primo Maggio*, neue Erkenntnisse bezüglich der Analyse des Finanzkapitals, des *welfare state*, der Geschichtsschreibung und der Klassenzusammensetzung hervorbrachte, liegt in der personellen Zusammensetzung der Redaktion. Ein Teil der Redaktionsmitglieder kam – auch aus Altersgründen – aus anderen Erfahrungszusammenhängen als dem des »klassischen« Operaismus, so Cesare Bermani, Bruno Cartosio, Marco Revelli, Christian Marazzi und Marcello Messori.

Darüber hinaus gab es einen weiteren fundamentalen Unterschied zwischen *Primo Maggio* und der »Autonomia Operaia«. Sie hatten eine unterschiedliche Auffassung von der eigenen Rolle als Intellektuelle. Die Mitglieder der Redaktionsgruppe von *Primo Maggio* wollten die Regeln der wissenschaftlichen Community verändern und die Methoden der historischen Wissenschaften, der Soziologie, der ökonomischen und politischen Wissenschaften erneuern. Wir fühlten uns Zeitschriften wie *Sapere* sehr nahe, die in Bezug auf die wissenschaftlichen Disziplinen wie Physik, Medizin etc. eine analoge Rolle einnahmen. *Sapere* konzentrierte sich darauf, die »gesellschaftliche Rolle« der Universitätsdozenten, der Ärzte, der Physiker, der Soziologen, der Rechtsanwälte und der Architekten kritisch zu thematisieren. So änderte sich auch für uns die gesellschaftliche Rolle des »politischen Intellektuellen«, der nicht ein neuer Lenin oder neuer Robespierre sein konnte

und durfte, sondern ein »Dienstleister« für die soziale und politische Bewegung, um ihr ein besseres Verständnis von sich selbst anzubieten und ihr neue Horizonte zu eröffnen.

Aus diesem Selbstverständnis entstand frühzeitig die Erkenntnis, dass sich die fordistische Produktion bald erschöpfen würde, um einer neuen Produktionsweise Platz zu machen, die gleichermaßen Elemente größerer Freiheit im Arbeitsprozess und größerer kapitalistischer Ausbeutung in sich trägt. Diese komplexe Entwicklung wurde von der Zeitschrift *Primo Maggio* seit ihrer Gründung 1973 bis zu ihrem letzten Jahrgang 1986 fortlaufend diskutiert. Steve Wright zeigt einige wesentliche Aspekte dieser Debatte auf. Er unterstreicht insbesondere die charakteristische und originelle Arbeitsmethode der Redaktion, die die Problematik von Geschichte und Erinnerung zur Diskussion stellte und so ein Thema vorwegnahm, das einige Jahre später im Kontext des Geschichtsrevisionismus heftig diskutiert wurde.

Im letzten Kapitel (»The collapse of workerism«) betrachtet Wright, wie »Autonomia Operaia« und *Primo Maggio* sich mit der 1977er Bewegung auseinandersetzten. Dies war die letzte Anstrengung einer politischen Generation, die aus den Entwicklungen der sechziger Jahre entstanden war. Sie versuchte, mit den Ereignissen Schritt zu halten – mit Mühe zwar –, aber wenn ich wieder lese, was wir damals schrieben, auch mit Würde. Doch die Ereignisse überschlugen sich und rissen uns fort. Die Entführung Aldo Moro's durch die *Brigate Rosse* im Jahr 1978 veränderte das Klima innerhalb der Gruppen der »Autonomia Operaia,« die sich jetzt zwischen dem Staat, der sich aufrüstete, um auf den terroristischen Anschlag zu antworten, und den bewaffneten Gruppen, die nunmehr auf einem höheren »professionelleren« Level operierten, erdrückt fühlten. 1979 wurden Toni Negri und die meisten, die bis 1973 Teil von »Potere Operaio« gewesen waren, verhaftet, andere flüchteten ins Ausland (und befinden sich teilweise noch immer im Exil). Ungefähr 5000 Aktivisten der Bewegung wurden inhaftiert oder flohen ins Ausland. Etwa 1000 von ihnen wurde der Prozess gemacht, sie wurden im Durchschnitt zu mehr als zehn Jahren Haft verurteilt. Hinzu kamen die Ereignisse bei Fiat. Als die Leitung des Fiat-Konzerns im Herbst 1980 Massenentlassungen durchsetzte, begann ein Kampf, der von Anfang an verloren war. Der Streik dauerte 35 Tage und endete mit der tiefsten Niederlage der italienischen Arbeiter seit 1950. Um zu verstehen, mit welcher Dramatik die Arbeiter bei Fiat diese Niederlage erlebten, sollte man wissen, dass in den folgenden Monaten die Zahl der Selbstmorde innerhalb der Fiat-Belegschaft um etwa hundert anstieg. Anstatt sich mit dieser Problematik,

über die eine umfangreiche Literatur existiert, zu beschäftigen, geht Wright ausführlich auf die Dynamik ein, die in den Jahren 1978 bis 1980 zum letzten Zusammenstoß bei Fiat führte: »The family Gasparazzo goes to Fiat«.

Abschließend geht Wright auch auf die Schwächen des Operaismus ein, die möglicherweise der Grund für sein Ende als politische Theorie der Gegenwart sind: »The first of these consists in its penchant for all-embracing categories that, in seeking to explain everything, too often would clarify very little ... another of the more obvious weaknesses of Italian workerism ... would be a too narrow focus upon what Marx termed the immediate process of production as the essential source of working-class experience and struggle« (S. 225). Und eine weitere Schwachstelle sei die »political impatience« gewesen. Diesen Einschätzungen kann man nur zustimmen. Zutreffend sind aber auch die von Wright zitierten Bemerkungen eines englischen und eines italienischen Zeitgenossen, dass »the questions that it posed then, as two decades before, stubbornly refuse to go away«, und dass »the best way to defend workerism today is to go beyond it« (S. 227).

Dem Autor ist es bestens gelungen, den Geist (und den Wortlaut) der Schriften des Operaismus zu verstehen – ein für einen Fremdsprachigen erstaunliche Leistung. Darüber hinaus hat Steve Wright diese Schriften auf die Ereignisse, durch die sie bestimmt wurden, bezogen. Vor allem aber sollten alle ehemaligen Operaisten Wright dafür dankbar sein, dass er die Komplexität ihrer gesellschaftspolitischen Theorie erkannt und dadurch mit der vorherrschenden Tendenz gebrochen hat, den Operaismus entweder zu diskreditieren oder zu idealisieren, ohne seinen Motivationen nachzugehen.

Selbstverständlich gibt es auch viele Lücken, hauptsächlich bezogen auf den sozialen und politischen Kontext des Operaismus. Aber das ist verständlich, denn von den reichen Ausdrucksformen und Erfahrungen der sozialen Bewegungen im Italien der siebziger Jahre ist nur wenig als schriftliches Zeugnis greifbar; was aber erhalten blieb, ist entweder zu subjektiv gefärbt oder zu schematisch. Es gibt keine guten Bücher über die Geschichte der siebziger Jahre in Italien, dafür aber Entstellungen im Überfluss, und über allem schwebt die offizielle Version, es sei ausschließlich eine »bleierne Zeit« gewesen.

Steve Wright konnte auch die Zeugnisse von etwa 50 ehemaligen Operaisten noch nicht benutzen, die inzwischen auf einer dem Buch *Futuro Anteriore* beigelegten CD-Rom enthalten sind.⁷ Wenn man bedenkt, dass

7 Wie Anm 3.

sich unter ihnen Personen befinden, die seit Jahrzehnten nicht miteinander diskutiert und aufgrund ihrer unterschiedlichen individuellen Entwicklungen keinen persönlichen Kontakt mehr hatten, dann weiß man diese CD-Rom zu würdigen: Erst im Jahr 2000 akzeptierten sie, sich ihrer gemeinsamen Tradition zu erinnern, ihre Erfahrungen zu hinterfragen, ohne dabei die eigene Vergangenheit zu verleugnen.

Heute befinden sich viele von ihnen unter jenen, die die »neuen Bewegungen« initiiert haben, die in Seattle und Genua ihren Anfang genommen hatten. Ausgerechnet in dem Moment, in dem – Rache der Geschichte! – Fiat als Autohersteller kollabiert, geht das Vermächtnis des Operaismus auf eine neue Generation über. Fiat aber wurde nicht von den Operaisten, sondern von einem unfähigen und unverantwortlichen Management zerstört. Das Unternehmen war gezeichnet von den Anstrengungen einer passiven und subalternen Arbeit. Es hatte sich die politische und gewerkschaftliche Linke zu Komplizen gemacht, die die strategischen Entscheidungen der italienischen Finanzelite mittrug und sich darauf beschränkte, gewisse Vorteile für sich herauszuschlagen. Aus mehr als elf Jahren Arbeiterkampf (1969–1980) war der Fiat-Konzern voller innovativer Energien hervorgegangen. Nach zweiundzwanzig Jahren sozialem Frieden (1980–2002) war Fiat am Ende. Waren es nicht die Operaisten, die sagten, der Arbeiterkampf beschleunige die kapitalistische Entwicklung?

Zum Schluss möchte ich noch einige Fragen stellen, die vielleicht diejenigen, die zukünftig an der Geschichte des Operaismus wieder anknüpfen, interessieren könnten. Wird es möglich sein, dieser Bewegung die Kategorie der Kontinuität nahezubringen? Ist die Kontinuität nicht Teil der traditionellen Art und Weise, Geschichte zu machen? Oder ist sie nur für die Geschichte der Dynastien und der Parteien geeignet? Haben auch diejenigen, die sich von Anfang an von der Perspektive der Partei ferngehalten haben, und die die Revolution eher als eine Lympe als ein Ereignis betrachteten, nicht auch ein Recht auf Kontinuität? Vielleicht war die Debatte über die geschichtswissenschaftlichen Methoden und die Tätigkeit des Historikers, die *Primo Maggio* begonnen hatte und in den neunziger Jahren von der Zeitschrift *Altre Ragioni* sowie der LUMHI-Initiative (Libera Università di Milano e del suo Hinterland – Freie Universität von Mailand und seinem Hinterland) – wieder aufgenommen wurde, zunächst ein totgeborenes Projekt. Vielleicht ist das Experiment aber auch noch nicht abgeschlossen und wird im neuen politischen Klima Italiens wieder auferstehen.

Dieter Nelles

Die Rehabilitation eines Gestapo-Agenten: Richard Krebs / Jan Valtin

UNTER dem Pseudonym Jan Valtin veröffentlichte im Januar 1941 der ehemalige Kominternfunktionär Richard Krebs seine Memoiren in Romanform unter dem Titel »Out of the Night«. Das Buch wurde ein Bestseller und Welterfolg. Es wurde in zwölf Sprachen übersetzt. Die deutsche Ausgabe erschien 1957 unter dem Titel »Tagebuch der Hölle«.¹ Obwohl es in der westdeutschen Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wurde, erzielte es dennoch indirekt eine enorme Wirkung; nicht zuletzt wegen der Darstellung Ernst Wollwebers, des damaligen Chefs des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, der in dem Buch den kommunistischen Geheimapparat verkörpert.²

Das »Tagebuch der Hölle« beschreibt das Leben eines deutschen Seemanns, der sich als junger Mann der kommunistischen Bewegung anschließt und später Mitarbeiter des geheimen Apparats der Komintern wird. Im Zuchthaus Fuhlsbüttel erreicht ihn 1937 der Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes GPU, sich zum Schein als Gestapo-Agent anwerben zu lassen. Ihm gelingt es, die Rolle des abtrünnigen Kommunisten zu spielen, und er wird von der Gestapo als V-Mann in Kopenhagen eingesetzt. Er versucht vergeblich, seine Frau aus Deutschland zu befreien, die von der Gestapo als Geisel festgehalten wird, und gerät dadurch immer mehr in Konflikt mit

1 Jan Valtin, *Tagebuch der Hölle*, Köln 1957. Zur Rezeptionsgeschichte des Buches vgl. Constance Micalé, *Analyse de réceptions de L'ouvrage de Jan Valtin Sans Patrie, ni frontières*, Manuskript 2002; Mike Jones / Jan Valtin, *A False Witness*, in: *Revolutionary History*, 5 (1993), 4, S. 85–97; Michael Rohrwasser, *Der Stalinismus und die Renegaten. Die Literatur der Exkommunisten*, Stuttgart 1991.

2 Krebs hat für viele spätere Arbeiten über Wollweber das Ausgangsmaterial geliefert, obwohl er von der Sabotageorganisation, die Wollweber seit 1936 im Auftrag des sowjetischen Nachrichtendienstes in Westeuropa aufbaute, nichts gewusst hat. Vgl. Lars Borgersrud, *Die Wollweber-Organisation und Norwegen*, Berlin 2001, S. 15.

der von ihm geforderten Parteidisziplin zumal seine Frau durch seine Rolle als Doppelagent gefährdet ist. Als sein Vorgesetzter Wollweber es ablehnt, seine Frau aus Deutschland zu holen, bricht Krebs den Kontakt zur Gestapo ab und wird deshalb von der GPU in einem Landhaus inhaftiert. Schließlich gelingt ihm die abenteuerliche Flucht in die USA.

In einer Vielzahl von Detailinformationen über gewalttätige Aktionen, geheimnisvolle Verschwörernetze und zynische Funktionäre war die brisante politische Botschaft eingebettet, dass ein allmächtiger Untergrundapparat die gesamte kommunistische Bewegung steuere, insbesondere die Aktionen der Hafenarbeiter und Seeleute. Die Glaubwürdigkeit des Buches hing, da es als authentischer Bericht – nonfiction³ – galt und bis heute gilt, von der Integrität des Autors und dem Wahrheitsgehalt der Fakten ab. Michael Rohrwasser, der als erster eine biographische Skizze über Krebs vorgelegt hat, sieht nur marginale Widersprüche zwischen seiner realen Lebensgeschichte und seinen Memoiren.⁴ Jedoch konsultierte er nicht die Akten der Gestapo, die bis 1990 vom DDR-Ministerium für Staatssicherheit unter Verschluss gehalten wurden. Die Analyse dieser Akten zeigt meiner Ansicht nach deutlich, dass Krebs ein Gestapo-Agent war.⁵

Nun hat Ernst von Waldenfels eine Biographie über Richard Krebs vorgelegt,⁶ für die er sehr interessante und bislang völlig unbekannte Quellen erschlossen hat: den Nachlass von Krebs in der Mudd Library in Princeton, Akten des FBI und der Einwanderungsbehörde sowie des Counter Intelligence Corps (CIC) der US-Army. Darüber hinaus hat er Interviews mit den Söhnen, der zweiten Frau und der Nichte von Krebs geführt. Die von ihm befragten Quellen enthalten zahlreiche neue Details.

Krebs stammte nicht aus einer proletarischen Familie, sondern sein Vater war Kapitän zur See, seit 1902 Oberinspektor und zuletzt Chef der Nautischen Abteilung des Norddeutschen Lloyd. Krebs wuchs in Hongkong, Genua und Bremen auf. Nach dem Tod des Vaters verließ er als Fünfzehnjähriger das Realgymnasium und heuerte als Schiffsjunge auf einem Segelschiff an.

3 »Out of the Night« stand 1941 auf dem dritten Platz der US-Bestsellerliste unter der Rubrik »Nonfiction«. Vgl. www.caderbooks.com/best40.html.

4 Vgl. Rohrwasser (wie Anm. 1), S. 226.

5 Dieter Nelles, Jan Valtins Tagebuch der Hölle. Ein Schlüsselroman der Totalitarismustheorie, in: 1999, Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 9 (1994), 1, S. 11–45.

6 Ernst von Waldenfels, Der Spion, der aus Deutschland kam. Das geheime Leben des Seemanns Richard Krebs, Berlin 2002 (Aufbau Verlag: 382 Seiten, 22,50 €).

Im Zuchthaus von St. Quentin begann er mit dem Schreiben von Seefahrtsgeschichten, die in der dortigen Gefängniszeitschrift erschienen. Nach seiner Entlassung versuchte er, sich 1930/31 in Deutschland als Schriftsteller zu etablieren. Obwohl einige seiner Kurzgeschichten publiziert wurden, gelang ihm kein literarischer Durchbruch.

Waldenfels liefert eine plausible Erklärung für den Beginn von Krebs' Zusammenarbeit mit der Gestapo. Im Sommer 1936 leitete die Gestapo im Zuchthaus Fuhlsbüttel eine große Untersuchung gegen die kommunistische Häftlingsorganisation ein. Als Rädelsführer wurden u.a. Anton Saefkow und Krebs in andere Zuchthäuser verlegt. Im Abschlussbericht der Gestapo heißt es: »Saefkow erklärte mehrfach mit Nachdruck, dass er sich nunmehr endgültig vom Kommunismus losgesagt habe.« Eine Anzahl von »früheren Spitzenfunktionären« behauptete ebenfalls, »sie hätten sich umgestellt, und vom Kommunismus abgewandt. [...] Gut, wenn sie behaupten, sie hätten sich umgestellt, dann sollen sie es beweisen.« (S. 207f.) Angesichts der Hinrichtung von Saefkow 1944 als Leiter der illegalen KPD in Berlin kann man davon ausgehen, dass seinem Verhalten und auch dem von Krebs eine bewusste Strategie zugrunde lag. Denn Krebs machte keine Aussagen zur Häftlingsorganisation, sondern distanzierte sich nur von der kommunistischen Weltanschauung.

Ausführlich schildert Waldenfels das Leben von Krebs in den USA, seinen Erfolg mit »Out of the Night«, seine erneute Verhaftung und halbjährige Internierung auf Ellis Island im November 1942, und seine Zusammenarbeit mit dem CIC, auf dessen Einladung er 1946 nach Deutschland reiste. »Out of the Night« bezeichnete er seinen Gesprächspartnern gegenüber als »nicht vom Standpunkt eines Nachrichtendienstlers geschrieben, sondern zur Unterhaltung gelangweilter Geschäftsleute«. (S. 344) Waldenfels kann nachweisen, dass der einflussreiche Publizist Isaac Don Levine, der für die Hearst Presse arbeitete, das ursprüngliche Manuskript von »Out the Night« redigierte. Wie weit sein Einfluss ging, kann nicht mehr überprüft werden, da das Originalmanuskript nach dem Kriege aus der Library of Congress gestohlen wurde. Krebs hat diese Bearbeitung seines Buchs nie erwähnt.

Über den historischen Wahrheitsgehalt des Buches schreibt Waldenfels: »Obwohl in vielen Details fragwürdig bzw. unüberprüfbar, ist *Out of the Night* ein einzigartiges zeitgeschichtliches Dokument.« (S. 286) Dieser Meinung kann ich mich nicht anschließen. Soweit die Fakten des Buches überprüfbar sind, handelt es sich vielfach um Erfindungen und Übertreibungen. Keinesfalls eignet sich *Out of the Night* als historische Quelle. Zwar hat

Waldenfels eine Menge von interessanten Quellen zu Tage gefördert, aber im Kontrast dazu steht sein nicht anders als schlampig zu bezeichnender Umgang mit diesen Quellen.

Er rekonstruiert die Zeit von 1921 bis 1926 (S. 21–65) fast ausschließlich auf der Basis von Krebs' literarischen Arbeiten und Angaben beim CIC. Da Krebs letztere Angaben freiwillig machte, so Waldenfels, sei die CIC-Akte »grundsätzlich die glaubwürdigere Quelle«. (S. 62) Dass daran große Zweifel angebracht sind, soll an einem besonders gravierenden Beispiel gezeigt werden: Neben Saefkow, sagte Krebs gegenüber dem CIC aus, hätte es in Fuhlsbüttel »noch einen weiteren geheimen Führer der Häftlinge gegeben«, der in allen wichtigen politischen Fragen »die letztendliche Entscheidung fällt«. (S. 206) Die Gestapo habe den Namen dieses »Isolationsgefangenen«, Karl Schaar, nie erfahren. Waldenfels zitiert aber selbst die Akte, aus der zu entnehmen ist, dass Schaar erstens kein Isolationsgefangener war und zweitens zusammen mit Saefkow zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde.⁷

An diesem Beispiel wird ein durchgehendes Argumentationsmuster von Waldenfels deutlich.

Den Wahrheitsgehalt von Krebs' Schilderungen deduziert er aus der vermeintlichen Logik eines allgegenwärtigen Geheimapparats. Waldenfels zweifelt nicht daran, dass Krebs den bewaffneten Anschlag auf einen Ladenbesitzer in San Francisco 1926 im Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes durchführte. Viel wahrscheinlicher ist jedoch die Vermutung von Erich Wollenberg; »Bei dem missglückten Attentat kann es sich um die Verzweiflungstat des arbeitslosen und verhungerten Seemanns gehandelt haben, die er 1938 [...] als ein von der GPU befohlenes Attentat rechtfertigte.«⁸ Dass Waldenfels bei seinen Recherchen im Kominternarchiv in Moskau kein einziges Dokument fand, das eine direkte Zusammenarbeit von Krebs mit dem sowjetischen Geheimdienstes belegt, spricht für Wollenbergs Annahme.

Was sagt Waldenfels nun zu dem »umstrittensten Teil und damit auch zum Leben von Richard Krebs, nämlich seiner Zusammenarbeit mit der Gestapo«? (S. 12) Die Masse der Berichte und Broschüren, die Krebs als »V-

7 Vgl. Bundesarchiv Berlin – Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten (BA-ZW), Z/C 16125, Bd. 2.

8 Erich Wollenberg, »Tagebuch der Hölle«, in: TAZ, 18.3.1986. Gerade für die zwanziger Jahre sind Wollenbergs Ausführungen von großer Bedeutung, da er wichtige Funktionen in der KPD und in der Komintern hatte und nach seinem Parteiausschluss keinen Grund hatte die kommunistischen Praktiken zu verteidigen.

Mann Erka« seit August 1937 von Kopenhagen nach Hamburg sandte, ist für Waldenfels ein Indiz dafür, dass »der angebliche Spitzel [...] in Kopenhagen dazu benutzt wurde, die Gestapo mit einer geheimdiensttypischen Mischung aus Wahrem, Halbwahrem und Erfundenem in die Irre zu führen«. (S. 233) Krebs sei in Kopenhagen »nichts weiter als eine kleine Figur in einem Fernduell zwischen der sowjetischen Geheimpolizei und der Gestapo gewesen«. Diese »Rolle als Spielball« habe er sich nie eingestehen wollen und auch nie völlig durchschaut. (S. 229)

Diese These versucht er mit der angeblichen »Doppelrolle« des ISH-Funktionärs Hermann Beilich zu untermauern. (S. 188–195, 197f.) Ein kurzer Blick in die Sekundärliteratur hätte aber genügt, um festzustellen, dass Beilich einer der wichtigsten Spitzel der Hamburger Gestapo war.⁹ Zwar ist es schwierig, die Meldungen des »V-Mann Erka« aus Kopenhagen nach ihrem Wahrheitsgehalt und Wert für die Gestapo zu beurteilen, aber sie belegen keineswegs, dass Krebs nur ein »Spielball zwischen GPU und Gestapo« war. (S. 282) Aus den Akten geht eindeutig hervor, dass Krebs in Kopenhagen operativ tätig war: »Auf Vorlage des vorhandenen Lichtbildes der de Korte bei »ERKA« erkannte dieser die auf dem Lichtbild dargestellte Frau sofort und gibt an, dass sie in der Wohnung des Richard Jensen verkehrt und daher begründeter Verdacht besteht, dass Lilly de Korte internationale Kurierin des Jensen ist.«¹⁰ Einige Wochen später berichtete Erka, dass er die Wohnung der Frau beobachtet habe, sie jedoch selbst bei der Beobachtung nicht gesehen habe.¹¹ In der Arbeit von Lars Borgersrud ist nachzulesen, dass die Schwedin Lilly de Korte als Kurierin für die Wollweber-Organisation arbeitete.¹² Ein genauer Blick in die Arbeit von Borgersrud hätte Waldenfels auch vor einem weiteren Irrtum bewahrt. »V-Mann Erka« meldete über Wollweber: »Wollweber Ernst [...] ist seit 3 Monaten aus Leningrad zurück und unter dem Decknamen »Valentin« als Instrukteur der Komintern für Norwegen und Schweden tätig. Als solcher ist er bald in Oslo bald in Stockholm

9 Vgl. Ludwig Eiber, *Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Hansestadt Hamburg in den Jahren 1929 bis 1939. Werftarbeiter, Hafenarbeiter und Seeleute: Konformität, Opposition, Widerstand*, Frankfurt/M. 2000, S. 596–599. Durch die von Beilich verratenen Personen und Verbindungen wurden rund 1000 Personen von der Gestapo verhaftet.

10 Bericht von V-Mann »Erka«, Hamburg 30.8.1937, in: BA-ZW, Z/C 14299, Bd. 2.

11 Bericht von V-Person »Erka«, Meldung, Hamburg, 7.9.1937. Ebenda. Dass Krebs diese Frau gekannt hat, geht auch aus dem »Tagebuch der Hölle« hervor, wo sie als Nazi-Agentin beschrieben wird, die in einem Mietshaus an der Osterbrogade wohnte (S. 564). Und genau diese Adresse, Osterbrogade 68, ist in der Meldung des »V-Mann Erka« genannt.

12 Vgl. Borgersrud (wie Anm. 2), S. 94.

auffällig. Er ist in Oslo mit der Norwegerin »Kitty« geb. Andresen verheiratet und soll fließend skandinavisch sprechen. Wollweber soll recht dick geworden sein.«

Laut Waldenfels handelt es sich dabei um eine »sehr geschickte Falschmeldung«. Er begründet dies mit der Aussage von Krebs beim CIC, in Kopenhagen sei große Aufregung entstanden, als er von der Hamburger Gestapo den Auftrag erhielt, zu überprüfen, ob Wollweber mit der Frau des norwegischen Kommunisten Samsing verheiratet gewesen sei. Die Gestapo habe zu diesem Zeitpunkt offensichtlich schon gewusst, dass Wollweber sich nicht mehr in der Sowjetunion aufhielt, und deshalb hätten die wahren Auftraggeber »Erkas« eine Meldung verfasst, »die plausibel klang und die Gestapo von Wollwebers eigentlicher Mission ablenken sollte«. (S. 240)

Aus der Gestapo-Akte hätte Waldenfels entnehmen können, dass die Gestapo vermutete, aber nicht wusste, dass Wollweber sich nicht mehr in der Sowjetunion aufhielt. Aber warum sollte Wollweber die Gestapo von etwas ablenken, wovon diese gar nichts wusste? Und welche Auswirkungen die angeblich so »geschickte Falschmeldung« hatte, zeigte sich im Juli 1938, als es der dänischen Polizei gelungen war, Wollweber als Leiter der Saboteurorganisation zu identifizieren. Sie übermittelten der finnischen, norwegischen und schwedischen Polizei neben ihren eigenen Ermittlungsergebnissen Materialien der Gestapo, die genau die Meldung des »V-Mann Erka« enthielten.¹³

Zwar vermied Wollweber beim Aufbau seiner Saboteurorganisation den Kontakt mit Parteikreisen, aber dies galt nur eingeschränkt für Richard Jensen, einem führenden Funktionär der kommunistischen Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter (ISH), in dessen Umfeld sich Krebs bewegte. Nach eigenen Aussagen aus dem Jahr 1940 bei der schwedischen Polizei kontrollierte Wollweber die von Jensen geleitete »Jensen Shipping«, die Eigentum des spanischen Staates war und Waffen für die Spanische Republik frachtete. Krebs war weder über die Tätigkeit Jensens noch über die von Wollweber informiert. Einige seiner Meldungen deuten daraufhin, dass er die in diesem Umkreis kursierenden Gerüchte und Informationen für die Gestapo aufbereitete und kolportierte.

Laut der Erinnerungen von Jensen und Wollweber – und dieser Version schließt Waldenfels sich an – sollte Krebs unter Bewachung nach Spanien gebracht werden. Krebs sei es jedoch in Paris gelungen, seinen Bewachern zu entkommen und in die deutsche Botschaft zu fliehen. Die Aussagen von

¹³ Ebenda, S. 116–119.

Hermann Knüfken von 1939 bei der schwedischen Polizei vermitteln ein anderes Bild. Laut Knüfken, der Leiter einer ehemals kommunistischen Seeleutegruppe in Antwerpen war, die 1935 mit der KPD und ISH brach und sich der ITF anschloss, hatte Krebs seinen Gestapo-Auftrag in Kopenhagen offenbart. Er war aus der Partei ausgeschlossen und als Gestapo-Spitzel gebrandmarkt worden, nachdem er sich geweigert hatte, in die Sowjetunion zu gehen. Krebs sei dann nach Paris gefahren und habe versucht, sich für Spanien anwerben zu lassen. Als ihm dies nicht gelungen war, sei er zur ITF-Gruppe nach Antwerpen gekommen, die ihm dann half, legal auf einem Schiff in die USA anzumustern.¹⁴

Für Knüfkens Version, der 1939 Krebs nicht für einen Gestapo-Spitzel hielt, gibt es zwei Anhaltspunkte. Zum einen eine Notiz des KPD-Nachrichtendienstes, in der es heißt, falls Krebs in Spanien auftauche, sollte er verhaftet werden.¹⁵ Zum anderen die vorletzte Meldung des »V-Mann Erka« vom 10.12.1937 über ein Gespräch mit Adolf Deter, einem führenden Funktionär der ISH in Paris, das Waldenfels als erfunden interpretiert, obwohl er bei genauer Lektüre der Gestapo-Akte von Krebs hätte feststellen können, dass es stattgefunden hat.¹⁶

Während der Wahrheitsgehalt der meisten Meldungen von »V-Mann Erka« schwer nachprüfbar ist, ist dies bei der letzten – vom 21. Februar – nicht der Fall. Diese Meldung enthielt Informationen über die Antwerpener ITF-Gruppe, die der Gestapo völlig unbekannt waren.¹⁷

Dieser Bericht und die Tatsache, dass er sein Doppelspiel in Antwerpen offenbar verschwiegen hatte, so Waldenfels, »scheinen auf den ersten Blick zu belegen, dass Richard Krebs ein »echter« Agent der Gestapo war«. (S. 254) Wie bereits angemerkt, hatte Krebs seinen Gestapo-Auftrag der ITF-Gruppe nicht verschwiegen.¹⁸ Es sei allerdings zweifelhaft, so Waldenfels, ob der Bericht von Krebs sei. Denn aus den USA hätte die Meldung kaum stam-

14 Aufzeichnung Hermann Knüfken, 5.12.1939, Säpo Stockholm. P 391 Löp nr., S. 127. Für eine Abschrift dieses Dokuments danke ich Gesine Bey (Berlin). Zur ITF-Gruppe um Knüfken vgl. ausführlich: Dieter Nelles, *Widerstand und internationale Solidarität. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation im Widerstand gegen den Nationalsozialismus*, Essen 2001.

15 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (SAPMO), RY 1, I 2/3/88.

16 Dort heißt es in einer Notiz nach 1945: »Adolf Deter hat mit ihm gesprochen.« BA-ZW, Z/C 13936, Akte 8.

17 Vgl. dazu Nelles (wie Anm. 5), S. 35 ff.

18 Aufzeichnung Hermann Knüfken, 5.12.1939, Säpo Stockholm P 391 Löp nr., S. 127.

men können, da Krebs erst am 3. Februar dort angekommen sei und ein Brief hätte »kaum in nur 18 Tagen von der Ostküste der USA über Hamburg nach Berlin gelangen können«. (S. 254) Dazu ist zum einen zu bemerken, dass Waldenfels ein falsches Datum angegeben hat. Die Meldung der V-Person Erka stammt vom 21. Februar und wurde dann von der Hamburger Gestapo an das Geheime Staatspolizeiamt nach Berlin gesandt. Dort wurde sie am 26. Februar von der Abteilung II (N) bearbeitet. Zum anderen irrt sich Waldenfels bei den Zeiträumen der Nachrichtenübermittlung. Schon 1929 benötigte die »Bremen«, das schnellste Passagierschiff der Welt, nur vier Tage und 18 Stunden für die Nordatlantiküberquerung und Frachtschiffe – großzügig gerechnet – circa 10 bis 12 Tage. Dies bedeutet, dass die Meldung von Krebs sehr wohl in 18 Tagen nach Hamburg gelangen konnte und auch, dass sein Schiff, die »Ary Lensen«, nicht auf dem direkten Weg von Gent nach Newport News gefahren ist, sondern vorher noch andere europäische Häfen angelaufen hat.

Nun zu dem Bericht: Die ersten fünf Seiten über die ITF, so Waldenfels, hätten von Krebs stammen können. Während daran schon Zweifel angebracht seien, so gelte dies erst recht für die letzten drei Seiten; vor allem ergebe die folgende Stelle keinen Sinn:

»Der Lehmann-Gruppe in Antwerpen gehören an:

- 1) der frühere Sekretär des Eisenbahnersektion des Gesamtverbandes in Duisburg
- 2) ein gewisser »Karl« aus Hamburg.

Personenbeschreibung: Etwa 36 Jahre alt, mittelgross, schwächling, hat blondes Haar und leicht gebogene Nase, Seemann. Er soll bald nach der nationalen Erhebung in Antwerpen aufgetaucht sein mit der Information, von der Hamburger Gestapo als Agent geschickt worden zu sein. Er ist früheres KPD-Mitglied, der sich dann der Lehmann-Gruppe anschloss.« (S. 255)

Laut Waldenfels habe die unter 1) aufgeführte Beschreibung »nur« auf Hans Jahn zutreffen können. Es handelte sich aber um Walter Benninghaus, der Sekretär der Eisenbahnergewerkschaft in Düsseldorf gewesen war.¹⁹ Hinsichtlich der zweiten Person »Karl« schließt sich Waldenfels der Meinung der Gestapo an, es könne sich nur um Knüfken handeln, da die Beschreibung »haargenau« auf ihn gepasst habe. (S. 256) Aber außer der Tatsache, dass Knüfken das Pseudonym »Karl« benutzte, früheres KPD-Mitglied und blond war, trifft kein weiteres Merkmale zu: Er war zu diesem Zeitpunkt

¹⁹ Nelles, (wie Anm. 14), S. 166f.

53 Jahre alt und auch nicht schwächlich, wie Waldenfels an anderer Stelle des Buches selbst bemerkt – »ein nicht großer, aber kräftiger, blauäugiger Mann«. (S. 37)

Tatsächlich ergeben diese letzten drei Seiten des Berichts durchaus einen Sinn. Denn dort wird die Legalisierung deutscher Seeleute in Belgien beschrieben; es finden sich Angaben über Krebs' Freund Hans Felix Jeschke und über die Verhaftung des ehemaligen ISH-Funktionärs Hans Krause in Spanien. Zur Untermauerung seiner These schreibt Waldenfels, vieles deute darauf hin, dass auch die Gestapo diese letzte Meldung nicht als »echte« Information des V-Mannes ansah«. (S. 256) Davon kann aber keine Rede sein. Die Angaben tauchen 1938, in einem als geheim klassifizierten Schreiben der Abwehrstelle X Hamburg an mehrere Abwehrstellen und das Oberkommando der Wehrmacht auf.²⁰

Wer, wenn nicht Krebs war dann der Verfasser des Berichtes? »Das letzte Wort in Sachen ›V-Mann Erka‹ gebührt wahrscheinlich Ernst Wollweber«. Wollweber soll 1941 bei der schwedischen Polizei ausgesagt haben, Krebs habe gegen Ende seiner Zeit in Kopenhagen »Hermann Knüfken der Gestapo gemeldet«. (S. 257) Dies ist zutreffend und Waldenfels zitiert selbst diese Meldung.²¹ (S. 239)

Jedoch ist die Rede von August 1937 und nicht vom Februar 1938. Woher kamen dann die detaillierten Informationen über die ITF-Gruppe um Knüfken? »Mit einiger Sicherheit«, so Waldenfels, hätten »Wollweber und seine Leute über Interna der Knüfken-Gruppe wie jene Bescheid wissen müssen«, da die skandinavische Seemannszeitung Paa Törn bereits vor Krebs' Ankunft in den USA einen Steckbrief von ihm veröffentlichte, mit der Information, Krebs sei zuletzt in Antwerpen gesehen worden und auf dem Weg in die USA. (S. 257) Diese Information hätte »nur aus dem Innern der Knüfken-Gruppe kommen« können. (S. 265)

Abgesehen davon, dass es für diese Spekulation keinen einzigen Anhaltspunkt gibt, führt Waldenfels damit seine eigene Argumentation ad absurdum.

20 Abwehrstelle im Wehrkreis X an Oberkommando der Wehrmacht, Abwehrabteilung III, Abwehrstelle Stettin, Kiel, Wilhelmshaven, Münster, 17.1.1939, in: Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HSTAD), RW 58, Nr. 21020, Bl. 257–260. Zu den Auswirkungen des Berichts vgl. auch Nelles (Anm. 6), S. 37.

21 Am 21. August 1937 meldete Erka, »er habe zufälligerweise einen Brief vom 1. Januar 1937 eingesehen, in dem ein gewisser Grebjakow berichte, dass Knüfken seit Jahr und Tag für Scotland-Yard arbeite und auch von dort besoldet wird«, in: Notiz nach 1945 (wie Anm. 16).

dum. Wenn Wollweber tatsächlich einen Spitzel in der Antwerpener ITF-Gruppe hatte, und wenn er Krebs dazu benutzte, die Aufmerksamkeit der Gestapo von seiner »Sabotageorganisation abzulenken und auf Knüfakens Gruppe zu richten« (S. 257), warum sollte er dann einen Bericht schreiben, an dessen Glaubwürdigkeit die Gestapo zweifelte?

Warum kooperierte Krebs mit der Gestapo? Briefe seiner Frau, die Waldenfels in den FBI-Akten fand, belegen, dass er plante, Frau und Kind mit Hilfe seines Bruders aus Deutschland zu holen. Aber auch hier verwickelt sich Waldenfels in Widersprüche. Wenn die Gestapo »nur wenig Druck auszuüben brauchte, um Hermine Krebs endgültig zu zerbrechen« (S. 225), und es im September 1937 nur noch eine Frage der Zeit war, »bis sich die Geheimpolizei Hermine Krebs vornehmen würde«, warum kehrte Krebs dann nicht nach Deutschland zurück, was möglich war, und seine Frau auch wünschte: »Heute bitte ich Dich, selbst zu kommen. Nichts steht dem im Weg. Du kannst zurückkommen. Wir sollten die Sache endlich klären und eine gute Grundlage schaffen.« (S. 261) Diese Zeilen vom 31. Januar 1937, die Waldenfels mit keinem Satz kommentiert, deuten nicht daraufhin, dass es zu diesem Zeitpunkt konkrete Fluchtpläne gab. Und im letzten Brief vom Sommer 1938 berichtet sie fast schon euphorisch davon, in einigen Wochen die »Hanseatische Zeichenschule« besuchen zu können: »Versteht Du, was das für mich bedeutet? Ha, das soll Dir beweisen, dass die alte Fitsch voll sprühender Ideen, voll der alten Arbeitskraft ist. Und dann, auf zu einem Ort, um sich auszustatten und das Ziel ins Auge zu nehmen. [...] Ja, ich bin wieder glücklich. Daher solltest Du Dein Ziel mit unverminderter Energie weiterverfolgen. Mein Gott, Liebling, wenn Du eines Tages triumphieren solltest, dann triumphiere.« (S. 268)

Es ist schwierig, diese Andeutungen zu interpretieren. Hermine Krebs dachte zu diesem Zeitpunkt nicht daran, Deutschland zu verlassen und der Druck der Gestapo kann auch nicht besonders stark gewesen sein, wie Krebs nach ihrem Tod an eine Verwandte in den USA schrieb. (S. 269) Das subjektive Gefühl von Krebs, seine Frau dennoch der Gestapo ausgeliefert zu haben, widerspricht dem nicht unbedingt. Denn er war aus eigenem Entschluss Gestapo-Spitzel geworden und dann in die USA gegangen. Und für beide Schritte trug er die alleinige Verantwortung und nicht ein anonymes Apparat wie Waldenfels suggeriert.

Das Buch von Waldenfels hat eine sehr positive Resonanz gefunden. Die Biographie verbinde »Genauigkeit und Einfühlung« und das Doppelspiel seines Protagonisten habe Waldenfels »nicht ohne Faszination« und »mit

analytischer Schärfe« untersucht, schreibt Michael Rohrwasser in der Zeit.²² Für Rohrwasser steht die Person Krebs für die »internationale Unterwelt, die im Schatten der totalitären Diktaturen entstanden ist«. Das Leben von Krebs, schreibt Karl Corino im Rheinischen Merkur, sei exemplarisch, »für den brutalen Kampf, der ab Mitte der zwanziger Jahre zwischen dem roten und dem braunen Totalitarismus entbrannte«, »Realität und Fiktion« des »Tagebuchs der Hölle« sorgfältig zu trennen, sei Waldenfels »mit bemerkenswertem Scharfblick gelungen.«²³ Von einer »beispielhaften, wissenschaftlichen Biographie« spricht auch Hans-Georg Soldat und prognostiziert: »Es wird ein Standardwerk zur Geschichte des Totalitarismus werden.«²⁴

Allen Rezensenten ist gemeinsam, dass sie erst gar nicht in Erwägung ziehen, Krebs könnte ein Gestapo-Agent gewesen sein und die dazu erschienene Literatur entweder ignorieren oder nicht kennen.²⁵ Dies hängt vermutlich mit der Faszination zusammen, die nach wie vor von der Lektüre des »Tagebuchs der Hölle« ausgeht, und mit der totalitarismustheoretischen Perspektive der Rezensenten, die sie mit Waldenfels teilen. Aus dieser Perspektive wird die Geschichte des internationalen Kommunismus auf die eines allmächtigen Untergrundapparats reduziert und losgelöst gesehen von der revolutionären Bewegung. Die Transformation der Komintern in eine Agentur des sowjetischen Staatsapparats vollzog sich im Spannungsverhältnis zwischen dem Apparat und der politischen Bewegung und war ein langsamer und widersprüchlicher Prozess, der erst mit dem Hitler-Stalin Pakt 1939 seinen endgültigen Abschluss fand. »Out of the Night« sei, schrieb Erich Wollenberg, »von welcher Seite man es auch bewerten mag, von der historischen oder von der ethischen, kein nützlicher Beitrag zum Zeitgeschehen.«²⁶ Dieser Meinung kann sich der Rezensent – aufgrund der heute zugänglichen Quellen – nur anschließen.

22 Die Zeit, 2.1.2002, Literaturbeilage.

23 Rheinischer Merkur, 17.2.2003.

24 Hans Georg Soldat: Kommunist, Berufsrevolutionär und Renegat, in: NDR 3/Radio 3 vom 25.11.2002.

25 Dies gilt auch für die Besprechung von Jörg Sundermeier, in: Jungle World, Nr. 51/2002, 11.12.2002.

26 Wollenberg (wie Anm. 8).

Buch- besprechungen

Elazar Barkan, Völker klagen an. Eine neue internationale Moral, Patmos Verlag: Düsseldorf 2002. 396 Seiten. 26,00 €

ALS Joschka Fischer am 1. September 2001 auf dem UN-Gipfel gegen Rassismus in Durban deutsche Schuld an den Verbrechen des Kolonialismus anerkannte, schien er ein neues Kapitel in der bundesdeutschen Auseinandersetzung mit der Kolonialgeschichte aufzuschlagen. Sowohl Helmut Kohl als auch Roman Herzog hatten sich noch wenige Jahre zuvor geweigert, sich bei ihren Besuchen in Namibia offiziell zu entschuldigen, da dies in einer eventuellen Klage auf Entschädigung seitens der Namibier als Schuldanerkennnis gewertet werden könnte. Aber auch Fischers öffentlichkeitswirksame Rede verlief sich im Vagen. Als im September 2001 Vertreter der Herero aus Namibia, dem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, vor einem US-amerikanischen Gericht gegen deutsche Unternehmen und die Bundesrepublik auf Zahlung von insgesamt 4 Milliarden US Dollar Wiedergutmachung klagten, lehnten sowohl Wirtschaft wie Bundesregierung dies ab. Noch ist der Ausgang offen.

Dieses Verfahren ist nur eines aus einer ganzen Reihe, welche die Entschädigung kollektiv erfahrener Benachteiligung an-

streben. Meist finden sie nur kurz den Weg in die Schlagzeilen, wenn besonders astronomische Summen gefordert werden. Der amerikanische Historiker Elazar Barkan hat nun diesen Trend seit den in seinen Augen paradigmatischen Wiedergutmachungszahlungen der Bundesrepublik Deutschland an Israel untersucht. Entschädigungsversuche, die in zweierlei Hinsicht wegweisend waren, zum einen, da Deutschland freiwillig seine Schuld anerkannte und finanziell auszugleichen suchte, und zum anderen, weil es die Opfer als Kollektiv anerkannte: Überlebende Juden wurden pauschal entschädigt, bzw. jüdische Organisationen unterstützt, ohne dass das Leid individuell nachgewiesen werden musste.

Wie Barkan zeigt, machte das Beispiel Schule: So forderten etwa Afro-Amerikaner Entschädigung für die Sklaverei oder kämpften koreanische 'Trostfrauen' um eine Anerkennung ihrer Leiden. Nicht immer geht es dabei um finanzielle Entschädigung. Mindestens ebenso wichtig ist das Eingeständnis des historischen Verbrechens. Aber auch die symbolische Wiedergutmachung gehört dazu. So, wenn US-amerikanische Museen verpflichtet werden, indianische Skelette, von denen sie nach Schätzungen bis zu 600.000 in ihren Magazinen sammelten, an die Nachfahren zurückzugeben, um ihre angemessene Bestattung zu ermöglichen.

Es sind Gesten wie diese, aus denen Elazar Barkan eine neue Moral der Schuldanerkennung ableitet. Aber ob diese wirklich für eine universelle Aufarbeitung historischen Unrechts gilt, wird sich nicht zuletzt an Verfahren wie dem der Herero gegen die Deutsche Bank und die Bundesrepublik Deutschland zeigen.

Jürgen Zimmerer

Stuart E. Eizenstat, Unvollkommene Gerechtigkeit. Der Streit um die Entschädigung der Opfer von Zwangsarbeit und Enteignung. Mit einem Vorwort von Elie Wiesel, Bertelsmann Verlag: München 2003. 477 Seiten. 25 €

Das Ende des Kalten Krieges sowie der 2+4-Vertrag als *de facto* Friedensvertrag haben zu einer unerwarteten Wiederbelebung von Restitutions- und Entschädigungsfragen in den 90er Jahren geführt. Dabei wurden besonders der bereits von Raul Hilberg thematisierte strukturelle Zusammenhang von Raub und Vernichtung im Nationalsozialismus und die unzureichende entschädigungspolitische Klärung nach 1945 problematisiert. Stuart E. Eizenstat ist 1995 zum Sonderbeauftragten der USA für Rückerstattungsfragen ernannt worden. In dieser Funktion war er an den Verhandlungen zu den offenen Entschädigungsfragen an zentraler Stelle beteiligt. Eizenstat hat nun eine detaillierte und interessante Darstellung einer der letzten großen Debatten über die entschädigungspolitische Nachgeschichte des Nationalsozialismus geliefert. Dies ist um so erfreulicher, als auf Grund der zeitgeschichtlichen Nähe die Verhandlungen trotz ihrer Relevanz erst ansatzweise in der Literatur dargestellt sind. Ausführlich und kenntnisreich werden die komplizierten und langwierigen Verhandlungen um Rückerstattung und Entschädigung in Osteuropa, der Schweiz, Österreich und Frankreich, sowie der Zwangsarbeiterentschädigung in Deutschland in dem Buch beleuchtet. Ein kurzes Kapitel behandelt außerdem

die Frage des Kunstraubs und dessen Behandlung auf der 1998 in Washington stattgefundenen »Conference on Holocaust-Era Assets«. Die Kapitel zur Schweiz (S. 67–237) und zu den Verhandlungen mit Deutschland (S. 260–351) machen den inhaltlichen Schwerpunkt des Buches aus.

Der Autor beschreibt, wie jüdische Organisationen, speziell die 1992 gegründete World Jewish Restitution Organization, im Kontext der Reprivatisierungen in Osteuropa die Restitution von konfisziertem jüdischem Gemeindeeigentum betrieben. Um politischen Druck aufzubauen, wurde die US-Regierung um Unterstützung gebeten. Die Rückgabe von jüdischem Eigentum und Vermögenswerten beschreibt Eizenstat als »Teil eines breiteren politischen Ansatzes der US-Regierung« (S. 39), der gleichzeitig vorsah, über »die Durchsetzung von Eigentums- und die Achtung von Minderheitsrechten als Teil unserer Bemühungen, aus diesen früheren kommunistischen Diktaturen wirkliche Demokratien werden zu lassen« (S. 17). Ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende Vermögenswerte und Immobilien an ihre legitimen Besitzer zu restituieren, war ein äußerst komplexes und schwieriges Unterfangen. Die Regierungen der osteuropäischen Länder weigerten sich zudem oftmals, die Restitution auch auf säkulares Eigentum wie Schulen auszuweiten, und wollten diese allein auf religiöses Eigentum beschränkt wissen. Als besonders tragisch werden die Rivalitäten zwischen den internationalen jüdischen Organisationen, speziell der World Jewish Restitution Organization und den lokalen jüdischen Gemeinden, gesehen. Die Anstrengungen während der 90er Jahre haben nach

Eizenstat einen ersten Grundstein für die Stabilisierung der jüdischen Gemeinden in Osteuropa gelegt und die Bedingungen für die Entwicklung jüdischen Lebens dort verbessert.

Eizenstat weist auf die Verbindung zwischen seinen Bemühungen um Vermögensrückerstattung in Osteuropa und den – über den World Jewish Congress in die Medien geratenen – erbenlosen Konten bei Schweizer Banken hin. Das Thema offener Entschädigungsfragen wurde nach Westeuropa ausgeweitet. Fand die Auseinandersetzung in Osteuropa noch im Schatten des öffentlichen Interesses statt, so initiierte die Debatte um die Schweiz und ihr Verhalten im Zweiten Weltkrieg und der Nachkriegszeit ein »neues Interesse am Holocaust. Sie setzte in Europa einen Prozeß in Gang, der zur Schlussabrechnung mit dem Zweiten Weltkrieg geriet.« (S. 73) Die US-Administration postulierte in der Kontroverse mit der Schweiz ihre neue restitutionspolitische Grundhaltung: Es sei eine Frage der Moral und der Gerechtigkeit, die geraubten Vermögenswerte am Ende des Jahrhunderts endlich zu restituieren. Der Sonderbeauftragte für Rückerstattungsfragen musste einerseits diese Richtlinie gegenüber der Schweiz durchsetzen, aber auch als Vermittler zwischen der Schweizer Seite und den Sammelklagenanwälten, US-Senatoren und jüdischen Organisationen agieren, um die außenpolitischen Interessen der USA nicht zu gefährden. Dies führte zu einem diplomatischen Spagat zwischen den divergierenden Interessen und Standpunkten.

Durch das Buch zieht sich wie ein roter Faden die Zurückhaltung von Regierungen und der Wirtschaft, die aus der

nationalsozialistischen Raub- und Vernichtungspraxis resultierenden Vermögensvorteile an ihre legitimen Besitzer oder deren Erben zu restituieren bzw. diese zu entschädigen. Dennoch versuchte Eizenstat energisch, die Anwendung von Sanktionen zu verhindern, da sie gegen die außenpolitischen Interessen der USA verstoßen hätten. Er merkt aber dennoch an, dass deren Androhung »bei den Schweizer Banken ganz andere Wirkungen erzielte, als ich es je gekonnt hätte«. (S. 202) Eine ähnliche Wirkung ging von den Sammelklagen aus. In den Verhandlungen zur Zwangsarbeiterentschädigung mit Deutschland stand für die deutsche Wirtschaft der Rechtsfrieden im Mittelpunkt, so dass der Autor trotz seiner diplomatischen Versiertheit über die deutschen Unternehmen zu dem Urteil gelangt: »Ihr Grundantrieb war letzten Endes weder Moral noch historisches Verantwortungsgefühl. [...] Sie wollten die Sammelklagen so billig und so schnell wie möglich vom Tisch haben, um ungehinderten Zugang zum amerikanischen Markt zu bekommen.« (S. 274)

Die von Eizenstat beschriebenen Verhandlungen und Untersuchungen bilden nur einen kleinen Ausschnitt der gesamten internationalen Auseinandersetzung über das Verhalten während des Krieges und den Umgang mit Vermögenswerten nach 1945. Er weist darauf hin, dass als Konsequenz der entschädigungspolitischen Debatten der 90er Jahre 21 Länder insgesamt 28 historische Kommissionen eingesetzt haben. Die Verhandlungen mit den osteuropäischen Ländern, der Schweiz und Deutschland waren jedoch für den gesamten Prozess von zentraler Bedeutung und belegen, welche neuralgische Stellung Eizenstat und die US-

Administration in dieser Auseinandersetzung eingenommen haben.

Geschrieben für einen breiten Leserkreis ist diese – von Elie Wiesel im Vorwort als »Erinnerungsbuch« charakterisierte – Arbeit wichtig zum Verständnis der in den 90er Jahren erfolgten internationalen Auseinandersetzungen über Restitution und Entschädigung. Eizenstats herausragende Stellung als US-Unterhändler und Sondergesandter hat sich in der informativen Fülle des Buches, speziell in Bezug auf die Entwicklung und den Verlauf der Verhandlungen sowie der Charakterisierung ihrer Akteure, positiv niedergeschlagen. Der Autor hat mit 110 Beteiligten Gespräche geführt und versucht, ein Gesamtbild der Debatte zu zeichnen. Trotz Eizenstats persönlicher Beteiligung an den Auseinandersetzungen ist sein Buch kein nachträglicher »Debattenbeitrag«. Bedauerlicherweise gibt er aber gerade dort keine detaillierte Auskunft, wo er sich am besten auskennen sollte: den Beweggründen der Clinton-Administration, diese entschädigungspolitische Offensive vehement – auch mit den verbundenen außenpolitischen Risiken – zu unterstützen, nachdem die USA während des Kalten Krieges über Jahrzehnte eine andere, geradezu entgegengesetzte Entschädigungs- und Restitutionspolitik verfolgt hatten. Auch in seinem Resümee geht der Autor darauf nicht ein. Statt dessen geht er der Frage nach, inwieweit sein entschädigungspolitisches Engagement für NS-Opfer ein Präzedenzfall für andere Menschenrechtsverletzungen werden könne. Insgesamt hat Eizenstat ein sehr wichtiges und aufschlußreiches Zeugnis über eine der letzten großen internationalen Auseinandersetzungen über den Nationalsozialismus

und seine entschädigungspolitischen Folgen in der Nachkriegswelt vorgelegt.

Jan Surmann

Susanne Heim (Hg.), Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzucht und Agrarforschung im Nationalsozialismus (Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bd. 2), Wallstein-Verlag: Göttingen 2002. 306 Seiten, 20,00 €

AUCH dieser Band ist ein Produkt der von der Präsidentenkommission der Max-Planck-Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Dritten Reich initiierten Forschungsprojekte, auch dieser Band ist höchst lesenswert, weil er charakteristische Schlaglichter auf die Wissenschaftslandschaft und das Selbstverständnis ihrer Exponenten während der NS-Herrschaft wirft.

Autarkie und eine staatliche Agrarpolitik, die die Selbstversorgung der eigenen Bevölkerung mit Nahrungsmitteln ins Zentrum stellte, waren weder ein deutscher Sonderweg noch ein Postulat, das erst 1933 handlungsleitend wurde. In Deutschland allerdings wurde diese Forderung angesichts des Verlusts der Kolonien 1914/18 schon frühzeitig lautstark erhoben und seit 1939 systematisch mit der Ausplünderung der von den Deutschen besetzten europäischen Gebiete verknüpft. In dem von Susanne Heim herausgegebenen Band suchen elf Autoren in jeweils unterschiedlicher Perspektive die Frage zu beantworten, wie natio-

nalsozialistische Autarkiepolitik und militärische Expansion die verschiedenen Agrarwissenschaften geprägt haben und auf welche Weise ihre herausragenden Vertreter sich in eine aggressive NS-Agrarpolitik einbinden ließen. Nach einem einleitenden Beitrag von Jonathan Harwood, der die Vorgeschichte, die »politische Ökonomie« der Pflanzenzucht in Deutschland bis 1933 vorstellt, thematisiert Irene Stoehr den »machtergreifenden Generationswechsel« seit 1933 am Beispiel des durch seine Beteiligung am »Generalplan Ost« zu makabrer Berühmtheit gelangten Konrad Meyer, insbesondere dessen erfolgreiche Politik einer gezielten Verdrängung älterer, renommierter Kollegen. In ganz anderer Weise nähert sich Michael Flittner der Pflanzenforschung des Dritten Reiches; er richtet – in vergleichender Perspektive (Deutschland, USA, Sowjetunion) – sein Augenmerk auf die Debatte um landwirtschaftliche Modernisierung während des Zeitraums 1925 bis 1939 und deren Querverbindungen zur Eugenik. Uwe Hoßfeld, Carl-Gustaf Thornström und Susanne Heim beschreiben Varianten der »Biopiraterie« herausragender Botaniker der Kaiser-Wilhelm-Institute für Züchtungsforschung, Kulturpflanzenforschung sowie anderer namhafter Einrichtungen (Heinz Brücher, Klaus v. Rosenstiel, Hans Stubbe u. a.); sie schildern auch, wie jene gerade aufgrund ihrer bioräuberischen Aktivitäten insbesondere im Osten Europas nach dem »Zusammenbruch« des NS-Regimes, seit 1945 bruchlos an ihre wissenschaftlichen Aktivitäten zuvor anknüpfen und ihre Karrieren fortsetzen konnten. Die Anbindung der etablierten Agrarwissenschaften an die NS-Diktatur musste nicht erzwungen werden. »Eine

politische Kontrolle der Forschung« selbst der renommierten Kaiser-Wilhelm-Institute »war unnötig«, resümiert Heim ihre Untersuchung. »Im Gegenteil: Auch noch die SS-Stiftung »Ahnenerbe« und die landwirtschaftliche Versuchsstation des Konzentrationslagers Auschwitz waren akzeptable Kooperationspartner für die Elitewissenschaftler der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft«. Bernd Gausemeier weist in seinem Beitrag nach, dass auch und gerade Einrichtungen mit einem hohen Prestige wie das Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, keineswegs politik- und regimefern waren, sondern infolge des großen, ideologisch aufgeladenen Ansehens, das die Genetik im nationalsozialistischen Deutschland genoss, durch die wissenschaftspolitischen Einrichtungen des NS-Regimes eine ausgesprochen generöse Unterstützung erfuhren. Sie konnten für sich subjektiv zwar weiterhin in Anspruch nehmen, »reine Wissenschaft« zu betreiben; vor politischer Vereinnahmung der »Genetik-gierigen« Nationalsozialisten schützte dies jedoch nicht. Die strukturelle Affinität jedenfalls der Genetik zum Nationalsozialismus hat Gausemeier mit leicht süffisanten Unterton in folgende prägnante Formel gegossen: »Die »reine Forschung« musste nicht durch politische Korruption »überleben«, sondern profitierte von ihren eigenen Unreinheiten«. Maria Zarifiri und Stanislaw Meducki widmen sich Dependancen, die die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in quasi kolonialistischer Manier im Osten bzw. Südosten Europas im Zweiten Weltkrieg »übernahm« oder ins Leben rief, konkret: dem Deutsch-griechischen Forschungsinstitut für Biologie in Piräus und der (Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten) Landwirtschaftlichen Forschungsanstalt des

Generalgouvernements in Pulawy. Elvira Scheich und Michael Schüring schließlich stellen zwei Wissenschaftler vor, die nicht den Weg der Anpassung gingen: Elisabeth Schiemann, eine international anerkannte Expertin für die Geschichte der Kulturpflanzen, die gelegentlich sogar halböffentlich verhaltene Kritik äußerte und als Frau in einer doppelten Außenseiterrolle stand, sowie Max Ufer, der sich weigerte, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen, deswegen das Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung verlassen musste und schließlich nach Rumänien und Afghanistan emigrierte. Vor allem das Schicksal Ufers ist ein Lehrstück für die Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft in der frühen Bundesrepublik: Lediglich die durch allzu offenes Engagement für das NS-Regime kompromittierten Wissenschaftlicher wurden »nach dem Zusammenbruch« entlassen; die meisten, die den Nationalsozialisten mittelbar oder unmittelbar zugearbeitet hatten, verblieben auf ihren »angestammten« Positionen, als sei nichts geschehen. Emigranten dagegen, die wie Ufer um Rehabilitierung baten, wurden als Querulanten abgetan (nicht zuletzt von Ernst Telschow, der 1933 in die NSDAP eingetreten war, 1937 zum Generalsekretär und geschäftsführenden Vorstand der KWG aufstieg und in dieser einflussreichen Position bis 1951 blieb). An ihren alten Arbeitsplatz konnten sie nicht mehr zurückkehren, während andere wie Wilhelm Rudolf, seit 1936 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung, seit 1937 NSDAP- und »förderndes« SS-Mitglied, seine Karriere nach 1945 ungebrochen fortsetzte. Bemerkenswert ist in diesem Kontext (wie Schüring betont), dass sich

die Max-Planck-Gesellschaft selbst dann nicht zur »Wiedergutmachung« veranlasst sah, wenn Kündigungen eindeutig aufgrund des berüchtigten »Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamten­tums« vom 7. April 1933 erfolgten. Dies hat sich inzwischen fundamental gewandelt. Wie sehr sich die Max-Planck-Gesellschaft heute bemüht, die düsteren Kapitel der eigenen Geschichte schonungslos aufzuarbeiten, zeigt auch der vorliegende Band. Alle Aufsätze machen deutlich, dass (wie die Herausgeberin lakonisch konstatiert) »die Grenze zwischen Vereinnahmung, fachbezogener Kooperation und Mitverantwortung für die nationalsozialistischen Verbrechen nicht immer klar zu ziehen ist.« Dies gilt nicht zuletzt für die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft.

Rüdiger Hachtmann

Jens-Christian Wagner, Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora (Hg. von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora), Wallstein: Göttingen 2001. 688 Seiten. 49,00 €

KZ-Häftlinge »arbeiteten nicht, um zu produzieren«, schrieb Wolfgang Sofsky vor einem Jahrzehnt. »Sie arbeiteten, um zu sterben ... War für die SS die Arbeit ein Mittel der Schinderei, so nahm die Industrie den Tod der Häftlinge in Kauf, um die Produktion mit den geringsten Kosten zu erhöhen.« Sechs Kapitel hat Wagner dieser »Produktion des Todes« im Konzentrationslager »Mittelbau-Dora«

gewidmet, dessen Insassen 1943–45 die unterirdische Fertigungsanlage ›Mittelwerk‹ bei Nordhausen in Gang halten mußten: NS-Lagersystem und Zwangsarbeit (kulminierend in der Untertageverlagerung der Luft- und Raketenrüstung); regionalgeschichtlicher Hintergrund; Herausbildung des Lagerkomplexes ›Mittelbau‹; Verwaltungsstruktur und SS-Terror; Existenzbedingungen der einzelnen Häftlingsgruppen; gesellschaftliches Umfeld des Lagers.

Inspirierend mag der Aufbau der Monographie Isabell Sprengers (1996) über das Lager Gross-Rosen gewirkt haben, das ähnliche Entwicklungsphasen wie ›Mittelbau-Dora‹ durchlaufen hat. Doch fällt Wagners Rückblick auf die regionale NS-Politik vor der Gründung des Aussenlagers ›Dora‹ erheblich detaillierter aus. Und wo Sprenger eher abwägend auf eine Mischung aus Propaganda, Einschüchterung, Vorbehalten und wirtschaftlicher Sorge verweist, die eine »relativ breite Akzeptanz (des Lagers) in der Bevölkerung« bewirkt habe, räumt Wagner zwar die Existenz eines »breite(n) Spektrum(s)« von »Reaktionen in der Bevölkerung« ein (S. 554), spricht aber dennoch von einer »Tätergesellschaft« (S. 534 ff.) mit »weitgehender moralischer Indifferenz« der Mehrheit (S. 560), in der die Beteiligung an der Jagd auf flüchtige Häftlinge nur »deutlichster Ausdruck« der »Erosion zivilisatorischer Werte« gewesen sei. (S. 545, 561)

In seiner Einleitung stuft Wagner vorangegangene Arbeiten zum KZ ›Mittelbau-Dora‹ als allenfalls »partielle ... Auseinandersetzung« mit dem Thema ein. Auch jüngste Veröffentlichungen würden dem »Anspruch einer Gesamtdarstellung ... nicht gerecht« (S. 20/21). Um sowohl

diese Wertungen wie auch Wagners eigene Ergebnisse angemessen beurteilen zu können, möchte ich kurz auf die bisherigen Forschungen über ›Mittelbau-Dora‹ eingehen.

1970/71 erschienen erstmals zwei Überblicksdarstellungen. In der monographischen Studie (Bornemann 1971) wird zwar die Periode des ›Mittelwerk‹-Aufbaus zu Recht als »menschenmordend« beschrieben, ansonsten jedoch das »gewaltige Projekt« als »Rüstungswunder allerersten Ranges« bewundernd hervorgehoben. Derartige Wertungen fehlen in dem Aufsatz, den Bornemann zuvor gemeinsam mit dem späteren Direktor des Münchner Instituts für Zeitgeschichte verfasst hatte (Bornemann/Broszat 1970). In diesem Aufsatz wird der Arbeitseinsatz zur V 2-Montage im ›Mittelwerk‹ lediglich die erste Etappe des Lagers ›Dora‹, als Aussenkommando des KZ Buchenwald, dargestellt. Ab Frühjahr/Sommer 1944 folgte eine zweite Phase: die Ausweitung zum Lagerkomplex ›Mittelbau‹ durch Angliederung zahlreicher Nebenlager. Neben der Fortführung der Raketenfertigung ging es um die Realisierung weiterer industrieller Verlagerungsprojekte, besonders zur Jagdflugzeug- und Treibstoffproduktion. Das Fazit der Autoren lautet, dass binnen eineinhalb Jahren annähernd 60 000 Häftlinge den Lagerkomplex durchliefen, von denen mindestens ein Drittel ums Leben kam.

Mitte der 80er bis Mitte der 90er Jahre setzte die systematische Auswertung relevanter Archivbestände ein. In Österreich, (West-) Deutschland und den USA publizierte Arbeiten (Freund/Perz 1987; Freund 1989, 1996; Neufeld 1993, 1995; Einfeld 1989, 1996) konzentrierten sich auf die Mitverantwortung der Peene-

münder Konstrukteure für den Einsatz von KZ-Häftlingen bei der V 2-Serienmontage sowie auf die Verbindungen Peenemündes mit dem ›Mittelwerk‹, mit ›Dora-Mittelbau‹ und weiteren KZs in Österreich und Süddeutschland. Den »kritischen Arbeiten« dieser Phase wirft Wagner vor, auch sie hätten »unter umgekehrten Vorzeichen ... den Mythos der V-Waffen bedien(t)«, und er spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer »Dämonisierung« der Raketenwaffe (S. 21). Die erwähnten Autoren haben jedoch nirgends einen Zweifel daran gelassen, dass die V 2 »das Produkt einer engstirnigen technologischen Vision war, die den strategischen Bankrott des Konzepts verschleierte« (Neufeld); dass der »Mythos einer ›Wunderwaffe‹ jeder ökonomischen und militärisch-strategischen Grundlage ... entbehrte« (Freund); dass schließlich »der militärische Wert der Fernwaffen gleich null (war), ... die NS-Spitze (jedoch) selbst dem Wunschdenken verfiel, das sie zu verbreiten trachtete«. (Eisfeld)

Nicht minder problematisch verfährt der Autor bei seiner Beurteilung zweier jüngst publizierter Darstellungen des Lagers. Der Studie Neanders (1997) attestiert er, sie »widme ... sich hauptsächlich der Räumung des KZ Mittelbau im April 1945 und den ›Evakuierungsmärschen‹ und könne darüber hinaus »kaum neuere Forschungsergebnisse vorlegen«. (S. 21) Neander beschreibt jedoch die Veränderung des Lagers zu einem »Bau-KZ« exakt so wie später Wagner (S. 13, 245, 288). Er entwirft auch bereits ein Bild des Wirrwarrs sukzessiver Bauvorhaben sowie des Geflechts von Aussenlagern, Arbeitskommandos und Baubrigaden, mit dem der ›Mittelraum«

1944/45 als Folge dieser Projekte überzogen wurde. Anders, als Wagner meint (S. 22), hat schon Neander gezeigt, dass seit dem Frühjahr 1944 eine abnehmende Minderheit der Häftlinge bei der V 2-Fertigung eingesetzt war.

Unterlässt Wagner bei seiner Kritik an Neander jeden Hinweis auf diese Teile der Arbeit, so hält er der Lagergeschichte des französischen Historikers und einstigen ›Mittelbau-Dora‹-Häftlings André Sellier vor (S. 21), sie bestehe »überwiegend aus kompilatorisch zusammengestellten Erinnerungsberichten überlebender (französischer) Häftlinge.« Sellier hat nicht bloss »überwiegend kompiliert«, sondern er hat eine Struktur- und Entwicklungsanalyse des Lagers verfasst, deren systematische Perspektive »von unten« allen bisherigen Darstellungen eine wesentliche Dimension hinzufügt.

Wagners Umgang mit den Arbeiten der 80er und 90er Jahre ist nicht korrekt. Seine eigene Leistung besteht vor allem darin, dass er verstreute archivalische Bestände in einer solchen Fülle herangezogen und ausgewertet hat (vgl. S. 22ff.), die seiner Darstellung damit definitiven Charakter verleiht. Zweitens erschliesst er Neuland in zweifacher Hinsicht: Er präsentiert eine Regionalanalyse nationalsozialistischer Aufrüstungs-, Zwangsarbeits- und Verfolgungspolitik, die der Etablierung des Lagerkomplexes (auch im Bewusstsein der Bevölkerung) praktisch vorgearbeitet hat, um dann Verhaltensformen und -motive dieser Bevölkerung gegenüber den KZ-Häftlingen zu untersuchen. Seine Ergebnisse legen allerdings nahe, seinen Begriff einer ubiquitären »Tätergesellschaft« jedenfalls gegenwärtig eher als heuristisches Instrument zu verstehen, weniger als definitive Kennzeich-

nung des gesamten Bevölkerungsumfeldes.

Insgesamt hat Wagners sehr dicht, dabei gut lesbar geschriebenes Buch den Forschungsstand über das Lager zwar nirgends grundlegend korrigiert, es hat ihn aber in vielfacher Hinsicht weiter differenziert, ergänzt oder mit schärferen Konturen versehen. Am meisten ist diese Präzisierung jenem Sachverhalt zugute gekommen, den Wagner im Originaltitel seiner Dissertation als den Zusammenhang von »Verlagerungswahn und Tod« bezeichnet. Plastischer als bisher belegt er den zunehmenden Realitätsverlust der NS-Dienststellen bei den »wahnwitzigen und zugleich mörderischen Bauprojekten« ab Frühjahr/Sommer 1944 (S. 240), erst recht im Zuge der »grotesken ... Fiktion« einer Fernwaffen-Entwicklungsgemeinschaft Mittelbau Anfang 1945. (S. 274, 287) Und klarer als zuvor tritt zu Tage, in welcher Vielzahl lokaler, regionaler, am Ende über das gesamte Reichsgebiet verstreuter Zulieferbetriebe, Baufirmen, Schachtunternehmen KZ-Häftlinge für diesen Wahn ausgebeutet wurden – wie weit die »gesellschaftliche und wirtschaftliche Verankerung des KZ Mittelbau« folglich reichte. (S. 213, 386 ff.)

(Eine ausführliche Version dieser Besprechung mit den entsprechenden Literaturhinweisen finden Sie in der Online-Version von *Sozial. Geschichte*: www.stiftung-sozialgeschichte.de)

Rainer Eisfeld

Alexandra-Eileen Wenck, Zwischen Menschenhandel und »Endlösung«: Das Konzentrationslager Bergen-Belsen (Sammlung Schöningh zur Geschichte der Gegenwart), Ferdinand Schöningh-Verlag: Paderborn 2000, 444 Seiten. 38,00 €

BERGEN became a synonym for »utter evil and suffering for which humanity has not yet invented a name, a designation.« Mit dieser Erinnerung des Zeitzeugen Josef Rosensaft beginnt die 1997 von der Universität Münster angenommene Dissertation von A.-E. Wenck. Erinnerungen, vor allem aber zahlreiche unveröffentlichte Archivalien, unter anderem aus den Beständen des Bundesarchivs Berlin Lichterfelde, ergeben eine veränderte Sichtweise auf das offiziell als »Aufenthaltslager Bergen-Belsen« bezeichnete KZ. Nicht mehr der Blick auf das Auffanglager für Häftlinge der Evakuierungstransporte und Todesmärsche mit dem Massensterben von über 30.000 Häftlingen in den Jahren 1944/45 beherrscht die Darstellung, sondern die Folgen der Gründungsphase im Jahre 1943: Bergen-Belsen als Sammellager für jüdische Austauschpersonen und damit als Instrument der NS-Geiselpolitik. Der Zivilgefangenen austausch und die »Loslösung gegen Devisen« werden im ersten Kapitel (S. 33–93) als Gründungskontext für das »Aufenthaltslagers Bergen-Belsen« vom Dezember 1942 bis zum März 1943 in den Gesamtzusammenhang des NS-Menschenhandels eingeordnet. Anschließend wird die Entstehung als Sammel-lager für Austauschzwecke im Frühjahr 1943 dargestellt. (S. 94–137) Die Ein-

richtung erster Lagerbereiche für polnische Juden (S. 138 ff.), spanischer Juden aus Griechenland (S. 163 ff.), des sogenannten Sternlagers als Kern des eigentlichen Aufenthaltslagers und der späteren Zwischenstation der sogenannten Kastner-Aktion, die ab Juli 1944 ungarische Juden betrifft, werden im dritten Kapitel beschrieben. (S. 138–337) Die weiteren Funktionszuweisungen für Bergen-Belsen ab März 1944 u. a. mit dem »Großen Frauenlager« ab Januar 1945 (351 ff.) und die eingehende Beschreibung des dramatischen Endes mit der Befreiung der Häftlinge im April 1945 erfahren im vierten Kapitel durch die Erschließung neuer Quellen (Akten aus den Länderreferaten des Auswärtigen Amtes) eine bislang nicht gekannte Konkretisierung, die auch den diplomatie- und organisationsgeschichtlichen Kontext von Bergen-Belsen zu verstehen hilft. (S. 338–382) Dieser Blick verändert die durch die frühen Studien von Eberhard Kolb geprägte Forschungslandschaft. In Abgrenzung zu jüngeren Forschungen, in den die Opfer im Mittelpunkt stehen, untersucht Wenck auch die Täter der höheren SS-Hierarchie, die Beamten des Auswärtigen Amtes und anderer Ministerien. Die widersprüchliche Rolle des SS-Reichsführers Heinrich Himmler erhält in Anlehnung an die 1997 vorgelegte Studie von Richard Breitman über »Himmler and Belsen« dadurch eine weitere Konkretisierung, dass der Entschluss Himmlers, das KL Bergen-Belsen zu gründen, sich in enger Kooperation mit dem Auswärtigen Amt vollzog. Und in Ergänzung zu den Arbeiten von Bernhard Wasserstein (*Britain and the Jews of Europe 1939–1945*, Oxford/New York 1979) und Yehuda Bauer (Freikauf von Juden?

Verhandlungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und jüdischen Repräsentanten von 1933 bis 1945, Frankfurt/M. 1996) gewinnen wir mit Hilfe der Fallstudien von Wenck einen Blick auf die Gesamtproblematik der Flüchtlingsfrage am Beispiel der europäischen Juden im Zweiten Weltkrieg. Detailliert werden die Freikaufverhandlungen »ausländischer Juden« und ihre »Verwertung« als Geisel dargestellt. Dass dabei nicht nur auf die nationalsozialistischen Protagonisten und deren Helfer eingegangen wird, sondern auch die vorsichtige Handlungsbereitschaft der Verhandlungspartner auf alliierter Seite thematisiert wird, macht die Studie von Wenck lesenswert. Wurden wirklich alle Rettungsmöglichkeiten genutzt? Die Autorin selbst gelangt zu der Schlussfolgerung: der Zivilgefangenen austausch aus dem KL Bergen-Belsen bedeutete »eine kleine Tür aus dem todbringenden Lagersystem«. (S. 398)

Die Geschichte von Bergen-Belsen als »Aufenthaltslager für Austauschzwecke« detailliert aufgearbeitet zu haben, ist das Verdienst der präzise recherchierten Arbeit von Alexandra-Eileen Wenck. Dabei gelingt es ihr, die Handlungsspielräume der beteiligten Personen auszuleuchten. Am SS-Personal um den ersten Lagerkommandanten Adolf Haas und den Hauptsturmführer Joseph Kramer, der aus Auschwitz-Birkenau kommend Anfang Dezember 1944 die Leitung übernahm, beschreibt Wenck die Diskrepanz zwischen dem intendierten »Elite-Anspruch« der SS und der realen Durchschnittlichkeit der handelnden Täter (S. 113–137), wobei die Autorin auch auf die Widersprüche innerhalb des Führungsstabes der SS hinweist. Trotz glei-

cher Vorgaben durch die NS-Führung kommen zum Beispiel die Referatsleiter im RSHA zu unterschiedlichen Lösungsmöglichkeiten des »Menschenverkaufs«. So unterläuft Adolf Eichmann als Judenreferent des RSHA der SS das Austauschprogramm, obwohl er Himmlers Anweisungen zu folgen hat. (S. 234 ff.) Er reduziert z. B. die Ausstellung von »Gefälligkeitspässen« und den Handel mit den »Austauschjuden«. Dagegen versucht der Leiter des ausländerpolizeilichen Referates im RSHA, Rudolf Kröning, in enger Zusammenarbeit mit der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes die von Himmler geplanten Rettungsaktionen durchzusetzen und auszuweiten – u. a. durch die Verbindung des Zivilgefangenen austausches mit einem Schwerverwundeten austausch. Der geplante Abtransport von Häftlingsgruppen aus Bergen-Belsen im Rahmen des deutsch-amerikanischen und deutsch-britischen Zivilgefangenen austauschs geht mit auf seine Vorarbeiten zurück. (S. 230 ff.) Die Widersprüchlichkeiten in der NS- und SS-Führung geben zugleich Aufschluss über die Hintergründe für den ständigen Funktionswandel von Bergen-Belsen. Das von Himmler zum »Sammellager« für Austauschpersonen umgewandelte »Aufenthaltslager« wird später zum Sterbelager für todkranke Häftlinge aus anderen Konzentrationslagern. Die Zwischenfunktion als Durchgangslager für polnische Frauen auf dem Weg vom Warschauer Ghetto in die Zwangsarbeit wird ebenso untersucht wie die Rolle des Auffanglagers für sogenannte »Evakuierungstransporte« und Todesmärsche aus den geräumten Vernichtungslagern des Ostens. Eine besondere Bedeutung in der Darstellung von Wenck kommt der

Beschreibung des Ungarnlagers in Bergen-Belsen zu. (»Kastner-Aktion« ab Juli 1944, S. 272–337) Dabei wird auch auf die Schutzpass-Politik von Raoul Wallenberg (S. 303 ff.) und die Musy-Schellenberg-Aktion (S. 362) eingegangen. Das verzweifelte Bemühen jüdischer Organisationen, Juden aus dem NS-Vernichtungsapparat durch finanzielle Angebote befreien zu können, traf auf den enormen Beschaffungs- und Devisenbedarf der NS-Führung. Außer der Verwertung der Juden im Arbeitseinsatz kam jetzt noch die Absicht hinzu, sie auf andere Weise zur Stärkung des Rüstungspotentials im »Dritten Reich« zu benutzen. Die Formel »Blut gegen Ware« stammt, so Wenck, von Himmler selbst. Die mit diesem Austauschprogramm – eine Million Juden gegen 10.000 Lastwagen oder andere kriegswichtige Güter wie beispielsweise Öl – verbundene Tragödie fasst Wenck in Anlehnung an ein Zitat aus der Arbeit von Yehuda Bauer »Freikauf von Juden?« folgendermaßen zusammen: »Himmler wäre, unter bestimmten Voraussetzungen, bereit gewesen (Juden) zu verkaufen. Doch es gab keine Käufer« (S. 396), unter anderem weil die Westalliierten kein vorrangiges Interesse an diesen Austauschbemühungen zeigten und damit die Häftlinge in Bergen-Belsen von den begrenzten Handlungsmöglichkeiten jüdischer Organisationen abhängig waren.

Jörg Wollenberg

Sabine Moller, Miriam Rürup, Christel Trouvé (Hg.), Abgeschlossene Kapitel? Zur Geschichte der Konzentrationslager und der NS-Prozesse, Edition diskord: Tübingen 2002. 224 Seiten. 14,00 €

MIT dem vorliegenden Band dokumentieren die Herausgeberinnen einen Workshop zur KZ-Geschichte, auf dem im Herbst 2001 in Weimar junge Wissenschaftler/innen ihre Forschungsprojekte vorgestellt haben. Präsentiert werden drei inhaltliche Schwerpunkte mit neuen inhaltlichen und methodischen Ansätzen.

Der erste Teil widmet sich der Struktur der nationalsozialistischen Lager, wobei das Außenlagersystem zu Recht einen besonderen Stellenwert einnimmt. *Marc Buggeln* fragt in seinem Beitrag zum Außenlagersystem des KZ Neuengamme nach der Struktur des gesamten Lagerkomplexes, in dessen Hauptlager Ende 1944 nur noch jeder fünfte Häftling untergebracht war. Bislang sei die Geschichte des KZ Neuengamme nahezu ausschließlich mit Blick auf das Hauptlager oder auf einzelne Außenlager geschrieben worden. Eine Geschichte des Gesamtlagers steht dagegen noch aus. *Cord Pagenstecher* erweitert in seinem Beitrag zum »Arbeitserziehungslager« (AEL) Fehrbelin bei Berlin die Perspektive auf eine Lagerkategorie, die nicht zu den eigentlichen Konzentrationslagern gehörte und erst in den letzten Jahren von der Forschung »entdeckt« worden. Mit seinem Aufsatz über die Baugeschichte des Krankenreviers im KZ Sachsenhausen nähert sich *Ralph Gabriel* der Lagergeschichte

über eine Fragestellung an, die besonders für die Gedenkstättendidaktik wichtig ist. So ist es sicherlich kein Zufall, dass die Arbeit aus dem Kontext einer Ausstellungsvorbereitung entstanden ist. Der sukzessive Ausbau des Krankenreviers und seine ständig erweiterten Funktionszuweisungen verdeutlichen exemplarisch die Entwicklung des KZ-Systems insgesamt. Ob das jedoch Rückschlüsse auf ideologische Konzepte der Nationalsozialisten zulässt, wie Gabriel in intentionalistischer Tradition behauptet, scheint fraglich, zeigt er doch ansonsten sehr deutlich, dass es eher situative Faktoren waren, welche die Baugeschichte des Krankenreviers bedingten. Ebenfalls mit der Geschichte des KZ Sachsenhausen beschäftigt sich der eher soziologisch orientierter Beitrag von *Antje Michel*, die die Kommunikationsmöglichkeiten in der Zwangsgesellschaft des Konzentrationslagers untersucht. Mit Bezugnahme auf Bruno Bettelheim, der einen Rest an Gedanken- und Handlungsfreiheit als Grundbedingung des Überlebens bezeichnet hat, fragt Michel nach den Möglichkeiten sozialer Interaktion im Lager und damit nach den Grenzen der »totalen Herrschaft« der SS (Hannah Arendt). Inwieweit aber Gerüchte geeignet sein sollen, den Machtanspruch totaler Herrschaft zu brechen, mag bezweifelt werden. Im Mittelpunkt des zweiten Teils stehen die Häftlingsgesellschaften. *Magdalena Sacha* untersucht die kulturellen Aktivitäten jüdischer und nichtjüdischer Polinnen im Buchenwalder KZ-Außenlager Hasag-Leipzig, zwischen denen es trotz gleicher Herkunft und gleicher Sprache keine Zusammenarbeit gegeben habe. Dies war wohl nicht nur eine Folge älterer habitueller Vorurteile, sondern auch

des Umstandes, dass die nichtjüdischen Polinnen alle wichtigen Funktionsposten einnahmen und deshalb in einen von der SS gewollten Konflikt mit den 5000 Lagerinsassinnen aus verschiedenen Ländern gerieten. Wenig überzeugend ist *Anna Hájková*s Beitrag über »Spezifika im Verhalten der niederländischen Juden in Theresienstadt«. Mit einer Untersuchung der spezifischen Bedingungen, unter denen die niederländischen Jüdinnen und Juden in Theresienstadt litten, kann die Frage, warum gegenüber zehn Prozent der tschechischen Juden nur ein Prozent der niederländischen Juden die Shoah überlebten, kaum beantwortet werden. Denn nur rund ein Zehntel der niederländischen Juden kam überhaupt nach Theresienstadt. Eher im Bereich der Repräsentation von KZ-Geschichte(n) als in der Forschung zu einzelnen Häftlingsgruppen angesiedelt ist *Silvija Kavcics* lesenswerter Beitrag zur kollektiven Erinnerungsbildung unter slowenischen Überlebenden des Frauen-KZ Ravensbrück. Sie kommt zu dem Schluss, dass sich schon bald nach dem Krieg die Berichte Überlebender einem Kanon unterwarfen, der stark durch das offizielle jugoslawische Geschichtsbild vom heldenhaften Partisanenkampf gekennzeichnet war. Für deutsche Leser ist der Beitrag eine wichtige Ergänzung zu den mittlerweile recht zahlreich vorliegenden Forschungen zur Erinnerungspolitik in der DDR. Als fruchtbar erweist sich *Else Riegers* kulturwissenschaftlich geleitete Annäherung an die Geschichte der jüdischen »Sonderkommandos« in Auschwitz, jener Arbeitskommandos in den Gaskammern und Krematorien, die wie keine anderen Häftlinge von der SS in die prekäre Zwangslage gebracht wurden, ihren

Peinigern beim Massenmorden zu helfen. Riegers These, die Zuschreibung von Schuld und Mitwisserschaft hebe die Angehörigen des Sonderkommandos aus dem Objektstatus des nationalsozialistischen Konstruktes des »Untermenschen« heraus (S. 129), scheint mir jedoch problematisch. Die Einbeziehung der neueren Forschung zum System der Funktionshäftlinge hätte hier mehr Klarheit gebracht.

Der dritte Teil des Bandes geht mit der Frage nach der juristischen Ahndung der NS-Verbrechen über den eigentlichen Gegenstand der Geschichte der Konzentrationslager hinaus. Erfreulicherweise werden hier wirklich neue Forschungsergebnisse vorgestellt. Im Mittelpunkt von *Thomas Kubetzky*s Beitrag über den sogenannten Drütte-Prozess, der 1947 vor einem britischen Militärgericht in Hamburg gegen die Täter aus dem KZ-Außenlager Drütte in Salzgitter abgehalten wurde, steht die Frage, wie das Gericht die Lagergeschichte rekonstruierte. Leider thematisiert Kubetzky den Drütte-Prozess nicht im Kontext der anderen britischen KZ-Prozesse. Auch ein Vergleich mit den zeitgleich stattgefundenen amerikanischen KZ-Prozessen in Dachau wäre interessant. Zwei Beiträge untersuchen, welche Rolle die NS-Prozesse in der DDR-Kampagnenpolitik der sechziger Jahre, die den Gerichtssaal als eine wichtige propagandistische Bühne im deutsch-deutschen Systemkonflikt sahen, spielten. *Christian Dirks* zeigt auf, dass der politische Nutzen, den die SED aus dem Prozess vor dem Obersten Gericht der DDR gegen den ehemaligen Auschwitz-KZ-Arzt Dr. Horst Fischer zu ziehen versuchte, den juristischen Ahndungswillen dominierte. Der Prozess ge-

riet zum inszenierten Theater, in dem nicht nur das Urteil (Todesstrafe) bereits vorher feststand, sondern die Rolle der IG Farben im KZ Auschwitz auch dazu diente, anhand der strukturellen und personellen Kontinuitäten die These vom staatsmonopolistischen Kapitalismus in der Bundesrepublik zu behaupten. Im Essener Dora-Prozess, in dem 1967 bis 1970 drei Täter aus dem KZ Mittelbau-Dora vor Gericht standen – wie *Georg Wamhof* zeigt –, war der Prozessstrategie der Nebenklagevertretung unter DDR-Anwalt Friedrich-Karl Kaul kein Erfolg beschieden, da sich das Gericht weitgehend sträubte, die »Hintermänner« aus Politik und Wirtschaft als Zeugen zu laden. Das Urteil entsprach dem, was man in Ost-Berlin erwartet hatte: Zwar wurden zwei Angeklagte zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt (die sie aber nie anzutreten brauchten). Das Verfahren gegen den dritten Angeklagten wurde wenige Tage vor der Urteilsverkündung wegen angeblicher Verhandlungsunfähigkeit eingestellt. Mindestens ebenso ernüchternd war das Ergebnis des nach dem Hauptbeschuldigten Otto Bovensiepe benannten Verfahrens gegen Angehörige der Stapostelle Berlin vor dem Landgericht Berlin, das *Akim Jah* vorstellt. Die zunächst gegen acht Personen eröffnete Hauptverhandlung endete nur für zwei Beschuldigte mit einem Urteil, das überdies auch noch auf Freispruch lautete. Den Abschluss des Bandes bildet ein Überblick über die juristische Ahndung von NS-Verbrechen in Österreich von *Elissa Mailänder Koslov*. In den ersten Nachkriegsjahren war die juristische Verfolgung durchaus effektiv, mit Beginn des Kalten Krieges ließ der Ahndungswille jedoch deutlich nach. Nicht zuletzt der

Mythos, Österreich sei das erste Opfer des Nationalsozialismus gewesen, verhinderte, dass es zu einer breiten gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit kam.

Trotz einiger Schwächen besonders im zweiten Themenblock haben die Herausgeberinnen einen insgesamt lesenswerten Band vorgelegt.

Jens-Christian Wagner

Markus A. Weingardt, *Deutsche Israel- und Nahostpolitik. Die Geschichte einer Gratwanderung*, Campus Verlag: Frankfurt am Main 2002. 504 Seiten. 49,90 €

DER Autor, ein freier Journalist, der in der Geschäftsführung der Stiftung Weltethos arbeitet, erörtert die Bonner Israel- und Nahostpolitik von Adenauer bis Fischer. Jedoch geht er auf die Ostberliner Seite, für die die Akten bis 1990, also bis zum Tag der deutschen Einheit zugänglich sind, kaum ein. Zudem berücksichtigt er oft zu wenig die palästinensischen und die weiteren arabischen Sichtweisen. Wie die Fußnoten und das Literaturverzeichnis zeigen, hat er lediglich englische und deutsche Literatur verarbeitet, und das ist bei dieser Thematik entschieden zu einseitig. Denn wichtige arabische Werke liegen nicht übersetzt vor, darunter die Studie von Wagih Abd as-Sadiq Atiq über die westdeutschen Beziehungen zu Ägypten (und Israel) bis zur Mitte der 60er Jahre (Kairo 1991).

Markus A. Weingardt hat seine Arbeit historisch angelegt. Aber wenn man sie

daran misst, fällt das Urteil nicht günstig aus. Denn die Interna der Bonner Israelpolitik dürfen heute erst bis 1972 eingesehen werden. Für die Zeit danach sind die Akten infolge der 30-Jahre-Regelung noch gesperrt. Alles also, was der Autor für die Perioden nach 1972 beschreibt, geht auf die öffentlichen Medien und Aussagen ehemaliger Akteure zurück. Wer aber wie er dann noch weitgehend darauf verzichtet, Primärquellen aus dem deutschen Osten und Westen synoptisch zu verwerten, riskiert nur wieder Verzerrungen und Spekulationen. Dabei gibt es dazu schon Literatur, die hier freilich unberücksichtigt bleibt.

Erstens hat Markus A. Weingardt zu wenige Bonner Interna den damaligen Medienberichten gegenübergestellt. Zweitens hat er nur die westdeutsche Israel- und Nahostpolitik untersucht und nicht die Chance genutzt, ihr ostdeutsches Pendant auszuloten. Aber erst durch diese Zusammenschau kann das Geschehen wieder rekonstruiert werden. Erkenntnisse, die das damalige Bonner Verfahren erklären (Angelika Timm, Hammer, Zirkel, Davidstern: Das gestörte Verhältnis der DDR zu Zionismus und zum Staat Israel, Bonn 1997, oder Jewish Claims against East Germany: Moral Obligations and Pragmatic Policy, Budapest 1997), sind hier leider nicht eingeflossen. Dass eine Politik, die auf eine Region gewissermaßen immer nur »doppelt« eingewirkt hat, nun nur aus einer Perspektive analysiert wird, führt wieder zu methodischen Problemen und inhaltlichen Lücken.

Ein Beispiel. Bonn, so schreibt der Autor, verwehrt Israel in den frühen fünfziger Jahren die diplomatische Anerkennung aus Angst vor einem angedrohten arabischen Boykott. Das ist falsch. Im

Gegenteil, Bonn bot Israel 1952 an, mit dem Abkommen zur Wiedergutmachung diplomatische Beziehungen herzustellen. Das aber lehnten die Israelis ab. Erst danach war es in der Tat genau umgekehrt: Die Israelis wünschten solche Beziehungen insbesondere nach 1956, dann aber hielten sich die Westdeutschen zurück. In Bonn befürchtete man, dass die Araber daraufhin in einer Art Kettenreaktion Ostberlin anerkennen könnten: Eine »doppelte« deutsche Israel- und Nahostpolitik bahnte sich im Kräfteviereck zwischen Bonn und Westjerusalem sowie Kairo und Ostberlin an. Dies blieb mit einigen Modifizierungen auch seit dem Beginn der 70er Jahre so bis zur deutschen Einheit.

Der Autor versucht jedoch eine Politik mit vier Machtzentren nur aus einer Perspektive zu erklären, nämlich aus der von Bonn. In Mitteleuropa gab es im Kalten Krieg die Konfliktlage, die der deutschen Teilung entsprang, wobei hinter den Deutschen jeweils die beiden Weltmächte mit ihren beiden konträren Pakten wirkten. Die deutsche Seite bestand also aus »Zwei plus Vier«. Ähnlich war es auch in Nahost. Dort bestand der Kriegszustand, der auch aus einer Teilungslage folgte und in den maßgebend dieselben vier Weltmächte sowie ein drittes Lager, die Paktfreien, verwickelt waren. Die nahöstliche Seite bildete, von den Israelis und Palästinensern mit ihren fünf direkten Nachbarstaaten aus gesehen, »Zwei plus Vier plus Fünf«. Dies war der Kern, auf den sich die Israel- und Nahostpolitik gerichtet hat, von regionalen Sonderfällen wie der Türkei und Iran einmal ganz abgesehen. Kann eine Politik in diesen komplexen Beziehungsgefüge wirklich nur von einer (west-) deutschen Seite aus erhellt werden?

Die Bonner Israel- und Nahostpolitik bewegte sich in einer deutschlandpolitischen Fessel, Hallstein-Doktrin genannt. Dabei fragt Markus A. Weingardt gar nicht, ob es überhaupt eine »Bonner Israelpolitik« im Sinne eines eigenständigen Kurses gegeben hat. Auch die Zeit nach 1955, nachdem Bonn seine Teilsouveränität erlangte hatte, macht deutlich, dass es vor allem »Washingtons Bonner Israel- und Nahostpolitik« war: Der Dirigent saß im Weißen Haus, während Konrad Adenauer nur die erste (und zeitweilig in seiner weiteren Eigenschaft als Außenminister auch die zweite) Geige spielen durfte. Er, und dann auch Ludwig Erhard, ließen beispielsweise auf Washingtons Bitte hin heimlich Waffen an Israel liefern, aber das Gegenteil verlautbaren. Als es 1964 den USA zu riskant war, dem israelischen Staat offen 140 Panzer zukommen zu lassen, sprang Bonn in einer gemeinsamen Lieferaktion ein – und erlitt seine größte außenpolitische Niederlage in Nahost.

Die von den USA dominierte westdeutsche Israel- und Nahostpolitik führte dazu, dass Bonn Israel anerkannte, Ägypten die Kredite sperrte und unfreiwillig Ostberlin aufwertete. Zehn arabische Länder stellten ihre Beziehungen zu Bonn ein und es entstand ein Vakuum. Das konnte mit Blick auf die überragende deutsche Nationalfrage nicht im westdeutschen Interesse liegen. Diese »Bonner Nahostpolitik« beschränkte sich sieben Jahre lang nur noch auf Israel und drei arabische Staaten. Kein Wunder, dass Ostberlin 1969 in Nahost eine Welle der diplomatischen Anerkennung loszutreten vermochte. Dies hatte starke Rückwirkungen auf die allseitige Akzeptanz der geronnenen Teilungslage in Mitteleuro-

pa und auf die deutsche Frage. Erst in den 70er Jahren änderte sich dies, wie Markus A. Weingardt aufzeigt, als Bonn seine Beziehungen zu den arabischen Ländern wieder herstellte und im Kontext der Europäischen Gemeinschaft – auch gegenüber Washington – zu einer gewissen Eigenständigkeit fand.

Trotz dieser Kritik mag der Leser diese Übersicht über einen heiklen und komplexen Gegenstand dankbar aufnehmen, denn sie deckt, wenn auch vorrangig auf Medien gestützt, eine Lücke ab. Fazit: Ein erster Überblick, der sowohl Anregungen für weitere Forschung als auch reichlich Stoff für Revisionen bietet.

Wolfgang G. Schwanitz

Michael Burleigh, Tod und Erlösung. Euthanasie in Deutschland 1900–1945, Pendo Verlag: Zürich 2002. 426 Seiten. 29.90 €

MICHAEL Burleigh hat sich vor allem mit seinen Studien zur Ostexpansion der NS-Diktatur einen Namen gemacht. Im vorliegenden Band fasst er nun die breite Forschung, die mittlerweile zur bedrückenden Thematik der Psychiatriemorde existiert, souverän zusammen. Er versucht, das Schicksal der Opfer der NS-»Euthanasie« so zu beschreiben, dass ihnen zumindest posthum ihre Menschenwürde zurückgegeben wird. Darin sehe ich die besondere Leistung des Autors.

Das Buch beginnt mit dem ersten Weltkrieg. Die Zustände in den Anstalten waren katastrophal: Die Häuser überbelegt, die hygienischen Zustände grauenhaft, die Patienten nur notdürftigst ver-

wahrt. 30 Prozent aller Patientinnen und Patienten starben an Unternährung, Krankheit und Verwahrlosung. Der erste Weltkrieg brach auch hier Dämme.

Gleich zu Beginn der zwanziger Jahren wurde in Akademiker-Kreisen breit das Pro und Kontra eines »Euthanasie«-Gesetzes erörtert und die Sterilisierung solcher Menschen gefordert, die als »erblich belastet« galten. Die menschenverachtende Propaganda gegenüber psychisch kranken und behinderten Menschen, insbesondere die Behauptung, dass sie dem Staat nur Kosten verursachten und den Familien eine Last seien, bereiteten mental die radikale Aussonderungs- und Vernichtungspolitik der Nazis vor. Gleichzeitig wurden während der Weltwirtschaftskrise die Ausgaben für die Anstalten drastisch gesenkt, so dass die Lebensumstände die darin verwahrten Menschen den Vorurteilen immer ähnlicher machten, die über sie bestanden.

Am 1. Januar 1934 trat das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in Kraft, das die Erfassung und Zwangssterilisierung von Menschen vorsah, die u. a. an Schizophrenie, Blindheit, Taubheit oder manisch-depressiven Psychosen litten.

Detailliert beschreibt Burleigh danach die Anfänge des »Euthanasie-Programms«. Ein »Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden« wurde gegründet, dem später alle »missgebildeten« Neugeborenen zu melden waren. Kinder, die auf den Erfassungsbögen ein »+« erhielten, wurden unter dem Vorwand, man verlege sie zur Behandlung in eine Spezialklinik, in sogenannte Kinderfachabteilungen gebracht und meist mit einer Überdosis Luminal umgebracht.

Mindesten 6000 Kinder wurden auf diese Weise getötet.

Hitler hatte bereits 1935 angekündigt, dass er einen Krieg für den günstigsten Zeitpunkt halte, um radikalere Maßnahmen in der »Euthanasiefrage« durchzusetzen. Nach dem Überfall auf Polen wurden dann auch weitere Schritte eingeleitet. Der bereits erwähnte Reichsausschuß wurde um bekannte Psychiater, Universitätsprofessoren und Anstaltsleiter erweitert. Man traf sich in der »Kanzlei des Führers«, um zu erörtern, wie der Mord an psychisch kranken und behinderten Menschen zu organisieren sei. Wie und wo sollten die Menschen getötet werden? Nachdem man verschiedene Tötungsarten als zu aufwendig verworfen hatte, wurde der Vorschlag des Kriminaltechnischen Instituts des Reichssicherheitshauptamts, Kohlenmonoxyd zu verwenden, akzeptiert. In der Anstalt Grafeneck, in der Schwäbischen Alb gelegen, wurden die Vorbereitungen für die erste Mordaktion getroffen: Man richtete eine Gaskammer samt Krematorium ein.

Parallel dazu wurde ein relativ aufwendiger bürokratischer Apparat geschaffen. Die »Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten« war für die flächendeckende Erfassung der auszusondernden Patienten verantwortlich, eine »Gemeinnützige Stiftung für Krankenpflege« für die Anstellung des Personals und die Beschaffung des Gases zuständig. Die »Gemeinnützige Krankentransport GmbH« organisierte mit Bussen den Abtransport der Kranken in die Tötungsanstalten. Seit April 1941 saß dieser Mordapparat in Berlin in der Tiergartenstraße 4, weshalb der Deckname dieses Massenmords auch »Aktion T4« war.

Trotz vielfältiger Anstrengungen ließ sich dieser erste geplante Massenmord nicht geheim halten. Proteste wurden laut, am deutlichsten von der katholischen Kirche. Die Vergasungen kranker und behinderter Menschen wurden daraufhin erst einmal eingestellt. Burleigh sieht den Grund hierfür allerdings weniger in den Protesten, sondern darin, dass man das im Töten erfahrene Personal samt Ausrüstung für den Aufbau der Vernichtungszentren im Osten gebraucht habe. Das Töten von Patienten hörte allerdings nicht auf, nur die Tötungsmethoden wurden verändert. In dieser zweiten Phase der »Euthanasie«, etwa ab Mitte 1942, wurden die Patienten entweder durch eine Überdosis Beruhigungsmittel umgebracht oder man ließ sie einfach verhungern.

Burleigh geht auch auf die sogenannte »Aktion Brandt« ein. Mit dem zunehmenden Bombenkrieg der Westalliierten gegen deutsche Städte brauchte man für die vielen Ausgebombten und Verletzten dringend Wohnraum und Akutkrankenhäuser. So kam es zu einer weiteren Verlegungsaktion aus den Heimen und Anstalten, wiederum mit oftmals tödlichen Folgen für die Betroffenen. Inwieweit bei der »Aktion Brandt« auch Menschen, die angesichts der Bombardierungen psychisch dekompenziert waren, in die Tötungsmaschinerie gerieten, ist bis heute umstritten.

Bei dem spannenden Kapitel »Der Film als Mittel zur Propaganda zum Töten« ging es mir, wie häufig beim Lesen

dieses Buchs insgesamt. Auch dieses Thema wird gut präsentiert, auch hier zeigt sich die Sensibilität des Autors gegenüber den Objekten dieser Filme, den behinderten, kranken und nicht leistungsfähigen Menschen. Und dies macht dieses Buch wirklich lesenswert. Die Forschungsergebnisse sind jedoch nicht neu. Auch wenn Burleigh einige Filme gefunden hat, so haben Autoren vor ihm bereits die Drehbücher zu diesen Filmen in aller Ausführlichkeit und einen großen Teil der Filme analysiert.

Der Frage, was aus den Tätern im Nachkriegsdeutschland wurde, geht Burleigh am Beispiel des Psychiatrieprofessors Werner Heyde alias Dr. Fritz Savadenach. Er schildert die bekannte Geschichte des aus der Haft entflohenen T-4-Gutachters Heyde, um an ihm exemplarisch zu verdeutlichen, wie leicht sogar ein solch belasteter Mann eine zweite Karriere im Nachkriegsdeutschland machen konnte.

Zum Abschluß folgt das akademische Ranking, womit ich Burleigh's kursorisches Eingehen auf die Kolleginnen und Kollegen meine, die bereits vor ihm zum Thema publiziert haben. Dieses Ranking ist schon ein wenig ärgerlich. Wie schön wäre doch eine wissenschaftliche Kultur jenseits des konkurrenzbehafteten *morbus academicus*, in der man Arbeiten, die vor den eigenen erschienen sind, in ihrem jeweiligen historischen Kontext wertschätzen darf, um dann aufzuzeigen, wo man selbst über die älteren Erkenntnisse hinausgelangt ist.

Angelika Ebbinghaus

Annotationen

Hans-Ulrich Seidt, Berlin – Kabul – Moskau. Oskar Ritter von Niedermayer und Deutschlands Geopolitik, Universitas in der E. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH: München 2002. 510 Seiten. 24,90 €

Seit die Berliner Republik in die von den USA angeführte Liga der *global players* aufgestiegen ist, erfreuen sich auch solche Vordenker und Praktiker der deutschen Weltmachtspolitik eines verstärkten Interesses, die nur in der zweiten Reihe standen und Konzeptionen vertraten, die in der Zeit der Weltkriege nur begrenzt zum Zug kamen. Der bayerischer Artillerieoffizier und Orient-Experte Oskar Ritter von Niedermayer war eine solche Figur. Während des ersten Weltkriegs nahm er im Rahmen der »Revolutionierungspolitik« des deutschen Generalstabs an mehreren geheimen Mittelost-Expeditionen teil und bekämpfte anschließend die britisch-arabische Aufstandsbewegung als Stabschef eines osmanisch-deutschen Expeditionskoprs. Nach der Niederlage votierte er im Umfeld Seeckts für eine Anlehnung an Russland als Vorbedingung für den Wiederaufstieg Deutschlands zur Weltmacht und wurde zu einer Schlüsselfigur der geheimen Rüstungsprojekte der Reichswehr in der Sowjetunion. In der NS-Diktatur avancierte er zum akademischen Geopolitiker, kam je-

doch angesichts des zynischen Pragmatismus in den deutsch-sowjetischen Beziehungen nicht recht zum Zug. Seine Karriere beendete er als Kommandeur einer Division der »Ostlegionen«, in der türkstämmige ehemalige sowjetische Kriegsgefangene für die geplanten Operationen auf dem nah- und mittelöstlichen Kriegsschauplatz zusammengefasst waren. Der Fall Niedermayer legt eine wichtige Kontinuitätslinie deutscher Expansionspolitik bloß, die seit den 1990er Jahren in vielem wieder hochaktuell ist. Gerade deshalb hätte dem Verfasser, der sich seine Spuren nicht nur als Historiker, sondern auch als Krisenstähler der neu-deutschen Außenpolitik verdient hat, etwas mehr kritische Distanz zu den sprunghaften, unberechenbar riskanten und unverantwortlichen geopolitischen Sichtweisen seines Heroen gut angestanden. Mit seinem Buch rekonstruiert Seidt offensichtlich nicht nur ein Stück vergessener Weltmachtspolitik, sondern reflektiert zwischen den Zeilen auch aktuelle außenpolitische Diskurse in Berlin.

K. H. R.

Jan Kuhlmann, Subhas Chandra Bose und die Indienpolitik der Achsenmächte, Verlag Hans Schiler: Berlin 2003. 387 Seiten. 29,90 €

Die deutsch-britischen Konflikte bewirkten, dass sich die Inder in ihrem Streben nach Eigenstaatlichkeit Berlin zuwandten, das wiederum die Nationalisten benutzte. Das war bei Subhas Chandra Bose so, der in seiner Heimat als Freiheitskämpfer wie Gandhi und Jawaharlal Nehru gilt. Die fand Jan Kuhlmann, His-

toriker und Journalist, in Archiven Roms, Delhis und Londons heraus. Hitler und Mussolini griffen nach der Weltmacht. Solange aber Hitler um die Briten warb, brauchte er Bose nicht. Dies änderte sich mit dem Weltkrieg: Der Inder sollte das Empire revolutionieren. Bose, in Cambridge ausgebildet, schloss sich Gandhi und Nehru an. Bald darauf leitete er die bengalische Sektion des Indischen Nationalkongresses. Er war radikaler als Gandhi, der auf Gewaltfreiheit setzte. Auseinandersetzungen, aber auch Entkräftung führten Bose 1933 zu einer Kur nach Berlin. Ihm schwebte eine Synthese zwischen Sozialismus und Faschismus vor, doch der Rassenwahn kränkte ihn auch persönlich. Für ein freies Indien mied Gandhi die Nazis, während Bose versuchte, sich ihrer zu bedienen. Hitler empfing Bose Ende Mai 1942, der diesem eine Indische Legion anbot. Ein Jahr später fuhr Bose im U-Boot von Kiel nach Sumatra und baute als »Führer« eine Armee und Exilregierung auf, um Delhi zu befreien, doch die Briten obsiegten. Am Kriegsende wollte er zu den Russen flüchten, aber sein Flieger stürzte über der Mandschurei ab, und so konnten Mythen entstehen. Insgesamt hat Jan Kuhlmann eine sehr profunde Studie vorgelegt.

W.G.S.

Lew Besymenski, Stalin und Hitler. Das Pokerspiel der Diktatoren, Aufbau-Verlag: Berlin 2002 (Archiv des Kommunismus – Pfade des XX. Jahrhunderts, Hg. Bernhard H. Bayerlein u. a., Bd. 1). 488 Seiten. 25,00 €

In diesem Buch äußert sich der frühere Nestor der sowjetischen zeitgeschichtlichen Publizistik über Ereignisse und Zusammenhänge, über die er fast ein Menschenalter lang hatte schweigen müssen. Dies erklärt auch, warum er aus der Geschichte der sowjetisch-deutschen Beziehungen zwischen Oktoberrevolution und Ende des zweiten Weltkriegs – darüber handelt das Buch, der reißerische Titel ist irreführend – die besonders turbulenten und dunklen Episoden herausgreift. Damit folgt er in gewisser Weise der selektiven Registratur des geheimsten der geheimen sowjetischen Archive, des »Sektors VI« der Allgemeinen Abteilung des ZK der KPdSU, das bis zu Beginn der 1990er Jahre in der früheren Wohnung Stalins deponiert war, und das er als erster freier Historiker einsehen konnte. Die Ergebnisse seiner Recherche führen nun keineswegs zu Paradigmenwechseln, bekräftigen aber einige Ecksteine der historischen Analyse. Um nur die wichtigsten herauszugreifen: Der dramatische Kurswechsel der sowjetischen Außenpolitik erfolgte schon im März 1939 mit der Entscheidung, der Chamberlain'schen Beschwichtigungspolitik zu folgen und Polen der deutschen Aggressionspolitik so preiszugeben, wie die Westmächte zuvor mit der Tschechoslowakei verfahren waren, weil man nicht für den Westen »die Kastanien aus dem Feuer holen« wollte. So leistete auch die Sowjetunion ihren

Beitrag zum Ausgreifen der von Stalin für die Zeit ab 1935 konstatierten »imperialistischen Neuverteilungskriege« auf den europäischen Kontinent. Darauf folgten ein Jahr später ernsthafte Überlegungen, sich an der Seite des deutsch-italienisch-japanischen Dreimächtepakts aktiv an dieser Neuaufteilung zu beteiligen; das Arrangement scheiterte jedoch, weil die seit der inneren Gegenrevolution von 1937/38 ausgewechselte sowjetische Führungsschicht sich an den klassischen Expansionszielen des Zarismus orientierte und selbst als vermeintlich leicht zu schleifendes Hindernis endgültig auf die Agenda der deutschen Aggressionspolitik geriet.

K. H. R.

Lothar Kettenacker (Hg.), Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940–45, Rowohlt Verlag Berlin: Berlin 2003. 192 Seiten. 14,90 €

Die Beiträge dieses Sammelbands setzen sich in erster Linie mit Jörg Friedrichs Buch »Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg« und seiner öffentlichen Wirkung auseinander. Es gibt nur wenige Originalaufsätze, einige Übersetzungen aus dem Englischen, die meisten Beiträge sind bereits in den Feuilletons überregionaler Zeitungen erschienen (Volker Ullrich, Horst Boog, Hans-Ulrich Wehler, Hans Mommsen und andere). Der Herausgeber lässt neben kritischen Stimmen zu Friedrich auch befürwortende zu Wort kommen. Im letzten Heft dieser Zeitschrift (*Sozial. Geschichte* 2/2003) sind wir kritisch auf diese Debatte eingegangen. Richard Overy (Die alliierte Bomben-

strategie als Ausdruck des »totalen Krieges«) beleuchtet den historischen Kontext des Bombenkriegs, während Mark Connelly untersucht, wie der Luftkrieg gegen Deutschland der britischen Öffentlichkeit vermittelt wurde. Die britischen Autoren gehen auch der Frage nach, ob der Bombenkrieg gerechtfertigt oder ein Kriegsverbrechen war. Overy kommt zu dem sybillinischen Urteil: »Barbarisch, aber sinnvoll«. Wer sich über diese Debatte schnell informieren möchte, ist mit diesem Sammelband gut bedient.

A. E.

Robert Castel, Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, UVK: Konstanz 2000, 416 Seiten. 34,00 €

Eine historische Annäherung an das Problem der sozialen Desaggregation des modernen Kapitalismus unternimmt Robert Castel, ehemals Forschungsdirektor an der renommierten Pariser EHESS (École des Hautes Études en Science Sociales) und früherer Mitarbeiter von Pierre Bourdieu, mit seiner großen Untersuchung über die »Metamorphosen der sozialen Frage«. Es handelt sich dabei um eine Sozialgeschichte der Institutionalisierung der Lohnarbeit in Frankreich, die das Ziel verfolgt, den zivilisatorischen Stellenwert dieser Institutionalisierung herauszuarbeiten. Die zentrale These der »Metamorphosen« besteht darin, dass die aktuelle – von Massenarbeitslosigkeit, Deregulierung und Prekarisierung der Erwerbsarbeit gekennzeichnete – Situation, die »Konsolidierung des Lohnarbeiterstatus« massiv zu untergraben beginnt und erneut jene massenhafte »Verwundbarkeit« der

Lohnabhängigen hervorruft, die sich in ihrer frühen Form als Pauperismus der Industriellen Revolution äußerte. Dass Castel dabei zu einer kritikbedürftigen positiven Verabsolutierung des Sozialstaats und der Lohnarbeit tendiert und die selbst bei Aufrechterhaltung kollektiver Sicherungen fortbestehende Krisenhaftigkeit des modernen Kapitalismus weitgehend ausblendet, kontrastiert mit den vielfältigen wissenschaftlichen Vorzügen (Quellenreichtum, methodische Stringenz, Informationsgehalt, Lesbarkeit auf hohem Niveau) seiner brillanten Studie.

L. P.

Niels Hansen, Aus dem Schatten der Katastrophe. Die deutsch-israelischen Beziehungen in der Ära Konrad Adenauer und David Ben Gurion. Ein dokumentierter Bericht. Mit einem Geleitwort von Shimon Peres, Droste Verlag: Düsseldorf 2002. 889 Seiten. 49,80 €

Die Aufarbeitung der frühen deutsch-israelischen Beziehungen ist mit Niels Hansens opus magnum vorangekommen. Der Jurist Hansen war für das Auswärtige Amt der Bonner Republik tätig, in der ersten Hälfte der 80er Jahre Botschafter in Israel und hernach Ständiger Vertreter bei der NATO. Er schöpfte aus westdeutschen Akten, allerdings weniger aus hebräischen und gar nicht aus arabischen und ostdeutschen. Er behauptet, diese Quellen böten nichts Neues. Dagegen sprechen jedoch das Ersuchen Ägyptens um Frieden mit Israel 1953, auf das er nicht eingeht, und der Fakt, dass bestimmte Bestände noch gesperrt sind.

Hansen vermittelt neue Details und Wertungen. Freilich sieht er die Komplexität im unterlegten Viereck von »doppelten« Deutschen sowie Arabern und Israelis zu einseitig. Er blendet die Forschungen ostdeutscher Wissenschaftler fast völlig aus (u. a. Angelika Timm). Somit bleibt er zum Thema Ostberlin, zum Bonner Waffenhandel mit Israel oder zu Ulbrichts Besuch in Kairo hinter dem Forschungsstand zurück. Andererseits ist dies ein »dokumentierter Bericht« – und der ist dem Autor gelungen.

W. G. S.

125 Jahre Rheinische Kliniken Düren – gestern, heute morgen. Von der Provinzialanstalt zur Fachklinik, hg. von Erhard Knauer / Friedel Schulz / Heiner Lepper, Rheinland-Verlag: Köln 2003. 229 Seiten. 16,90 €

Eine weitere psychiatrische Landesklinik hat ihre Geschichte kritisch aufgearbeitet. 1887 wurde die Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt Düren in Betrieb genommen. Heute versorgt sie die Bevölkerung von Aachen, Düren und dem Erftkreis mit einem breiten psychiatrischen Angebot. Der Leiter der Klinik, Erhard Knauer, gibt einleitend einen knappen Überblick über die Geschichte der Klinik und die Entwicklung der therapeutischen Konzepte. Danach folgen historische Beiträge zu bestimmten Schwerpunkten der Klinik: »Von den Siechenstationen zum gerontopsychiatrischen Zentrum« (K. M. Perrar / S. Lauterbach) und zur forensischen Psychiatrie (R. Schellbach-Matthies). Thorsten Halling beschreibt die Geschichte der Anstalt bis

zum ersten Weltkrieg. Auch in Düren sind viele Patienten an den Folgen von Unterernährung während des Kriegs gestorben. Die Weimarer Jahre sind gleichermaßen von Reformen und Sparmaßnahmen geprägt (Linda Orth). Frank Sparing und Stephan Stracke rekonstruieren, welches Leid die Jahre des Nationalsozialismus den Patienten gebracht haben: Unterversorgung, »erbbiologische Erfassung«, Zwangssterilisation und schließlich die Ermordung von 590 Patienten. Möge dieses Buch dazu beitragen, dass sein Leitgedanke – »Die Art und Weise, wie eine Gesellschaft mit ihren schwächsten Mitgliedern umgeht, ist immer ein Gradmesser für das Maß an Humanität in ihr.« – auch in heutigen Zeiten des Sparens lebendig bleibt.

A. E.

Dietrich Kuhlbrodt, Das Kuhlbrodtbuch, Verbrecher Verlag: Berlin 2002. 245 Seiten. 14.00 €

Dietrich Kuhlbrodt hat eine »Autoreportage« mit dem koketten und nicht unbescheidenen Titel »Das Kuhlbrodtbuch« geschrieben: Erinnerungen, so wie sie kommen und gehen, aus seinem Leben. Schon lange hat der Autor einen Namen als Filmkritiker, seit den 80er Jahren tritt er auch als Darsteller auf der Bühne und im Film auf. Das ist aber nicht der Grund, warum ich sein erstes Buch in einer historischen Zeitschrift anzeigen möchte. Dietrich Kuhlbrodt hat als Staatsanwalt erst in Ludwigsburg, später dann in Hamburg NS-Verbrechen verfolgt. Von seinen Recherchen und Anklageschriften haben viele Historikerinnen und Historiker profitiert. Erinnern möchte ich nur an seine

vorbildlichen Untersuchung über die Patientenmorde in Hamburg. Es macht Spaß dieses witzige Buch eines engagierten Staatsanwalts a. D., dazu noch erschienen im Verbrecher Verlag, zu lesen.

A. E.

Chitra Joshi, Lost Worlds. Indian Labour and Its Forgotten Histories, Permanent Black: New Delhi 2003. XIV + 359 Seiten. 35.00 \$

Chitra Joshi gehört zu den wichtigsten jüngeren Sozialhistorikerinnen Indiens. Ihr Buch *Lost Worlds* ist eine Geschichte »von unten« der Stadt Kanpur und ihrer Textilindustrie – vom späten 19. Jahrhundert bis in die 1940er Jahre. Unter Verwendung archivalischer Quellen und Interviews rekonstruiert sie das Wachstum der Stadt, die Ankunft immer neuer Migranten und Migrantinnen, die Armut und das Alltagsleben der Arbeiterfamilien, die Arbeitsprozesse und die sich verschiebenden Machtverhältnisse innerhalb der Textilfabriken sowie die sozialen und politischen Kämpfe und Konfliktlinien. Große Aufmerksamkeit widmet Joshi den Gender- und Kastenbeziehungen.

M. v. d. L.

Angel Smith (Hg.), Red Barcelona. Social Protest and Labour Mobilization in the Twentieth Century, London/New York: Routledge 2002. XIII + 258 Seiten. 55,00 £

Die elf Aufsätze dieses Bandes bieten Einblicke in die neuere Geschichte Barcelonas als Zentrum des anarchistischen und

sozialistischen Widerstands im 20. Jahrhundert. Der Herausgeber und Pere Gabriel skizzieren den Aufstieg und die Entwicklung der Arbeiterbewegung bis Ende der 1920er Jahre. Andere Beiträge beschäftigen sich mit den Kämpfen der dreißiger Jahre (Nick Rider, Chris Ealham, Andrew Durgan, Antoni Castells Duran), mit den Lohnarbeiterinnen (Christina Borderías), mit der Arbeiterschaft während der Franco-Diktatur (Soledad Bengoechea, Carme Molinero und Pere Ysàs), mit dem Antifranquismus (Joan Camós und Clara Parramón) und den Entwicklungen seit dem Tode Francos.

M. v. d. L.

Donna R. Gabaccia, Immigration and American Diversity. A Social and Cultural History, Blackwell: Oxford 2002. 55,00 £ / 18,99 £

Diese leicht lesbare Einführung in die Geschichte der Einwanderung in die USA und die daraus resultierende Vielfalt umfasst die Zuwanderung aus Europa, Afrika, Asien und dem Rest der Welt. Die chronologische Anordnung ist mit thematischen Schwerpunkten verbunden: der Frage nach Fremdheit, der Rolle von Einwanderern in den sektionalen Auseinandersetzungen bis 1860, der Neubestimmung von nationaler Zugehörigkeit bis 1900, Migranten in der Industriegesellschaft und nativistische Fremdenfeindlichkeit 1890–1920, Migranten und Einwanderer zur Zeit des »wissenschaftlichen Rassismus« bis 1945, Migranten der Gegenwart im Spannungsverhältnis von abgegrenzter ethnischer Gruppe und multikultureller Interaktion. Die Studie

beginnt mit der Frage nach der Schaffung oder Konstruktion von Amerika und den Amerikanern und endet mit einer Diskussion über die Rolle von »NeubürgerInnen« bei der Weiterentwicklung der Gesellschaft insgesamt. Das Buch ist für Einführungskurse in die Geschichte der USA und der Einwanderung gut zu verwenden und kann auch im Kontrast zu europäischer nationaler »Nichteinwanderungsgeschichte« verwandt werden.

D. H.

Wsevolod W. Isajiw, Understanding Diversity. Ethnicity and Race in the Canadian Context, Thompson: Toronto 1999. 36.95 \$

In Kanada stellt der Autor den neuesten Stand der Forschung zur ethno-kulturellen Vielfalt vor. Zu Beginn setzt er sich kritisch mit der Terminologie und den Konzepten, Theorien über Ethnizität und, wichtiger, über interkulturelle Beziehungen auseinander und gibt anschließend eine knappe Zusammenfassung des demographischen, historischen wie sozialen Rahmen und bezieht auch die religiöse Vielfalt ein. Die Typen von (Zu-)wanderung, Strukturen und Prozesse der Inkorporation der Neuankömmlinge sowie die Exklusion durch Vorurteilsbarrieren und Rassismus werden analysiert. Anschließend werden Fragen der Einbindung und Entwicklung von Zugehörigkeitsgefühlen – belonging, embeddedness, identities – diskutiert. Abschließend widmet sich der Autor der Frage von Vielfalt und Zusammenhalt, die im kanadischen Kontext sowohl von Seiten der Regierung wie von Teilen der Bevölkerung gestellt wird: Was ersetzt den Mythos

»Nation« als einigende Praxis? Isajiws Studie ist im englischsprachigen Wissenschaftskontext die beste Einführung in diesen Themenbereich. Vergleichbare deutschsprachige Literatur fehlt.

D. H.

Peter S. Li, Destination Canada. Immigration Debates and Issues, Oxford University Press Canada: Toronto 2003. 232 Seiten. 13,99 £

Dieser Überblick über die Einwanderung nach Kanada fasst die Zuwanderung und die Einwanderungsgesetzgebung nur knapp zusammen und setzt sich dann mit den Debatten um die Einwanderung und die Einwanderer/innen bzw. ihrem Beitrag zur Entwicklung der Gesellschaft auseinander. Auf der Basis der gesamten neueren Literatur wird der Beitrag der Migration zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung dargestellt. Fast ökonometrisch wird das Humankapital der Neuankömmlinge analysiert, ihr Beitrag zur Diversifizierung der kanadischen Gesellschaft und zur Neugestaltung moderner Urbanität erläutert. Die Diskurse über die gesellschaftliche Konstruktion von Bildern von Migranten und die moderne Debatte um Einwanderungspolitik werden eingangs und abschließend aufgenommen. Diese analytische Arbeit setzt Kenntnisse über den chronologischen Verlauf der Zuwanderung und die jeweilige kulturelle Zusammensetzung der Neuankömmlinge voraus.

D. H.

Herbert Schui/Holger Paetow (Hg.), Keynes heute. Festschrift für Harald Mattfeldt zum 60. Geburtstag, VSA-Verlag: Hamburg 2003. 187 Seiten. 14,80 €

Wer wissen möchte, welche wirtschaftspolitische Zukunftsvorstellungen die deutsche akademische Linke gegenwärtig vertritt, kann sich anhand dieser Veröffentlichung rasch und umfassend informieren. Im Vordergrund steht die Hoffnung auf einen ökologisch geläuterten »Euro-Keynesianismus«, dessen Umriss vor allem Rudolf Hickel, Karl Georg Zinn und Jörg Huffschild skizzieren. Ralf Ptak grenzt diese Bestrebungen von den aktuellen Versuchen zu einer Revitalisierung der »Sozialen Marktwirtschaft«, einer interventionistischen Variante des Neo-Liberalismus, ab. Dagegen überschreitet Herbert Schui diese euro-zentristischen Sichtweisen und entwirft ein Modell der weltweiten Mobilisierung von Kreditgeld zur simultanen Überwindung der Nachfragerestriktion in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern und der Kapitalrestriktion in den »Entwicklungsländern« wie der Transformationsgesellschaften. Es handelt sich alles in allem um einen bemerkenswerten Versuch, sich hinter den etwas verblichenen großen Namen des Links-Keynesianismus (Kaldor, Kalecki, Robinson, Sraffa und andere) neu zu sammeln und dem allseits triumphierenden Neo-Liberalismus eine ernsthaft durchdachte Alternative zu präsentieren.

K. H. R.

André Mommen, Eens komt de grote crisis van het kapitalisme. Leven en werk van Jenő Varga (1879–1964), IMAVO-DACOB: Brüssel 2002. 213 Seiten. 15.00 €

Der Ungar Eugen (Jenő) Varga (1879–1964) gilt als der wichtigste Ökonom der Kommunistischen Internationale. Der belgische Politologe André Mommen (Chefredakteur des *Vlaams Marxistisch Tijdschrift*) legt nun die erste wissenschaftliche Biografie Vargas basierend auf einem umfangreichen Literatur- und Archivstudium vor. Mit großer Sorgfalt rekonstruiert der Autor Leben und Werk des ehemaligen Leiters des Moskauer Instituts für Weltwirtschaft und Weltpolitik, der 1947 wegen »bürgerlicher Abweichungen« zu Fall kam. Mommen zeigt, dass Varga eher ein Kompilator als ein origineller Denker war, dem es jedoch gelang, mit seinen Arbeiten immer wieder großen Einfluss auszuüben.

M.v.d.L.

Summaries

Dirk Hoerder

»Nützliche Subjekte« – Fremde – Mittler zwischen den Kulturen: Migration und Transkulturalität in Europa 1600–1914

In der wissenschaftlichen Forschung wie in den öffentlichen Diskursen werden die europäischen und die nordamerikanische Gesellschaften einander als Aus- und Einwanderungsländer gegenübergestellt. Diese ideologisch motivierte Interpretation entsprach nie den empirischen Daten. In diesem Beitrag werden die inner-europäischen Wanderungen in einen transatlantischen und teilweise globalen Kontext eingeordnet, wobei die national-staatliche Perspektive durch eine trans-europäische beziehungsweise regionale Perspektive ersetzt wird. Hörder geht auch auf die Terminologie und Paradigmenwechsel in der Forschung ein. Im zweiten Teil stellt er die europäischen Migrationstraditionen vor 1800 dar und vergleicht sie mit dem multi-ethnischen Staatsaufbau des Osmanischen Reiches ebenso wie die wichtigsten innereuropäischen, transkontinentalen und transatlantischen Migrationssysteme des 19. Jahrhunderts untereinander. Die Bedeutung der Konstruktion von Nationalstaaten und Nationalismus für die mobilen urbanen Bevölkerungen bewertet Hörder kritisch.

In academic research and in public discourse, European and North American societies are usually contrasted as regions of emigration and immigration. However, this ideologically motivated interpretation never reflected empirical data. This contribution locates the diverse migrations within Europe into a transnational and partially global context. The traditional nation-state perspective is being replaced by a transeuropean – indeed regional perspective. The author also goes into the terminology and the developments of paradigm in research. He then describes the traditions of migration in Europe and compares them with the multi-ethnic state-building of the Ottoman empire. The major intra-European, transcontinental and transatlantic migration systems of the 19th century are also introduced and compared with each other. The author expresses a critical view about the impact of nation states and nationalism on the mobile, urban population.

Ahlrich Meyer **Der Beginn der »Endlösung« in Frankreich – offene Fragen**

Die Deportation der Juden aus Frankreich begann früher als im übrigen Westeuropa. Ausgehend von diesem Faktum, untersucht der Beitrag drei Ereigniszusammenhänge, die für den Beginn der »Endlösung« in Frankreich wie für die Entscheidungen im nationalsozialistischen Machtzentrum gleichermaßen aufschlussreich sind. Zugleich bietet er eine kritische Revision der vorliegenden deutschsprachigen Literatur zum Thema und benennt die wichtigsten Forschungs-

desiderate. Bereits Mitte September 1941 sagte Himmler zu, die in Frankreich internierten Juden baldmöglichst »nach dem Osten« »abzuschieben«. Hierbei spielten die Initiativen der Deutschen Botschaft in Paris ebenso eine Rolle wie die Vorgaben der deutschen Militärverwaltung, die seit dem Frühjahr 1941 Verhaftungen und Lagerinternierungen von Juden im besetzten französischen Gebiet hatte durchführen lassen. Die ersten Transporte nach Auschwitz ab März 1942 wurden vom Militärbefehlshaber im Rahmen von »Sühnemaßnahmen« angeordnet. Waren sie bereits Bestandteil des »Endlösungsprogramms« oder sind sie unabhängig davon zu sehen? Was wussten die deutschen Stellen in Frankreich im Zeitraum 1941/42 über die Massenvernichtung im Osten? In der Forschung konnte bislang nicht geklärt werden, ob Heydrich bei seinem Besuch in Paris Anfang Mai 1942 die Dimension der »Endlösung«, wie sie auf der Wannsee-Konferenz besprochen wurde, gegenüber hochrangigen deutschen Militärs offengelegt hat.

The deportation of Jews from France began earlier than in the rest of Western Europe. Based on this fact, the author of this contribution analyses three interconnected events, which are instructive as much for the beginning of the Final Solution as for the decisions made in the center of power by the National Socialists. He also offers a critical revision of the available German literature on the subject, and lists the most important derivatives of research. As early as mid-September 1941, Himmler confirmed that Jews interned in France would be deported »towards the East« as soon as possible. In this the initiatives of the German

embassy in Paris played a part every bit as vital as the directives of the German military administration – both of which had enforced arrests and camp internments of Jews in occupied French territory. The first transports to Auschwitz, starting in March 1942, were ordered by the military commander in the context of the »atonement« measures. Were they already part of the »Final Solution Programme« or are they to be seen independently? What did the German authorities in France know about the mass extermination in the East during the period of 1941/42? To date, research has not been able to prove whether Heydrich during his visit to Paris at the beginning of May 1942 revealed to high-ranking German officers the dimension of the Final Solution as it was discussed at the Wannsee conference.

Peter Schöttler:

Eine Art »Generalplan West«: Die Stuckart-Denkschrift vom 14. Juni 1940 und die Planungen für eine neue deutsch-französische Grenze im Zweiten Weltkrieg

Nach dem überraschend schnellen Zusammenbruch des militärischen Widerstands im Frühsommer 1940 wurde Frankreich von den Deutschen durch fünf Grenzziehungen zerstückelt. Als besonders rätselhaft galt dabei den Zeitgenossen wie später den Historikern die sogenannte Nord-Ost-Linie, die an der Mündung der Somme in den Ärmelkanal begann, am Nordrand des Pariser Beckens verlief, in den Argonnen nach Süden abbog, in der Mitte der Bourgogne auf die Demarkationslinie zur unbesetz-

ten Zone stieß und mit dieser gemeinsam die Schweizer Grenze erreichte. Ihr Verlauf ging auf eine in der Umgebung des Innen-Staatssekretärs Wilhelm Stuckart verfasste Denkschrift zurück, in der zusätzlich zu den de facto einverleibten Gebieten Elsaß, Lothringen und Luxemburg die Annexion des gesamten östlichen Frankreich gefordert wurde.

Obwohl an entlegenen Stellen schon in kurzen Auszügen publiziert, galt diese Denkschrift vom 14. Juni 1940 bis heute als verschollen. Sie wird hier erstmalig ungekürzt präsentiert und in ihren Kontexten erläutert. Das strategische Ziel, den französischen »Erbfeind« entscheidend zu schwächen und auf seine spätmittelalterliche Grenze zu reduzieren, hätte im Fall seiner Realisierung die Deportation von Millionen Menschen zur Folge gehabt. Trotz vielfältiger Unterschiede zu den völkermörderischen Konsequenzen des »Generalplans Ost« erscheint es deshalb angebracht, von einer Art »Generalplan West« zu sprechen, der in diesem Fall von den ministeriellen Experten der »Volkstumspolitik« selbst verfasst wurde und sich der Zuarbeit der Geographen und Historiker der »Volksforschung« bediente.

Following the unexpectedly swift collapse of the French military resistance in the early summer of 1940, the Germans divided France using five borders. For contemporaries as well as later historians the so called North-East-Line remained a mystery. It started where the Somme flows into the English Channel, running along the northern rim of the Paris basin, bending to the south in the Argennes. In the middle of the Bourgogne the line of demarcation met the unoccupied zone before finally reaching the Swiss border. Its

route goes back to a memorandum that was written by someone in the vicinity of the permanent secretary of the interior, Wilhelm Stuckart. In addition to the de facto annexed regions of Alsace, Lorraine and Luxembourg, the memorandum demanded the annexation of the entire East of France. Although short excerpts were printed in obscure places, this memorandum of 14 June 1940 was until recently considered lost. For the first time it will be presented here at full length along with explanations about the contexts. The strategic aim of weakening the French »Arch-Fiend« decisively and to reduce France to its late medieval borders would have meant the deportation of millions of people. In spite of the many contrasts with the genocidal consequences of the »General Plan East«, it seems appropriate here to speak of a »General Plan West«, which in this case was written by the ministerial experts of the »National Traditions Policy« themselves, using the assistance of geographers and historians of the »Folklore Research«.

Sergio Bologna Der Operaismus als Objekt der historischen Forschung

Anlass für diesen Diskussionsbeitrag sind die ersten beiden historischen Arbeiten über den Operaismus, eine außerparlamentarische soziale Bewegung Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre in Italien, die auch äußerst interessante intellektuelle Facetten hatte. Es handelt sich um das von Guido Borio, Francesca Pozzi und Gigi Roggero herausgegebene Buch *Futuro Anteriore. Dai »Quaderni Rossi« ai movimenti globali: ricchezze e limiti*

dell'operaismo italiano sowie die Arbeit *Storming Heaven. Class composition and struggle in Italian Autonomist Marxism* von Steve Wright, wobei sich Bologna vor allem auf das letztere bezieht. Bolognas Beitrag ist allerdings mehr als eine Buchbesprechung, denn als einer der ehemaligen theoretischen Köpfe des Operaismus reflektiert er diese Untersuchungsergebnisse mit seinem Wissen und seinen persönlichen Erfahrungen vor dem Hintergrund der damaligen politischen Situation in Italien, der Situation in den Fabriken – insbesondere in der Automobilindustrie – und den intellektuellen Debatten. Thematisiert werden neben der Vorgeschichte des Operaismus vor allem das politische Selbstverständnis dieser Bewegung, ihr Verhältnis zu den Arbeiterkämpfen Ende der 60er Jahre wie ihre vielfältigen intellektuellen Bezugspunkte.

This essay discusses the first two historical works about »workerism« (Operaism). Operaism was an extraparlimentary social movement at the end of the 1960s and the beginning of the '70s in Italy which contained some very interesting intellectual facets. The subject of this contribution are *Futuro Anteriore. Dai »Quaderni Rossi« ai movimenti globali: ricchezze e limiti dell'operaismo italiano*, a book edited by Guido Borio, Francesca Pozzi and Gigi Roggero, and *Storming Heaven. Class composition and struggle in Italian Autonomist Marxism* by Steve Wright. The author focuses mostly on the latter piece of work. His contribution is much more than a book review, however. As one of the former theoretical heads of Operaism, he analyses the books' findings with his own knowledge and personal experiences against the background

of the political situation in Italy at the time, the situation in the factories – especially the automobile industry – and the intellectual debates. He not only explains the past history of operaism but also describes how the movement saw itself politically, its relationship to the workers' struggle at the end of the 1960s and its diverse intellectual points of reference.

Dieter Nelles

Die Rehabilitation eines Gestapo-Agenten: Richard Krebs/Jan Valtin

Die Biographie von Ernst Waldenfels über den ehemaligen Kominternfunktionär Richard Krebs alias Jan Valtin, der 1941 seine Memoiren in Romanform unter dem Titel »Out of the Night« veröffentlichte, hat eine große und positive Resonanz in der Presse gefunden.

Der Autor zeigt, dass Waldenfels zwar viel Phantasie bei der Erschließung neuer Quellen gezeigt hat, aber im deutlichen Kontrast dazu steht seine mangelnde Sorgfalt bei der Interpretation der Quellen und der Rezeption der Sekundärliteratur. Dies

zeigt sich besonders an der Tatsache, dass Krebs' mit der Gestapo zusammengearbeitet hat, was von Waldenfels bestritten wird. Der Autor zeigt, dass es sich bei »Out of the Night« keineswegs um ein wichtiges zeitgeschichtliches Dokument handelt, sondern soweit die Fakten des Buches überprüfbar sind, um eine verzerrte Darstellung der historischen Realität.

Ernst Waldenfels's biography of the former Comintern functionary Richard Krebs, alias Jan Valtin, who published his memories 1941 in form of a novel titled *Out of the Night*, received a considerable and positive response in the media. The author shows that Waldenfels developed great imagination in opening up new sources, but worked carelessly when it came to interpreting the sources and adopting secondary literature. This can clearly be seen by the fact that Krebs cooperated with the Gestapo – an assertion which Waldenfels contests. *Out of the Night*, the author reveals, is by no means a valuable contemporary document but rather – in as far as the facts in the book can be verified – a misrepresentation of historical reality.

Autorinnen und Autoren

Sergio Bologna ehemaliger Hochschullehrer an der Universität in Padua, Historiker und Sozialwissenschaftler, lebt in Milano

Angelika Ebbinghaus Dr. phil. Dipl. Psych., Historikerin und Psychologische Psychotherapeutin, Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen (A.E.)

Rainer Eisfeld Dr. rer. pol., Professor für Politikwissenschaft an der Universität Osnabrück

Rüdiger Hachtmann Dr. phil., apl. Prof. an der TU Berlin

Dirk Hoerder Prof. Dr., lehrt nordamerikanische Sozialgeschichte und Migrationsgeschichte an der Universität Bremen/Fachbereich Sozialwissenschaft (D.H.)

Ahlrich Meyer Prof. Dr. phil., bis 2000 Hochschullehrer für Politikwissenschaft an der Universität Oldenburg

Dieter Nelles Dr. rer. pol, Wiss. Mitarbeiter, Bergische Universität Wuppertal

Marcel van der Linden Prof. Dr., Hochschullehrer an der Universität Amsterdam, Forschungsdirektor des IISG Amsterdam und Verantwortlicher Redakteur der International Review of Social History (M.v.L.)

Karl Heinz Roth Dr. med. Dr. phil., Historiker, Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bremen (K.H.R.)

Peter Schöttler Prof. Dr., Centre Marc Bloch, Berlin, und Freie Universität Berlin.

Wolfgang G. Schwanitz Dr., Arabist und Ökonom. Editor des Princeton Papers Special Issue, Middle Eastern Studies, Princeton/N.J. (W.G.S.)

Jan Surmann M.A., Historiker, lebt in Hamburg

Jens-Christian Wagner Dr. phil., Leiter der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora (Nordhausen)

Jörg Wollenberg Prof. Dr., ehemaliger Hochschullehrer für Weiterbildung an der Universität Bremen

Jürgen Zimmerer Dr. phil., Centro de Estudos Interdisciplinares do Século XX (CEIS XX), Universidade de Coimbra/Portugal

Cédric Guinand

**Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO)
und die soziale Sicherheit in Europa (1942–1969)**

Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt/M., New York, Oxford, Wien. 2003. XV, 550 S.

Europäische Hochschulschriften: Reihe 3,

Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. Bd. 948

ISBN 3-906770-95-8 br.

sFr. 72.– / € 49.60 / €** 46.40 / £ 30.– / US-\$ 45.95*

** inkl. MWSt. – nur gültig für Deutschland und Österreich ** exkl. MWSt.*

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es tiefgreifende Veränderungen in Bezug auf den Schutz gegen soziale Risiken. Auslöser dieser Veränderungen war der 1942 in England erschienene Beveridge-Bericht. Die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) beschloss, die wichtigsten Ideen von Beveridge weltweit zu verbreiten. Anhand von ausgewählten Quellentexten aus dem Historischen Archiv der ILO, dem Historischen Archiv der Europäischen Gemeinschaften sowie dem Archiv des Europarats untersucht der Autor die Rolle der ILO in der Verbreitung der neuen Konzepte der sozialen Sicherheit in Europa. Dabei wird sowohl auf die Eigeninitiativen der ILO als auch auf ihre Zusammenarbeit mit den nach dem Zweiten Weltkrieg gegründeten europäischen Regionalorganisationen, dem Europarat, der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl und der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft eingegangen. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf den sechs EGKS-Gründerstaaten. Auch wenn der Beveridge-Bericht überall positiv aufgenommen wurde, scheiterte die Übernahme seiner Prinzipien an den zahlreichen nationalen Besonderheiten, die in diesem Werk ausführlich beschrieben und analysiert werden.

Aus dem Inhalt: Internationale Arbeitsorganisation (ILO, IAO) – Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl (EGKS) – Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) – Europarat – Soziale Sicherheit – Beveridge – Beveridge-Bericht – BRD – Frankreich – Italien – Die Niederlande – Belgien – Luxemburg.



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt/M. · New York · Oxford · Wien

Renzo Derosas / Michel Oris (eds.)

When Dad Died

Individuals and Families Coping with Family Stress in Past Societies

Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt/M., New York, Oxford, Wien, 2002.

X, 496 pp., num. graphs

ISBN 3-906768-23-6 / US-ISBN 0-8204-5647-0 pb.

sFr. 79.- / €* 54.50 / €** 50.90 / £ 33.- / US-\$ 47.95

* includes VAT – only valid for Germany and Austria ** does not include VAT

Contents:

Renzo Derosas / Osamu Saito: Introduction

Michel Oris / Emiko Ochiai: Family Crisis in the Context of Different Family Systems: Frameworks and Evidence on 'When Dad Died'

Tommy Bengtsson: Why Dad Dies. The Mortality of Men in their Working Ages in the 18th and 19th Centuries

Paul Servais: Death and Patrimonial Descent in the Region of Liège in the 18th Century

Antoinette Fauve-Chamoux: Strategies of Household Continuity in a Stem-Family Society: From Heirship to Headship

Richard Wall: The Impact on the Household of the Death of the Father in Simple and Stem Family Societies

Beatrice Moring: Systems of Survival. Continuities and Discontinuities after the Death of the Household Head in Pre-Industrial Finland

Andrejs Plakans / Charles Wetherell: The Death of the Father in the Complex Households of Eastern European Serf Societies: a Baltic Case Study

Olivier Faron / Jacques Renard: The Varied Repercussions caused by the Demise of the Father among Past Populations. A Comparative Analysis between Vernon, a Region of Normandy, and the Town of Milan

Erik Beekink / Frans van Poppel / Aart C. Liefbroer: Parental Death and Death of the Child. Common Causes or Direct Effects?

Noriko O. Tsuya / Satomi Kurosu: The Mortality Effects of Adult Male Death on Women and Children in Agrarian Households in Early Modern Japan: Evidence from Two Northeastern Villages, 1716–1870

Cameron Campbell / James Lee: When Husbands and Parents Die: Widowhood and Orphanhood in Late Imperial Liaoning, 1789–1909

Daniel Devolder: Effects of the European Late Marriage Pattern on Kinship. A Study Using a Microsimulation Model

Alain Bideau / Guy Brunet: The Family, the Village and the Orphan in the Region of Haut-Bugey during the 19th Century

Marco Breschi / Matteo Manfredini: Demographic Repercussions in a Rural Italian Village

George Alter / Catherine Capron / Muriel Neven / Michel Oris: When Dad Died: Household Economy and Family Culture in Nineteenth Century East Belgium

Renzo Derosas: Fatherless Families in 19th-Century Venice



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt/M. · New York · Oxford · Wien

Aad Blok / Keith Hitchins / Raymond Markey / Birger Simonson (eds.)

Urban Radicals, Rural Allies

Social Democracy and the Agrarian Issue, 1870-1914

Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt/M., New York, Oxford, Wien, 2002.

451 pp., 1 ill., num. tables

International and Comparative Social History. Vol. 7

Issued by the International Institute of Social History Amsterdam

General Editor: Marcel van der Linden

ISBN 3-906770-15-X / US-ISBN 0-8204-5937-2 hardback

sFr. 99.- / € 68.30 / €** 63.80 / £ 41.- / US-\$ 60.95*

** includes VAT – only valid for Germany and Austria ** does not include VAT*

Contents:

Raymond Markey: Social Democracy and the Agrarian Issue, 1870–1914: Introduction

Marcel van der Linden: Social Democracy and the Agrarian Issue, 1870–1914: The Broad Themes

Leo van Rossum: The Second International and Social Democratic Activity among the Agrarian Population, 1889–1914: An Exploration

Luis Enrique Alonso: Agrarianism, Populism and the International Division of Labour

Richard J. Walter: Social Democracy and the Agrarian Issue: Argentina, 1870–1914

Raymond Markey: Social Democracy and the Agrarian Issue: Australia, 1870–1914

Guy Vanschoenbeek: The Worker's Party against the Farmers' League: Social Democracy and Peasantry in Belgium, 1893–1914

Johan Frieswijk: Dutch Social Democracy and the «Agrarian Question», 1880–1914

Birger Simonson: Social Democracy and the Peasants in Sweden before World War I

Knud Knudsen: Social Democracy and the Agrarian Question in Denmark, 1870–1914

Maurizio Degl'Innocenti: Rural Areas and Socialism in Italy Between 1800 and 1900

Santiago Castillo: The Long Road to an Agrarian Programme: Spanish Socialism and the Agrarian Question, 1888–1918

Zdeněk Kárník / Jan Měchyř: Social Democracy and Village Dwellers in Bohemia, 1870–1914

Keith Hitchins: Social Democracy and the Peasantry in Rumania, 1870–1914

Antoaneta Tcholakova: Bulgarian Social Democracy and the Peasantry, 1870–1914

Mira Bogdanović: Serbian Social Democracy and the Peasantry, 1903–1914

Jasna Fischer / Franc Rozman: Social Democracy and the Peasantry on Slovene Territory between 1870 and 1914

Birger Simonson: Social Democracy and Agriculture: Some Conclusions



PETER LANG

Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt/M. · New York · Oxford · Wien

INHALT

FORSCHUNG

DIRK HOERDER: «Nützliche Subjekte» – Fremde – Mittler zwischen den Kulturen: Migration und Transkulturalität in Europa 1600–1914

AHLRICH MEYER: Der Beginn der «Endlösung» in Frankreich – offene Fragen

DOKUMENTATION

PETER SCHÖTTLER: Eine Art «Generalplan West»
Die Stuckart-Denkschrift vom 14. Juni 1940 und die Planungen für eine neue deutsch-französische Grenze im Zweiten Weltkrieg

DISKUSSION

SERGIO BOLOGNA: Der Operaismus als Objekt der historischen Forschung

DIETER NELLES: Die Rehabilitation eines Gestapo-Agenten: Krebs/Valtin

BUCHBESPRECHUNGEN UND ANNOTATIONEN